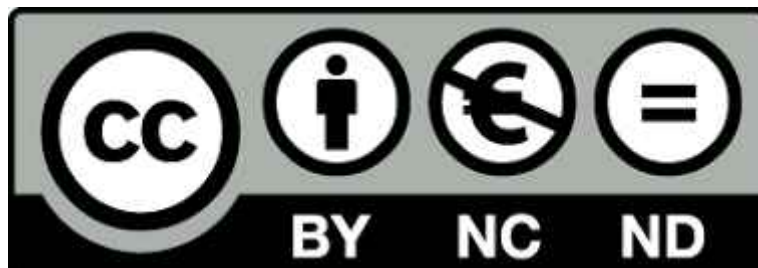


Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe

Alte Zeiten werden wach Über das Horster Gemeindeleben, Jürgen Marquardt
1995

Bestand: Bibliothek

Signatur: B-INV 5869



Lizenz: Creative Commons CC BY-NC-ND 4.0 Namensnennung-Nicht
Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

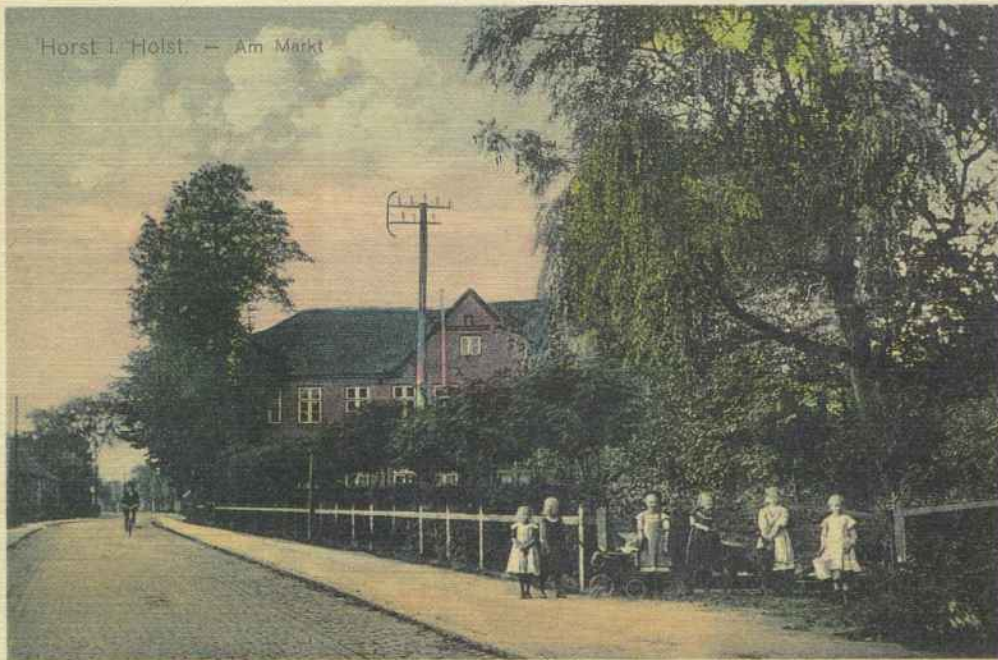
Bei der Veröffentlichung aus dem Archivgut gewonnener Erkenntnisse ist die
Fundstelle folgendermaßen anzugeben:

*Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe, Bibliothek, B-
INV 5869*

Jürgen Marquardt

Alte Zeiten werden wach

Über das Horster Gemeindeleben



Dieses Buch berichtet von den Menschen
und ihrer Arbeit in der Gemeinde Horst,
zeigt wirtschaftliche Verflechtungen auf
und läßt Strukturen erkennen, die einst
typisch für das Leben in Horst waren.

Jürgen Marquardt

Alte Zeiten werden wach

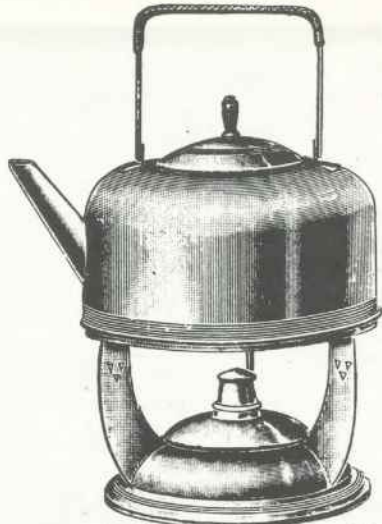
Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe



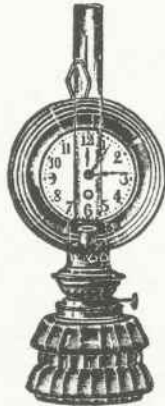
Nr. 4673. Haushaltswage, neues geschmackv. Muster, Vorderseite aus hochfeinem Steingut mit modernem farbigen Dekor. Beste Konstruktion mit Zeigereinrichtung. Gehärtete Federn aus bestem Stahldraht. Zifferblatt 130 mm Durchmesser. Feine Weißblechschale. Tragkraft bis 10 kg. Sehr beliebte moderne Wage. Preis Mk. 3,65



Nr. 4552. Zwiebelbehälter aus Weißblech. In Dekoration zu den Nummern 10708 und 9040 passend. Größe 28x18x10 cm. Stück Mk. 1,35



Wassermärmer



Nr. 5928. Küchenuhr in Verbindung mit einer Lampe. Sehr praktischer Artikel. Gutgehendes Uhrwerk. Stück Mk. 5.—

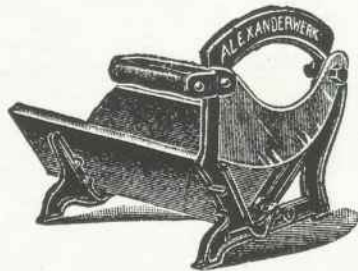


Nr. 1889. Wärmflasche aus Eisenblech, verzinkt und poliert. Mit Messingverschraubung und Fibredichtung versehen, daher undurchlässig. Größe: 30 cm lang, 21 cm breit, ca. 10 cm hoch. Mit Ring zum Anfassen. Stück Mk. 2,50

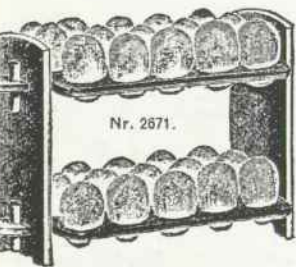
Nr. 2079. Wärmflasche wie Nr. 1889, jedoch in Kupfer poliert. Stück Mk. 5,80



Nr. 5485. Eieruhr



Nr. 4806. Brotschneider mit fein lackierten Holzplatten, hochelegante Ausführung, Messer aus bestem deutschen Stahl, fertig abgezogen, mit einfacher Stellvorrichtung. Gewicht ca. 4 kg. Preis per Stück, fein lackiert und bronziert Mk. 4,50



Nr. 2671. Eierständer aus Ahornholz, fein weiß geschleuert, zerlegbar. Länge 30,5 cm, Breite 14,5 cm, Höhe 20 cm, mit 2 Böden für je 15 Eier = 30 Eier eingerichtet. Stück 85 Pf.



Nr. 674. Nußbaum, poliert mit Stellschraube RM —.70 per Stück



Nr. 5065. Klopfpeitsche zum Reinigen von Kleidungsstücken usw. Rehfuß mit sechs kräftigen Lederriemen. Ganze Länge 60 cm. Stück 60 Pf.

Kaffeemühlen, prima Qualität



Nr. 712

Holzkasten hell lackiert, mit hohem vernick. Trichter und blanker Kurbel, Größe 2 RM 4,20 per Stück



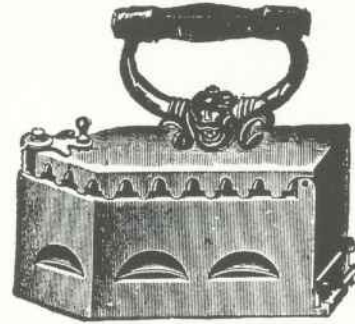
Pfeffermühle



Nr. 674. Nußbaum, poliert mit Stellschraube RM —.70 per Stück



Nr. 10708. Kaffeebüchse aus Weißblech. Fein weiß lackiert, und grau, grün und blau dekoriert. Größe 18x10x10 cm. Stück 90 Pf.



Nr. 1861

Bügeleisen „Germania“

mit Reiberverschluß

Größe	3	4	
Bodenlänge	21	22	cm
Gewicht	2,7	3,3	kg
poliert	RM 4,90	5,20	p. St.
vernickelt	RM 6,30	6,60	p. St.



Nr. 4465.

Nr. 4465. Petroleumkanne

für 2 Liter Inhalt. Stark a. Weißblech gearbeitet. Fein weiß lackiert, grau, grün und blau dekoriert. Mit beweglichem Griff. Stück Mk. 1,20



Nr. 7503. Wandlampe, braucht in 12 Stunden nur für 1/2 Pf. Petroleum. Im unteren Teile ist ein Behälter für Spiritus mit eingestecktem Zündstift, der nur über die brennende Lampe gehalten zu werden braucht, um ihn als Fidi-bus verwenden zu können. Farblich lackiert, 23 cm hoch. Stück Mk. 1,50



Nr. 10098.

Nr. 10098. Wand-Kaffeemühle. Aeußerst praktisch und bequem, da die Maschine zugleich z. Aufbewahrung des Kaffees dient. Mahlwerk fein und grob einstellbar und tadellos arbeitend. Sehr empfehlenswert. Behälter aus Steingut in blauem Muster gehalten. Nickeldeckel und Stahlmahlwerk; Glas mit Meßeinrichtung, wodurch stets die richtige Menge Kaffee gemahlen wird, ca. 0,5 kg Kaffee fassend. Stück Mk. 3,95

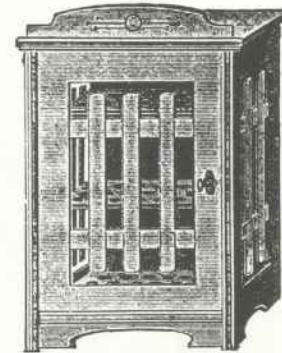
Nr. 10357. Ersatzglas, zu Kaffeemühle Nr. 10098 passend. Stück 20 Pf.



Nr. 9048. Türpuffer



Nr. 10947. Topflappenbehälter aus Weißblech. Fein dekoriert und weiß lackiert, wie Nr. 4465. Größe 22x15x8 cm. Stück 90 Pf.



Nr. 6498. Eierschrank aus Buchenholz, gewachst, Tür mit Schloß und Messingscharnieren. Mit 2 Aufhängeösen. Höhe 34,5 cm, Breite 24 cm, Tiefe 17,5 cm, 3 Böden à 15 Eier = 45 Eier. Wirklich starke Ausführung. Stück Mk. 3,65

Anlegeeisen



Nr. 1877

Plättfüße

mit 4 Balken und Griff



Nr. 6744. Badegarnitur,

Nr. 2756. Kastenwagen, sauber und stark gebauter Kasten aus Tannenholz. Sonstige Holzteile aus Buchenholz, eichenfarbig lackiert, mit kräftigen, eisernen Achsen und Eisenbändern. 60 cm lang, 33 cm breit. Gewicht ca. 8 kg. Radhöhe 24x28 cm. Tragkraft bis zu 80 kg. Stück Mk. 6,50



Nr. 2756.



Nr. 4673
 neues ge
 Vorderse
 Steingut
 farbigen
 struktior
 stellvorri
 Federn ;
 draht. Z
 Durchme
 blehsch:
 10 kg.
 derne W:

Kaff

Nr
 71:
 Holz
 Tri



zum Re
 Ganze l

Alte Zeiten werden wach – Über das Horster Gemeindeleben

Alte Zeiten
 werden wach

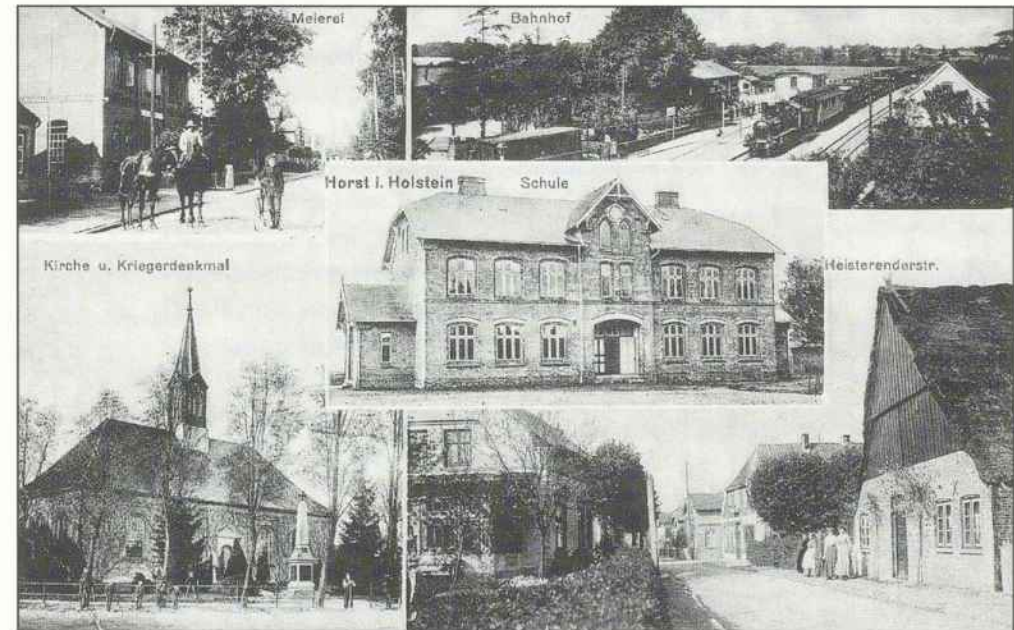
Gemeinsames Archiv des Kreises
 Steinburg und der Stadt Itzehoe
 Markt 1
 25524 Itzehoe

Archiv 110
 MW 5869

Jürgen Marquardt

Alte Zeiten werden wach

Über das Horster Gemeindeleben



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
I. Der Horster Bahnhof – eine Republik für sich	
1. Zur Geschichte der Straße „Am Bahnhof“	11
Die Situation in Hackelshörn vor dem Bahnbau	11
Bebauung und Bevölkerungszuwachs	14
2. Einblick in das Leben „vör de Bahn“	18
Von der Katenstelle zum Ratjen-Hof	18
Die Getreidehändler Peter und Johann Hinrich Schlüter	20
Über das Wohnhaus des Weichenwärters Jürgen von Thien und den späteren Besitzer, den Schrankenwärter Voigt	26
Das Wohnhaus des Kätners Peter Harder	30
Der Gasthof „Horst-Bahnhof“	32
Von Kühls Landstelle bis zur Baumschule von Gravert	37
Der Eierhandel der Frau Böge	38
Die Schlachtereiblöcker	39
Die Bahnhofsmeierei von Hermann Lohse	51
Der Kaufmann Johannes Jarren und seine Nachfolger	60
Der Sattler Hermann Brandt	65
Die „Holsteinische Metallfabrik“ von Erwin Mebus	68
3. Die Besiedlung „achter de Bahn“	70
Zur Geschichte des Schlüterschen Hauses	70
Vom Torfwerk bis zur Baumschule von Günter Kröger	74
Der „Lange Jammer“ und das kleine Arbeiterwohnhaus	74
Die drei Bahnwärterkaten	78
Der Gasthof „Harzhöhe“	79
Die Höfe von Sievers und Keltling	81
4. Gründung, Bedeutung, Anlage und Stilllegung des Bahnhofs	83
Aus der Anfangszeit des Bahnhofs	83
Die wirtschaftliche Bedeutung des Bahnhofs	84
Die Betriebsanlage Bahnhof Horst	89
Die Bahnhofsirtschaft	92
Die Stilllegung des Bahnhofs durch Rationalisierungs- maßnahmen	93

II.	Flickfrauen, Näherinnen und Schneiderinnen	
1.	Die Flickfrauen Frau Wagner, Frau Petersen und Frau Ahrens	105
2.	Die Näherinnen Frau Soldwedel, Frau Böttger, Fräulein Semmelhak und Frau Lüdemann	107
3.	Die Schneidermeisterin Wilhelmine Bongartz	108
4.	Die Schneiderin Anne Kovanda	110
5.	Die Schneidermeisterin Martha Blöcker	111
6.	Die Schneidermeisterin Elisabeth Steinhorst	118
III.	Die Schneidermeister	
1.	Johannes Mohr	120
2.	Heinrich Mohr	123
IV.	Über die Landwirtschaft	
1.	Zur Geschichte des Bauernhofes der Familie Götttsche	128
2.	Übersicht über Betriebsgrößen	148
3.	Der Eichenhof	149
4.	Der Tagelöhner Hinrich Hinck	150
5.	Der Dielenmacher Otto Köster	153
6.	Der Tagelöhner Joachim Schwering	156
V.	Die Zusammenarbeit von Schmieden, Stellmachern und Malern	
1.	Der Schmied Hermann Lefenau	158
2.	Die Herstellung eines Brettwagens	162
3.	Die Aufgabe der Maler	166
4.	Das alte Schmiedehandwerk im Spiegel der Sprache	167
VI.	Die Viehhändler	
1.	Hans Krohn	169
2.	Rudolf Hinck	174
VII.	Die Schlachtereien von	
1.	Matthiessen	181
2.	Ahrens	189
3.	Hanemann	190

VIII.	Über die Selbstversorgung mit Fleisch	
1.	Schweinemast und Hausschlachtung	192
2.	Der Ochse als Fleischlieferant	199
3.	Die Bedeutung der Schefflerschen Räucherkatze	202
IX.	Zur Geschichte des Gemischtwarengeschäftes in der Bahnhofstraße	
1.	Der Gründer Jacob Christopher Soltau	210
2.	Die Nachfolger Johannes Friedrich Wulf und Arnold Wulf	212
3.	Der Pächter Paul Voß	218
X.	Über die Bäckereien	
1.	Zur Geschichte der Bäckerei in der Schulstraße Nr. 5	221
2.	Die Bäckerei Schröder in der Bahnhofstraße	240
XI.	Die Hökereien	
1.	Die Gastwirtschaft und Hökerei in Heisterende	246
2.	Die Hökerei in Hinterholz	251
3.	Der Hökerladen von Reker in Horstheide	255
4.	Der Hökerladen von Brütt in Hahnenkamp	260
5.	Die Bäckerei und Hökerei von Wöhrdemann in Hahnenkamp ..	265
XII.	Der Straßenverkauf von Milchprodukten	
1.	Der ambulante Handel der Familie Falk	267
2.	Die Milchwagenfahrer der Bahnstoffsmeierei und ihre Nachfolger ..	271
XIII.	Die Familie Dieckmann in der Bahnhofstraße	
1.	Die Putzmacherin Greta Dieckmann	277
2.	Die Gröönhökersch Anna Dieckmann und ihr Mann, der Jacob-Schuster	280
XIV.	Der Uhrmacher Maximilian Schröder	281
XV.	Zwei Horster Originale	
1.	Johannes Mohr, der Händler mit Altwaren und Plünnen	288
2.	Trina Voß, die Stutenfrau	292

XVI. Drei alte Straßenansichten	
1. Der vordere Teil der Bahnhofstraße	295
2. Der Heisterender Weg und die Bahnhofstraße	300
3. Die Bahnhofstraße von der Bäckerei Böde bis zu der Wirtschaft von Hüttmann	306
XVII. Erzählgut und Redensarten	
1. „Uns Döörp vör sömdig Johr 1912“ von Anita Schröder	314
2. „Der Teufelsfuß“ von Werner Harder	315
3. Plattdeutsche Redensarten	318
XVIII. Erinnerungen an früher	
1. Torf, ein begehrtes Brennmaterial	320
2. Häuser, die an frühere Zeiten erinnern	321
Das Reetdachhaus in der Schulstraße Nr. 27	321
Das Reetdachhaus in der Elmshorner Straße Nr. 15	322
Das Haus in der Elmshorner Straße Nr. 5	323
3. Tätigkeiten aus vergangenen Zeiten	326
Die Torfgewinnung	326
Der Washtag	327
4. Wichtige Einrichtungen	328
Die Pumpe	328
Das Plumpsklosett	329
5. Möglichkeiten der Freizeitgestaltung	330
Bei Heinrich Armbrust auf der Kegelbahn	330
Bei Henry Zimmermann im „Moorbad Donnerkuhle“	332
6. Andere Zeiten – andere Bedürfnisse	338
Zur baulichen Entwicklung der Häuser	
Am Markt Nr. 3 und Nr. 4	338
Am Markt Nr. 1	342
XIX. Grußkarten aus Horst	344

Vorwort

Vor einiger Zeit begann ich, mich mit der Horster Geschichte zu beschäftigen, indem ich alte Postkarten und Fotografien sammelte, Informationen bei Leuten vor Ort einholte, diese aufschrieb und in einem Archiv zusammenstellte.

Aus dieser Beschäftigung, die ich als Hobby zwanglos betrieb, entstand aber ein gezieltes Vorhaben, als an mich der Wunsch herangetragen wurde, von dem Gesamtmelten etwas in einem Buch zu veröffentlichen. Der Wunsch ist realisiert worden, denn das Buch liegt nun vor. Es ist kein wissenschaftliches Werk, und es kann und soll die beiden Chroniken nicht ersetzen, die ihren eigenen Stellenwert haben und die mir manches Mal als Quelle dienten.

Es ist ein Geschichtsbuch, das von den Menschen und ihrer Arbeit in der Gemeinde Horst berichtet, wirtschaftliche Verflechtungen aufzeigt und Strukturen erkennen läßt, die einst typisch für das Leben in Horst waren. Das Buch kann nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, denn bei der Stofffülle mußte eine Auswahl getroffen werden, und deshalb konnte ich von meinen Aufzeichnungen auch nicht alles verwerten. Der Begriff „alte Zeiten“ wird mit Hilfe zahlreicher Beispiele mit Inhalt gefüllt, damit der Leser konkrete Vorstellungen gewinnt, die durch das Bildmaterial veranschaulicht werden.

Gern habe ich die Arbeit auf mich genommen, dieses Buch zusammenzustellen, und ich möchte mich bei allen ganz herzlich bedanken, die zu seiner Entstehung beigetragen haben, indem sie mir Informationen gaben, Fotos zur Verfügung stellten oder Quellenmaterial zur Einsicht überließen.

Mein besonderer Dank gilt den Geschwistern Martha und Willi Blöcker, die mich unermüdlich unterstützten, Kontakte herstellten, Bilder besorgten und immer bereit waren, Fragen zu beantworten und Probleme zu klären.

Zu danken habe ich dem Sponsor, der Sparkasse Horst, die durch ihre finanzielle Unterstützung das Erscheinen des Buches ermöglichte.

Ich hoffe, daß dieses Buch einen möglichst großen Leserkreis finden wird, daß es die Heimatfreunde hier am Ort anspricht und vielleicht auch viele erreicht, die außerhalb von Horst leben.

Zu wünschen wäre, daß Neubürger und vor allen Dingen junge Menschen motiviert werden, das Buch zu lesen, um etwas aus den vergangenen Horster Zeiten zu erfahren.

Wenn dies alles zutreffen sollte, wäre es für alle Beteiligten einschließlich des Sponsors der schönste Lohn. Dann wäre auch der Anlaß gegeben, darüber nachzudenken, dem ersten Buch eventuell ein zweites folgen zu lassen.

Horst, im Oktober 1995

Jürgen Marquardt

I. Der Horster Bahnhof – eine Republik für sich

1. Zur Geschichte der Straße „Am Bahnhof“

Die Situation in Hackelshörn vor dem Bahnbau

Der Horster Bahnhof hatte einst eine große Bedeutung. Er wurde im Ortsteil Hackelshörn gebaut und dort am 18. September 1844, am Geburtstag des dänischen Königs, feierlich eingeweiht.

Der Bahnhof entwickelte eine zentrale wirtschaftliche Funktion für Horst, die so bedeutsam war, daß die Bezeichnung Hackelshörn verdrängt und durch den Namen Horster Bahnhof ersetzt wurde, obwohl dieser zwei Kilometer vom Kirchdorf entfernt lag.

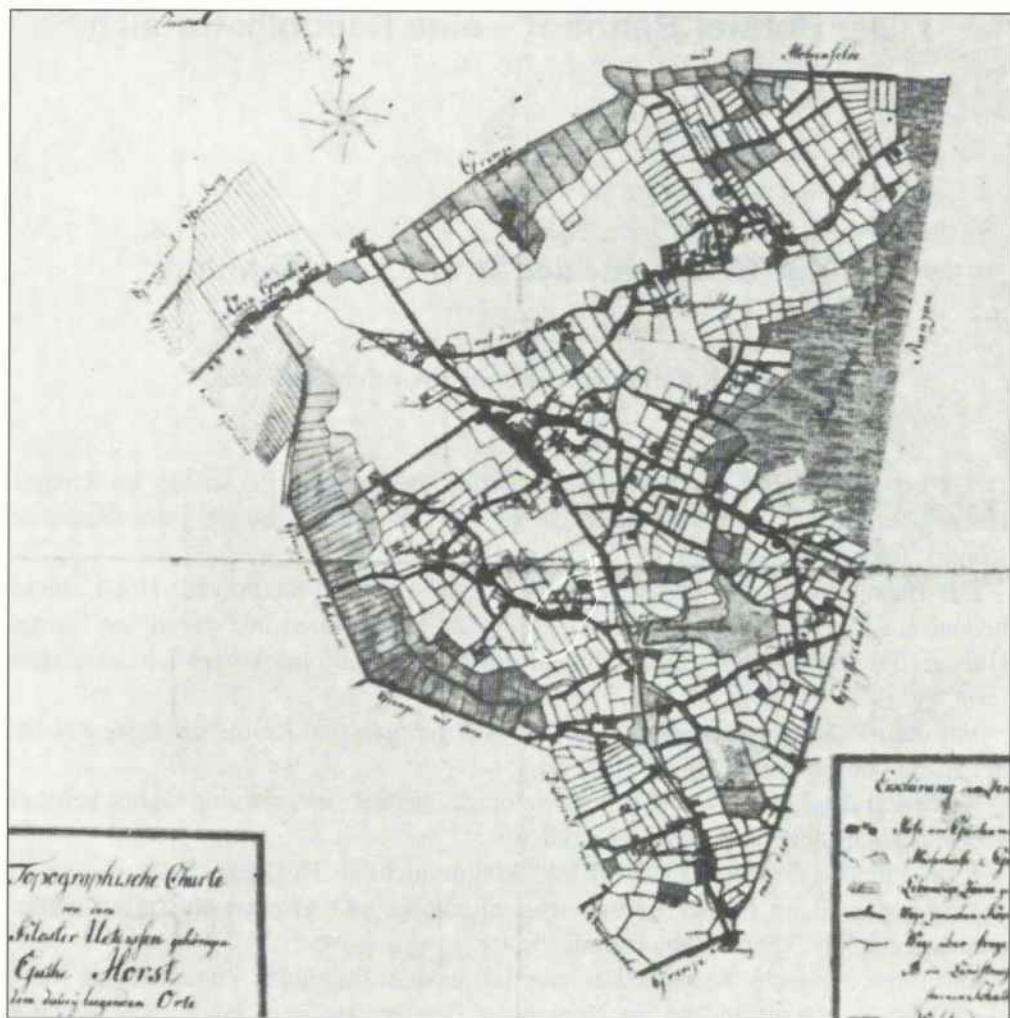
Vor dem Bahnbau war dieses Gebiet sehr abgelegen und kaum besiedelt, was aus der Karte von 1793 ersichtlich wird.

Sechs Landstellen sind in dieser Karte eingezeichnet, und sie sind wahrscheinlich 1639 als Katenstellen eingerichtet worden.

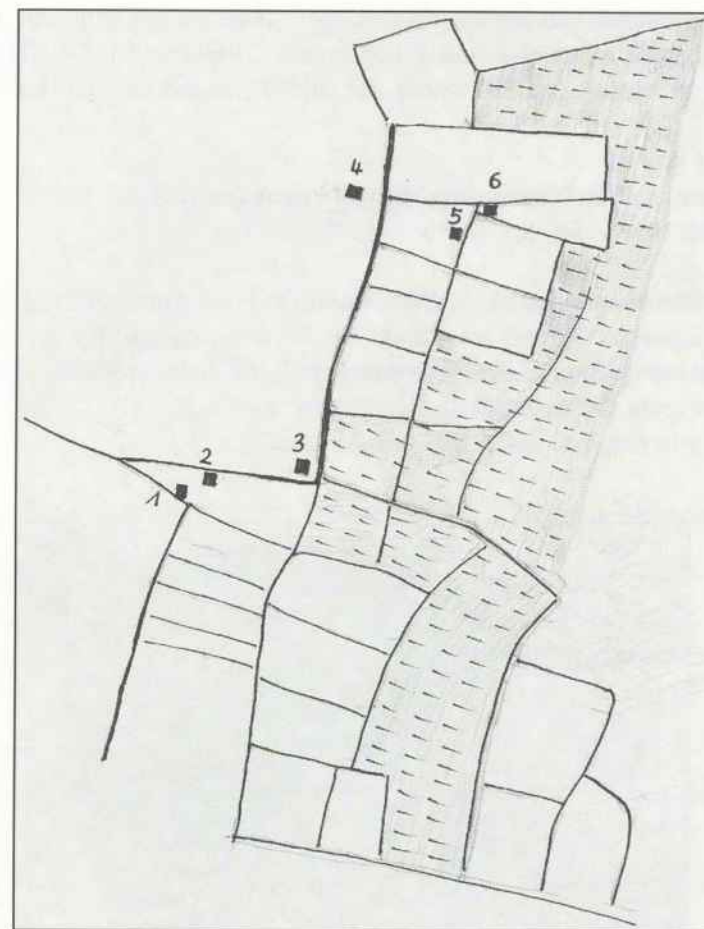
Kätner hießen ihre Besitzer. Ihr Besitz konnte nicht als Hof bezeichnet werden, da nach der damaligen Festsetzung ein Hof mindestens 48 Morgen aufweisen mußte, was umgerechnet knapp 50 ha waren.

Die Lage der sechs Katenstellen habe ich in dem folgenden Lageplan mit Nummern kenntlich gemacht und die Namen der Besitzer aus dem Jahre 1639 hinzugefügt sowie die Größe des Besitzes in Hektar umgerechnet, denn damals wurde in Morgen und Längsruthen gemessen.

Anmerkung: 1 Krempermarschmorgen = 1,03 ha; 1 Morgen = 120 Längsruthen



Karte von 1793



Die Lage der sechs Käten

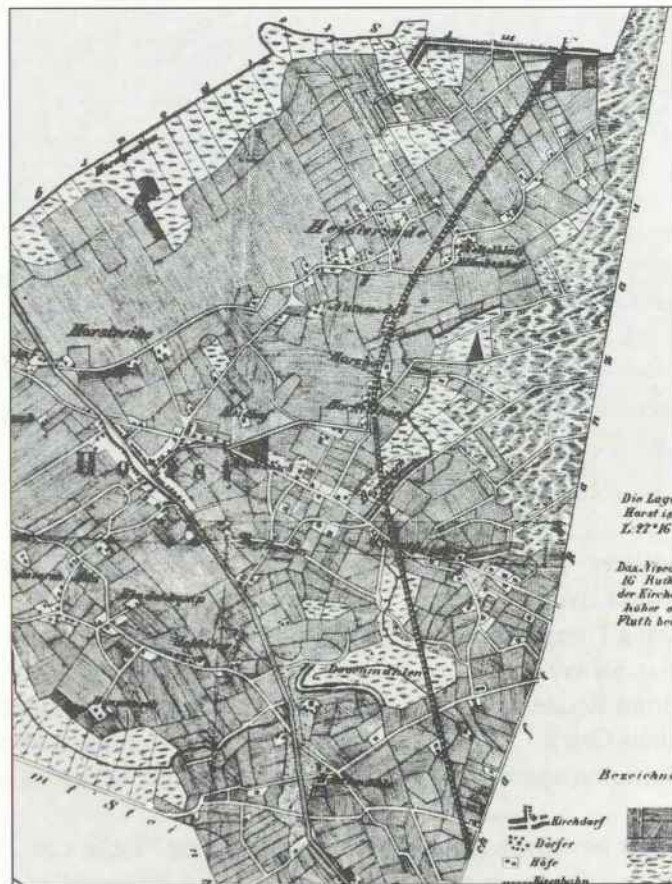
	Besitzer	Größe	heute bekannt unter
Zu 1	Wolter Evert	4,97 ha	--
Zu 2	Claus Timmermann	5,37 ha	Hof Körner
Zu 3	Max Struve	7,78 ha	Hof Ratjen
Zu 4	Timm Redders	5,14 ha	Küppershaus Harzhöhe
Zu 5	Claus Grieb	3,90 ha	Hof Kelting/Bluhm
Zu 6	Hinrich Andrews	3,87 ha	Hof Sievers/Jörn Ratjen

Diese sechs Kätnen bewirtschafteten 1639 insgesamt eine Fläche von 31,02 ha. Deutlich ist auf der Zeichnung zu erkennen, wie dicht die Kätenstellen 1793 noch am Torfmoor lagen und wie der Mensch das Moor parzellenweise zurückgedrängt hat.

Seine größte Ausstülpung hatte das Moor in dem Bereich, wo heute die Pappelallee in die Bahnhofstraße einmündet und wo nach dem Torfabbau 1887 die Hofstelle von Berend Kühl mit 3 ha angesiedelt wurde, die zuletzt Richard Gravert bewirtschaftete.

Bebauung und Bevölkerungszuwachs

Mit dem Bahnbau aber änderte sich die Situation in Hackelshörn. Ein Schienenstrang durchzog die einsame Gegend am Rande des Torfmoores, und die Karte von 1854 zeigt schon die ersten Spuren der Besiedlung im Bereich des Bahnhofs, wo im Laufe der Zeit immer mehr Gebäude entstanden.



Karte von 1854

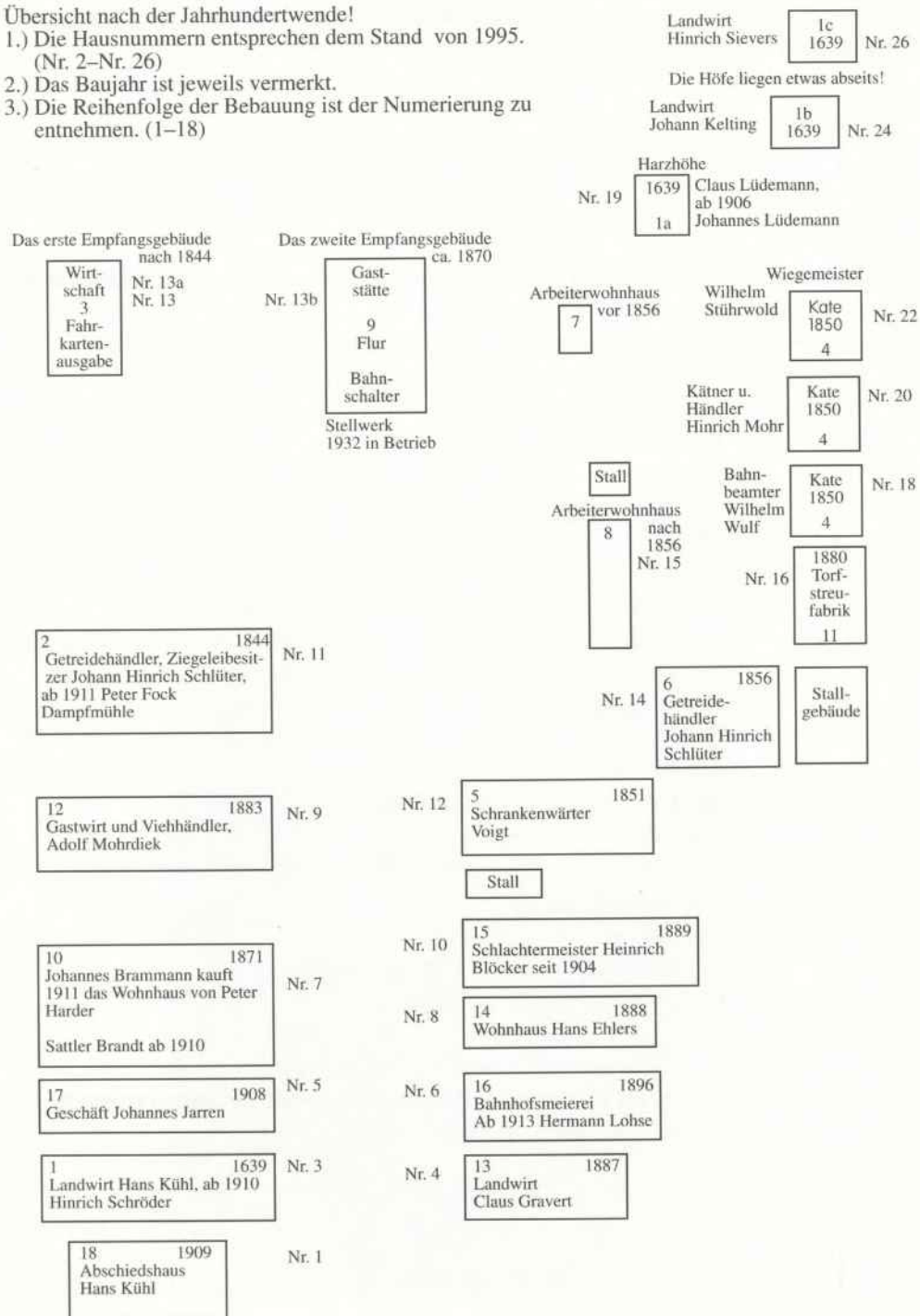
Mit Hilfe einer zeitlich geordneten Übersicht läßt sich diese Entwicklung im einzelnen darstellen:

1. 1639 Die Katenstellen mit den Nummern 1, 1a, 1b und 1c existieren nachweislich schon um 1639. Die im Lageplan mit der Nummer 1 eingetragene Landstelle befindet sich 1844 im Besitz der Familie Wischmann.
2. 1844 Der Getreidehändler Peter Schlüter errichtet ein Wohnhaus mit Speicher.
3. nach 1844 Das erste Empfangsgebäude der Bahn wird gebaut.
4. um 1850 Die drei Bahnwärterkaten entstehen.
5. 1851 Der Weichenwärter Jürgen von Thien errichtet ein Wohnhaus mit Stall.
6. 1854 Der Holzhändler Hinrich Schlüter baut ein Wohnhaus sowie einen großen Stall.
7. vor 1856 Ein kleines Arbeiterwohnhaus wird gebaut.
8. nach 1856 Das Arbeiterwohnhaus ‚Langer Jammer‘ entsteht.
9. ca. 1870 Das zweite Empfangsgebäude der Bahn wird errichtet.
10. 1871 Der Kätner Peter Harder läßt ein Wohnhaus mit Höckerladen erstellen.
11. 1880 Die Torfstreifefabrik existiert.
12. 1883 Der Viehhändler Martin Mohrdiek baut ein Wohnhaus mit Stall und Remise.
13. 1887 Die Hofstelle von Berend Kühl wird gegründet.
14. 1888 Hans Ehlers baut ein Wohnhaus.
15. 1889 Der Schlachtermeister Stoltz läßt ein Wohnhaus mit einer Schlachtereierbauen.
16. 1896 Die Bahnhofsmeierei entsteht.
17. 1908 Johannes Jarren baut ein Geschäftshaus.
18. 1909 Hans Kühl errichtet ein Altenteilerhaus.

Die arrondierte Bebauung im Bereich des Bahnhofs nach der Jahrhundertwende spiegelt sich in dem nachfolgenden Lageplan wider.

Übersicht nach der Jahrhundertwende!

- 1.) Die Hausnummern entsprechen dem Stand von 1995. (Nr. 2–Nr. 26)
- 2.) Das Baujahr ist jeweils vermerkt.
- 3.) Die Reihenfolge der Bebauung ist der Numerierung zu entnehmen. (1–18)



Die Bevölkerung nahm am Bahnhof entsprechend zu, und ein Vergleich der Ergebnisse der Volkszählungen in Horst aus den Jahren 1826 und 1925 läßt interessante Schlußfolgerungen zu.

In den Gemeindebezirken, wo fast nur Landwirtschaft betrieben wurde, hatte die Bevölkerung unterschiedlich abgenommen:

Bezirke	1826	1925	Abnahme an Personen
Dannwisch	25	19	6
Fiefhusen	44	42	2
Heidhof	13	11	2
Horstmoor	40	21	19
Horstreihe	62	42	20
Lüningshof mit Grönland	80	67	13
Moordiek	105	51	54
Schloburg	49	46	3
Schönmoor	16	14	2

Im Gemeindeteil Himmel blieb die Einwohnerzahl mit 11 konstant, aber in fünf Bezirken gab es einen Bevölkerungszuwachs.

Bezirke	1826	1925	Zunahme an Personen
Kirchspielort	610	1113	503
Hahnenkamp	278	430	152
Hackelshörn	48	193	145
Horstheide	147	256	109
Hintermholz	79	116	37

Sicher hatte Hackelshörn nicht die meisten Einwohner, aber im Verhältnis hatte dieser Bereich die größte Zunahme zu verzeichnen, was ursächlich mit dem Bahnbau zusammenhängt. In Prozenten ausgerechnet, ergibt sich folgende Aufstellung:

1. Hackelshörn	302%
2. Ortskern	82%
3. Horstheide	74%
4. Hahnenkamp	54%
5. Hintermholz	46,8%

Dieses Ansteigen der Bevölkerung in einem Zeitraum von 100 Jahren schlägt sich auch in der allgemeinen Bevölkerungszahl nieder, denn 1826 hatte Horst 1875 Einwohner, während sich 1925 die gesamte Bevölkerung auf 2663 erhöht hatte.

2. Einblick in das Leben „vör de Bahn“

Von der Katenstelle zum Ratjen-Hof

Der Hof von Klaus Ratjen in der Straße Am Bahnhof Nr. 3 war ursprünglich eine Katenstelle, die 1639 Max Struve gehörte und die sich danach im Laufe der Zeit im Besitz von Martin Rühmann, den Geschwistern Reimers, Peter Oehlers, Paul Oehlers, Hans Wischmann, Max Wischmann und Hans Fehrs befand.

1821 kaufte Max Wischmann seinen ehemaligen Besitz wieder zurück, und nach seinem Tode 1836 bewirtschaftete sein Halbbruder Hinrich Wischmann allein den Betrieb. Letzterer hatte das Glück, da das Land im Bahnhofsbereich zu seiner Landstelle gehörte, daß er Land an die Bahn sowie Grundstücksparzellen an Privatleute, wie z. B. 1844 an den Getreidehändler Peter Schlüter und 1854 an dessen Bruder Hinrich Schlüter, verkaufen konnte.

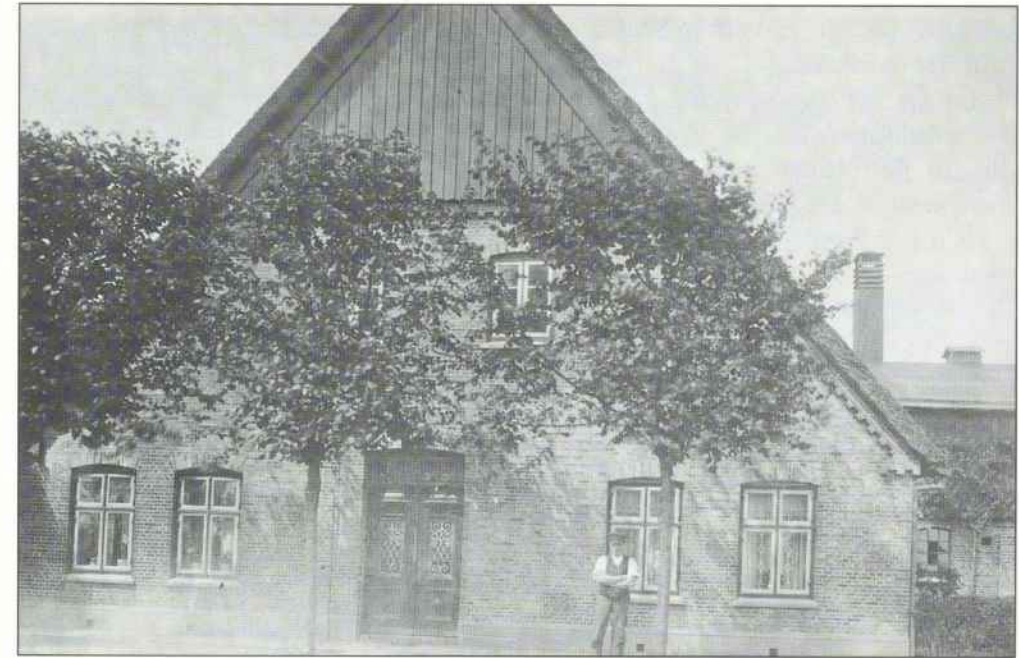
Hinrich Wischmann hatte keinen Sohn als direkten Hoferben, aber eine seiner Töchter, Margaretha, heiratete 1861 Peter Harder vom Lüningshof, dessen Vater Hans Harder einen 41,3 ha großen Hof bewirtschaftete. Diese Ländereien machten einst einen Teil des Meierhofes „Lüningshof“ aus, der zum Kloster Uetersen gehörte und auf dessen zusammenhängenden Ländereien später mehrere größere Höfe entstanden. 1871 übernahm Peter Harder als Schwiegersohn die Hofstelle am Bahnhof. Das Ehepaar Harder hatte nur eine Tochter, die früh verstarb, und da keine Hoferben vorhanden waren, verkaufte der Kätner Peter Harder 1887 an den Kätner Hans Kühl aus Offenseth/Sparrieshoop das strohgedeckte Bauernhaus, zu dem mittlerweile 9 ha, 47 a und 65 m² Land gehörten.

Er selbst zog als Altenteiler mit seiner Frau in das Haus, das er sich 1871 neben dem Hof gebaut hatte und das im Lageplan unter der Nummer 7 zu finden ist.

Hans Kühl zahlte den Kaufpreis von 11 500 RM, und er konnte als Viehhändler die Stallungen sowie die Weiden sinnvoll nutzen. Überwiegend handelte er in Horst, ging aber zu Fuß auch bis nach Neuenbrook, um Geschäfte zu machen.

Er hatte eine Tochter namens Marie, und sie heiratete 1909 Hinrich Schröder aus der Gemeinde Süderau, der als Schwiegersohn den Hof 1910 übernahm.

Zuvor hatte sich Hans Kühl jedoch auf der linken Seite seines Hofes 1909 ein Altenteilerhaus errichten lassen, und da er auch im Alter noch etwas um die Hand ha-



Das alte Bauernhaus am Bahnhof



Das Altenteilerhaus von Hans Kühl

ben wollte, kaufte er 1916 in Schönmoor eine Fettweide, die nach seinem Tode 1928 zum Hof dazukam.

Hinrich Schröder war immer bestrebt, den Hof zu vergrößern und zu modernisieren, sobald ihm Geld zur Verfügung stand. Gleich 1910 ließ er einen Schweinestall für 120 Tiere bauen, und 1924 vergrößerte er die Stallungen, so daß er 22 Rinder einschließlich des Jungviehs und der Kälber unterbringen konnte.

1926 ließ er ein neues Wohnhaus erstellen, und die Reihenfolge seiner baulichen Maßnahmen beweist, daß vor dem persönlichen Wohl die Existenz des bäuerlichen Betriebes im Vordergrund stand.

Das Ehepaar Schröder hatte zwei Töchter; die Tochter Magda erbt den Hof. Sie heiratete 1940 Hans Ratjen aus Ascheberg in Ostholstein, aber leider konnte ihr Mann den Hof nicht übernehmen, denn gleich im ersten Kriegsjahr wurde er eingezogen und 1944 als vermißt gemeldet.

Magda Ratjen mußte deshalb den Hof allein weiterführen. In dieser schweren Zeit unterstützte sie ihr Vater, der bis zu seinem Tode 1964 auf dem Hof tätig war.

Zwischen 1960 und 1970 wurden zeitweise 2000 Legehennen auf dem Hof gehalten, aber ansonsten kam es zu keiner wirtschaftlichen Spezialisierung.

1972 übernahm der älteste Sohn Klaus Ratjen den Betrieb, und sein Bruder Jörn übernahm 1967 den Hof von Sievers.



Das Bild zeigt die rückwärtige Ansicht des Hofes vor dem Hausumbau. Links vor dem neuen Schweinestall steht Hans Kühl im Anzug und mit Rundhut. Rechts der Soldat ist Hinrich Schröder.



Zwei Pferde wurden für die Arbeit benötigt, und das Bild aus den 30er Jahren zeigt einen Knecht beim Anspannen der Tiere.



Das neue Haus

Beide Brüder arbeiten eng zusammen, bewirtschaften gemeinsam eine Fläche von 98 ha und haben sich auf Rinderzucht und Milchwirtschaft spezialisiert. Zwei bis drei eigene Zuchtbullen werden gehalten, und zeitweise stehen über 100 Kühe zum Kalben in den modernen Laufställen, von wo die Tiere auch freien Auslauf nach draußen haben.

Die Getreidehändler Peter und Johann Hinrich Schlüter

Der Getreidehändler Peter Schlüter fing nach dem Bahnbau als erster mit der Bebauung am Horster Bahnhof an. Er errichtete 1844 ein stattliches Gebäude mit Wohnraum, drei Kornböden sowie einer angegliederten Darre zum Trocknen von Getreide.

Peter Schlüter wurde 1814 als Sohn des Hinrich Schlüter und seiner Ehefrau Engel geb. Hahn auf dem Hof in Heisterende geboren, der sich ab 1917 im Besitz von Johannes Dehde befand.

Mit sieben Geschwistern wuchs er dort auf, und alle Kinder mußten besonders zur Erntezeit tüchtig mit anpacken, so daß nur wenig Zeit für den Schulbesuch blieb. Seine Eltern brachten auch Garten- und Landprodukte zweimal in der Woche zum Elmshorner Gemüsemarkt, um sie dort zu verkaufen.

Da sein Bruder Hinrich den Hof erbte, mußte er sich selbst eine Existenzgrundlage schaffen, und er fing zusammen mit dem Fuhrmann Harder in Horst mit dem Holzhandel an. Beide holten Fichtenstämme aus der Lägerdorfer Tannenkoppel, zersägten sie mit Handsägen zu Brettern, die sie dann als Bauholz verkauften. Leider warf die Arbeit für zwei Personen nicht genügend Gewinn ab. Da der Getreidepreis seit 1820 angestiegen war und sich die Anbaufläche stetig vergrößerte, beschloß Peter Schlüter kurzerhand, seinen Lebensunterhalt mit dem Getreidehandel zu verdienen.

Er machte sich zu Fuß nach Hamburg auf, wo er bei einer größeren Kommissionsfirma vorsprach, deren Inhaber die Familie Schlüter aus Heisterende kannte. Sie weihten ihn nicht nur detailliert in den Getreidehandel ein, sondern wollten ihm auch bei Bedarf die nötigen Geldmittel vorstrecken.

Peter Schlüter begann nun, Getreide aufzukaufen, um es dann wieder gewinnbringend zu verkaufen. Er ließ das aufgekaufte Getreide nach Grönland schaffen, dort in Fleetkähne verladen, die die Fracht nach Glückstadt brachten, wo diese nochmals in größere Schiffe umgeladen wurde. Grönland war ein günstiger Umschlagplatz, und sogar Pferdegespanne aus Ostholstein fuhren Getreide herbei, das nach dem mühseligen Landtransport auf dem Wasserweg weiterbefördert wurde.

Peter Schlüter ging auch regelmäßig zu Fuß nach Neumünster zu den Wochenmärkten, tätigte dort Geschäftsabschlüsse und ließ das Getreide nach Grönland bringen.

Der Handel erwies sich als sehr lukrativ. Obwohl es damals üblich war, mit den Bauern erst am folgenden Pfingst- oder Martinitag abzurechnen, benötigte er nur in Ausnahmefällen fremde Geldmittel. Als der Bahnbau schlagartig die alten Verkehrsstrukturen veränderte, faßte Peter Schlüter den Entschluß, zumal er eine Menge Geld zusammengespart hatte, sich am Horster Bahnhof ein eigenes Anwesen mit einem angegliederten Betrieb zu bauen.

Die Benutzung der Bahn erleichterte spürbar seinen geschäftlichen Verkehr, denn die weiten Fußtouren nach Hamburg und Neumünster entfielen, und die Bahn beförderte außerdem das Geld in versiegelten Beuteln und Säcken. Deshalb benötigte er auch nicht mehr seinen dicken Handstock, den er auf seinen Touren stets bei sich geführt hatte und in dem ein fußlanger Dolch eingelassen war, damit er sich bei einem Überfall wirksam verteidigen konnte.

Der Getreidehandel am Bahnhof, bedingt durch den optimalen Standort, nahm einen großartigen Aufschwung.

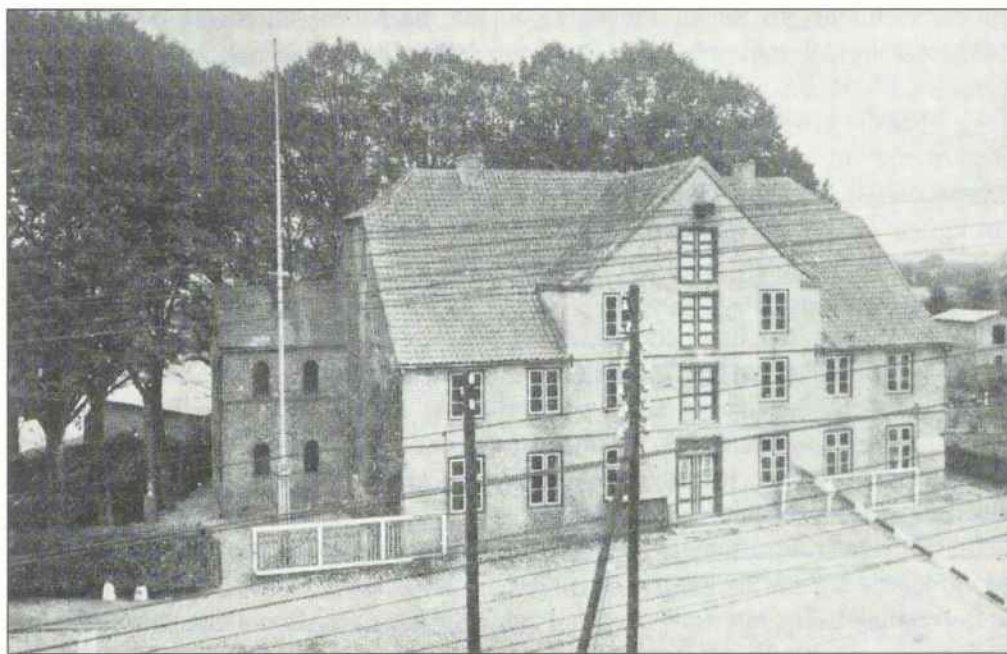
Der Bahnhof lag am westlichsten Punkt der Strecke Altona/Kiel. Von hier aus konnte der gesamte Raum von Glückstadt, Krempe und Wilster mit Agrarprodukten versorgt werden, aber genauso konnten Produkte aus der Marsch zum gut erreichbaren Bahnhof gebracht werden, der zwangsläufig mit allen Stationen der Strecke in Verbindung stand, an denen ein- bzw. ausgeladen werden konnte.

Außerdem hatte die Bahn ihm ein Anschlußgleis zu seinem Betrieb gelegt. Dank dieser Vergünstigung vollzog sich der Warenumsatz zeitsparend und kostengünstig.

Gearbeitet wurde von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Die sogenannten Bodenleute beluden die Fuhrwerke, und die Kutscher hatten den ganzen Tag damit zu tun, Ware auszufahren oder herbeizuschaffen.

Leider gab es auch wirtschaftliche Einbrüche. England führte beispielsweise Zoll auf eingeführtes Getreide ein und verbot zeitweise sogar gänzlich die Einfuhr. Als die Bauern den erfundenen Handelsdünger, der damals Kunstdünger hieß, intensiv einsetzten, ließen sich besonders auf der mageren Geest die Erträge derartig steigern, daß die Bauern in der Lage waren, verstärkt Rinderzucht und Schweinemast zu betreiben. Sie brauchten ihre Futterbestände selbst auf, der Getreidehandel ging folglich stark zurück, und Peter Schlüter hatte nicht mehr genügend Arbeit für seine Leute.

Er suchte deshalb nach einem Ausweg und kaufte dem Kloster Uetersen zwei abgegrabene Moorparzellen ab, um nach deren Urbarmachung auf ihnen Landwirtschaft zu betreiben. Als er aber feststellte, daß im Untergrund wertvolle Ton- und Mergelschichten lagerten, erwarb er noch weitere 8 Hektar am Boyendeich und am Kleinen Voßberger Moordamm und errichtete dort 1862 eine Ziegelei. Steine, Drai-



Das Geschäftshaus der Firma Schlüter-Horstbahnhof

nagerohre, Pfannen, Fliesen und rote sowie gelbe Preßsteine wurden produziert. Da die Landwirte verstärkt Schweinezucht und Schweinemast betrieben, wurden viele Steine zum Bau von Schweineställen benötigt, so daß der Ziegeleibetrieb schon bald erweitert werden mußte.

Weil das Kloster Uetersen jedem Horster Einwohner mit eigener Feuerstelle nur eine einzige Moorparzelle bewilligte und Peter Schlüter für seine Familie nur zwei beanspruchen konnte, reichte der Torf nicht aus, um den Ziegelofen zu beheizen. Er erwarb deshalb von der Rantzauer Behörde das Abgraberecht für insgesamt 24 Moorparzellen im Rantzauer Moor, das unmittelbar an das Torfmoor grenzte. So gehörten schließlich zu seinem Unternehmen der Getreidehandel, die Landwirtschaft, die Ziegelei und der Torfbetrieb, die sich teilweise sogar ergänzten und die für genügend Arbeit sorgten.

1870 nahm der 56jährige Peter Schlüter seinen 16jährigen Sohn in das Geschäft auf, indem er ihm das Getreidegeschäft ganz anvertraute. Er führte seinen Sohn auf gemeinsamen Touren nach Uetersen, Pinneberg, Glückstadt, Krempe, Itzehoe und Kellinghusen in die Tätigkeit eines Getreidehändlers ein, machte ihn mit den Kunden bekannt, so daß Johann Hinrich Schlüter bald eigenständig arbeiten konnte.

Da die Bahn damals nur bis Itzehoe führte, ging er anfangs von dort zu Fuß nach Wilster. Später konnte er sogar einen Omnibus benutzen. Er besuchte alte Kunden,



Ein restaurierter gelber Vollstein aus der Schlüterschen Ziegelei

warb neue und führte Gespräche mit den Besitzern der Großbäckereien, der Brauereien, der kleinen Kornhandlungen sowie der zahlreichen kleinen Bäckereien, wo er beispielsweise dänische Inselgerste oder besten ostholsteinischen Roggen anbot. Zu Fuß marschierte er dann weiter nach St. Margarethen, übernachtete in einem Gasthaus und suchte am nächsten Tag Kunden in Büttel, Brunsbüttel, Westerbüttel, Edde-lak, Kuden und Bockholt auf. Am dritten Tag war er in Hochdonn, Wacken und Schenefeld, und während des vierten Tages kam er nach Itzehoe, um von dort nach Erledigung seiner geschäftlichen Tätigkeit wieder mit dem Zug nach Horst zu fahren.

Da das Bahnnetz allmählich ausgebaut wurde und immer neue Futtermittel aus dem Ausland in den Handel kamen, benötigte das Unternehmen nicht nur Agenturen in Kiel, Lübeck, Hamburg, Königsberg, Bremen und in Westfalen, sondern auch an den ausländischen Handelsplätzen wie in Kolding, Kopenhagen und Riga.

Dampfer brachten das Getreide über die Ostsee nach Kiel, wo es in Eisenbahnwagen verladen und direkt auf dem Schienenweg zu den Bahnstationen der Abnehmer gelangte.

Später diente auch der von 1887 bis 1895 gebaute Kaiser-Wilhelm-Kanal, heute Nord-Ostsee-Kanal genannt, als Transportweg, und Getreide wurde mit dem Schiff

von der Ostsee direkt bis nach Itzehoe gebracht, wo ein Hauptumschlagplatz mit eigener Niederlassung entstanden war, so daß sich die Handelsaktivitäten allmählich von Horst nach Itzehoe verlagerten.

Getreideladungen kamen sogar per Schiff vom Schwarzen Meer, aus Rumänien und Kleinasien nach Hamburg, wurden dort in kleine Elbwerer umgeladen, mit denen die Fracht dann zu den Kunden nach Pinneberg, Uetersen, Glückstadt, Krempe, Itzehoe und Kellinghusen transportiert wurde. Die Getreideschiffe brachten oft auch als kostengünstige Beiladung Graupen, Grütze sowie Erbsen und Bohnen mit; preiswerte Hülsenfrüchte kamen beispielsweise aus dem Raum Königsberg. Sogar mit Reis wurde gehandelt, und dieser konnte am günstigsten in Bremen eingekauft werden.

Die zur Gewinnung von Speiseöl benötigte Rapssaat stammte aus der Marsch und wurde an die großen Ölmühlen nach Wittenberg, Hamm oder auch bis nach Kopenhagen geliefert.

Als der neue Ringofen in der Ziegelei mit Kohle geheizt wurde, konnte der Torfbetrieb eingestellt werden, zumal die Rantzauer Behörde die einst zugebilligten 24 Moorparzellen in unüblicher Weise öffentlich zum Verkauf anbot.

1885 starb Peter Schlüter, und noch zu Lebzeiten seiner Frau war das gesamte Unternehmen in die Hände des Sohnes Johann Hinrich übergegangen. Letzterer verzog 1911 nach Hamburg, verkaufte das Gebäude sowie die Ziegelei und führte das Getreidegeschäft mit Sitz in Hamburg weiter.

1911 erwarb Peter Fock aus Horst das Gebäude, der eine Dampfmaschine einrichtete und die Bewohner des Bahnhofes mit Strom versorgte. Die Scheune und die Darre waren zwischenzeitlich abgebrochen worden, die Ziegelei erlitt 1919 das gleiche Schicksal. Johann Hinrich Schlüter mußte 1915 während des 1. Weltkrieges auch sein Getreidegeschäft schließen, das sein Vater einst gegründet hatte.

Über das Wohnhaus des Weichenwärters Jürgen von Thien und den späteren Besitzer, den Schrankenwärter Voigt

Der Weichenwärter Jürgen von Thien baute sich 1851 das zur Straße stehende traufenständige Haus mit den abgewalmten Giebeln, das ungefähr 10,14 m lang und 7,40 m breit ist.

Die Vorderfront zeigt eine harmonische symmetrische Aufteilung. Ein Zwerchgiebel unterbricht die Längsachse des Hauses, und unter diesem, genau in der Mitte des Hauses, befindet sich der Eingang mit der zweiflügeligen Haustür, über der ein schmales, rechteckiges Sprossenfenster angebracht ist, damit noch zusätzlich Licht in den dahinterliegenden Flur fallen kann.

Jeweils zwei Fenster befinden sich rechts und links von der Haustür. Sie bestehen aus zwei Flügeln, und jeder Flügel weist drei quadratische Sprossenfenster auf, so daß die Fassade durch insgesamt 24 kleine Fenster aufgelockert wird.

Das Sichtmauerwerk besteht aus kleinformatigen, roten Backsteinen. Die Außenmauern erreichen insgesamt eine Stärke von 20 cm, haben keine Luftschicht und bilden nur ein lockeres Gefüge, weil sie mit Muschelkalk gemauert wurden.

Sie ruhen nicht auf geschütteten Fundamenten, sondern stehen auf einem Sand-Schotter-Gemisch und reichen etwa 20 cm tief ins Erdreich.

Die Trennwände sind nicht mit dem Außenmauerwerk unmittelbar verzahnt, sondern mit diesem durch Eisenanker verbunden. Da keine Sperrschicht aus Dachpappe die aufsteigende Feuchtigkeit hemmt, sind die Wände im Haus je nach Witterungslage im unteren Bereich entweder ganz trocken oder aber in regenreichen Jahreszeiten feucht und oft sogar ganz naß.

Auch die innere Raumaufteilung zeigt eine symmetrische Anordnung, so daß zwei Familien Platz unter dem Dach des Hauses finden können.

Die Bewohner gelangen vom Flur aus zu ihrer guten Stube, von der sie einen Blick auf die Straße werfen können. Hinter diesen Stuben liegen die beiden Küchen mit den angrenzenden Speisekammern. Die Küchen haben einen besonderen Fußbodenbelag, der aus 50 cm x 50 cm großen braunen Sandsteinplatten besteht. Beide Küchen besitzen außerdem eine geteilte Tür, die unmittelbar nach draußen in den Garten führt. Die Schlafstuben, die auch dem täglichen Aufenthalt dienen, befinden sich im hinteren Teil des Hauses und liegen hofseitig zwischen den Küchen.

Die Ansprüche an den Wohnraum waren damals sehr bescheiden, und von der 75 m² großen bebauten Fläche bleiben ungefähr 64 m² als reine Nutzfläche für zwei Familien übrig.

Die Räume auf der linken Seite des Hauses sind zwar etwas größer als die auf der rechten Seite, aber ganz gleich, ob die Wohnfläche 33 oder 23 m² beträgt, es ist sicher, daß sich das Leben der beiden Familien auf ganz engem Raum im Hause abspielt haben muß.

Der Boden, obwohl an den Giebelseiten schon Fenster vorhanden sind, diente ausschließlich der Lagerung von Torf und Holz. Dieses Brennmaterial wurde durch die Luke im Zwerchgiebel nach oben auf den Boden gebracht. Die Beförderung des Torfes aber nach unten ins Erdgeschoß erfolgte mit Hilfe zweier Schächte, von denen sich einer in der Küche auf der linken Seite und ein anderer im Flur auf der rechten Seite befand.

Eine praktische Einrichtung in diesem Hause war das sogenannte Kellerbett in der Schlafstube auf der linken Seite. Zwei Betten standen dort mit den Fußseiten aneinander an einer Wand, und vor einem Bett befand sich eine Luke, durch die man über eine kleine Leiter in den höchstens 1½ m hohen Kriechkeller hinabsteigen konnte. Um etwas Höhe zu gewinnen, diente der Boden des Bettes, der sich etwa 60–70 cm über dem Fußboden befand, als Kellerdecke. So vergrößerte sich die Stehhöhe, ohne



Am Bahnhof Nr. 12

daß der Keller tiefer in den nassen Grund gebaut werden mußte. Gleichzeitig hatten die Bewohner einen frostfreien Raum zur Lagerung von Obst und Kartoffeln, und sie schliefen praktisch auf ihren Vorräten.

Ebenso praktisch war auch der Kleiderschrank, der sich an der Wand hinter dem Schornstein befand. Er war nur knapp 80 cm breit, hatte aber den Vorteil, daß sich sein Innenraum durch die Wand erwärmte, so daß die Kleidung trocken blieb und nicht verspakte.

Der Komfort war im Gegensatz zu dem Anspruchsniveau in der heutigen Zeit sehr gering.

Das Haus hatte kein Bad, und wenn jemand baden wollte, mußte er erwärmtes Wasser in eine Zinkwanne gießen, in der er dann baden konnte.

Das Haus hatte keine Wasserleitung, und wenn der Wasservorrat in der Küche aufgebraucht war, mußte man nach draußen gehen und aus dem Ziehbrunnen Wasser schöpfen.

Das Haus besaß kein WC, und wenn jemand austreten wollte, mußte er das Haus verlassen, um das Plumpsklo auf dem Hof aufzusuchen.

Trotzdem wird Jürgen von Thien stolz auf sein neues Haus gewesen sein, denn er hatte es im Jahre 1851 bauen lassen, und die oben erwähnten Errungenschaften

gehörten erst viele, viele Jahre später zum allgemeinen Lebensstandard. Er wird sich aber auch besonders über die Lage seines Hauses am Bahnhof gefreut haben, die ihm den Vorteil bescherte, daß er seine Arbeitsstätte an der Bahn zu Fuß erreichen konnte.

Der Erwerb einer Moorparzelle 1855

Außerdem hatte Jürgen von Thien den Vorteil, daß er unmittelbar am Torfmoor wohnte. Da er Torf ebenfalls als Brennmaterial nutzen wollte, war er darauf bedacht, eine Moorparzelle vom Kloster Uetersen, dem das Torfmoor gehörte, zu erwerben.

So schloß er am 13. Mai 1855 mit dem Kloster einen Vertrag, und das Kloster überließ ihm für 40 Mark Courant eine Parzelle von 120 Quadratruthen*, was einer Fläche von ungefähr 2000 m² entsprach.

Allerdings mußte er folgende Bedingungen erfüllen:

1. Er durfte die Moorparzelle nicht weiterverkaufen.
2. Er durfte den Torf nur für den eigenen Haushalt nutzen. Es wurde ihm bei einer Strafe von 10 Reichsthalern angedroht, den Torf auf keinen Fall zu verkaufen.
3. Der Grund und Boden sollte nach Abgrabung des Torfes wieder an das Kloster zurückfallen.

Dieser Vertrag macht deutlich, daß Jürgen von Thien zu den Leuten zählte, die finanziell in der Lage waren, ein größeres Stück Moorland zu erwerben. Die Insten jedoch, die später Tagelöhner genannt wurden, die keinen Grundbesitz hatten und die zur Miete wohnten, konnten sich nur eine Schachtruthe zum Kaufpreis von einer Mark Courant leisten. Diese hatte eine Größe von 16 Fuß im Quadrat und einem Fuß Tiefe, und daraus konnte ein Fuder Torf gewonnen werden.

So waren die Insten im nächsten Jahr erneut gezwungen, eine Schachtruthe zu erwerben.

Der Weichen- und Schrankenwärter Adolf Voigt

Vor dem 1. Weltkrieg kaufte Adolf Voigt von Peter Schacht, der noch mit seinem Pferd die Waggonen beim Rangieren zurechtgeschoben hatte, das Haus. Er arbeitete als Weichen- und Schrankenwärter auf dem Bahnhof und schloß und öffnete die Bahnschranke mit Hilfe einer Handkurbel.

* Die Quadratruthe ist ein altes deutsches Flächenmaß und entspricht einer Fläche von etwa 16 m².

Regelmäßig holte er morgens die Petroleumlampen von den Signalen, die sich auf der Strecke in Horstheide und in Heisterende befanden, reinigte diese zu Hause, füllte Petroleum nach und brachte sie vor Einbruch der Dunkelheit wieder an ihren Platz zurück, damit die Signale für die Lokführer zu jeder Zeit sichtbar waren.

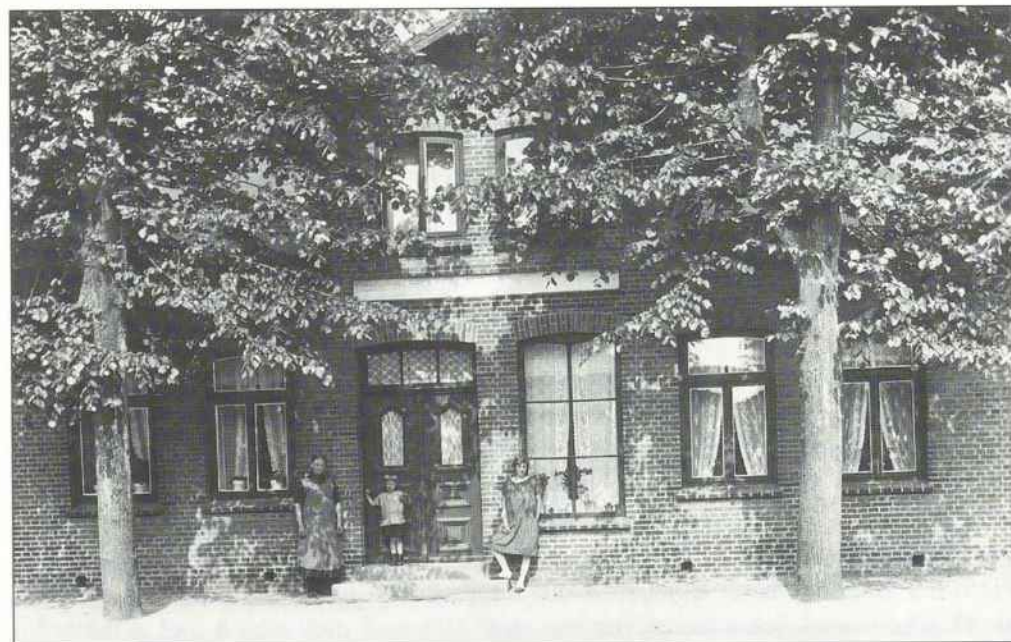
Beim Rangieren stellte er die Weichen, und außerdem gehörte es zu seinem Aufgabenbereich, die Güterwagen der Personenzüge zu entladen sowie diese wieder mit Stückgut zu beladen.

Als er während des 1. Weltkrieges eingezogen wurde, übernahm seine Frau Cäcilie seine Arbeit, und als Adolf Voigt aus dem Krieg zurückkehrte, ging sie wieder ihrer Arbeit in der Fabrik nach.

Adolf Voigt starb 1929, und bis 1973 blieb das Haus im Besitz der Familie Voigt.

Das Wohnhaus des Kätner Peter Harder

In diesem Haus, das 1929 fotografiert wurde, befand sich der Hökerladen, in dem Johannes Jarren angefangen hatte, als Kaufmann auf dem Bahnhof zu arbeiten. (siehe Nr. 7 im Lageplan).

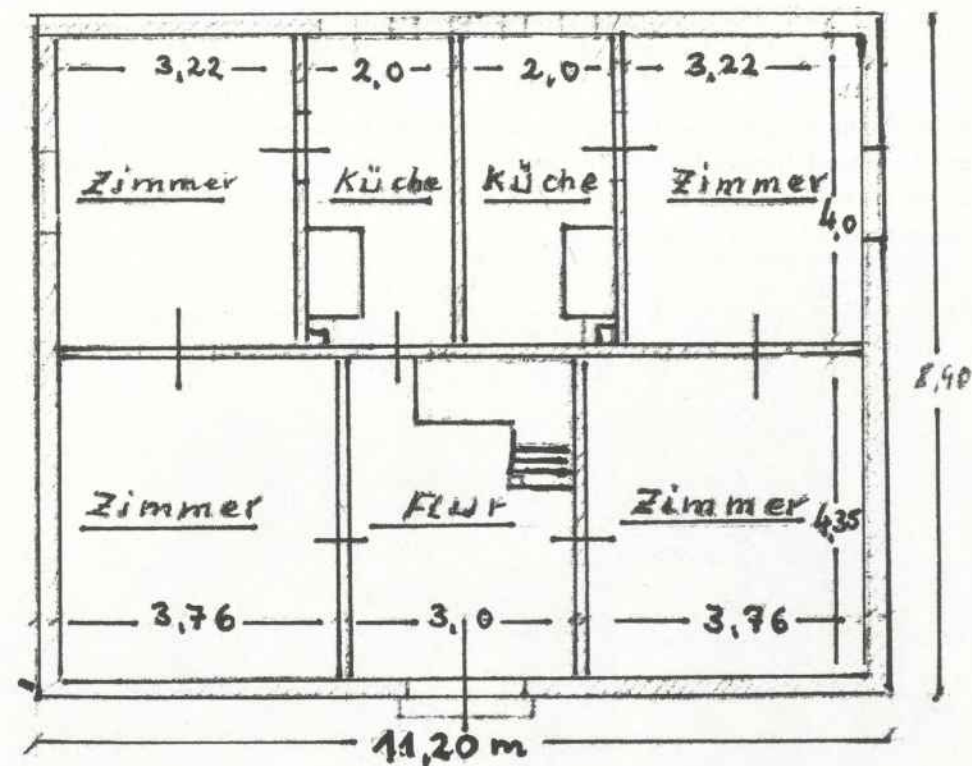


Links vom Eingang steht Katharina Brammann, genannt Trina. Der Junge auf der Stufe ist ihr Enkel Paul Götsch, und rechts befindet sich Frau Gretchen Politz, geb. Stammerjohann, die mit ihrem Mann die rechte Hälfte des Hauses bewohnt.

Zur Geschichte des Hauses:

1. Der Kätner Peter Harder vom Bahnhof baute 1871 dieses Haus auf einem 929 m² großen Grundstück.
2. Der Sattler Hermann Brandt wohnte und arbeitete von 1910 bis in die 20er Jahre in der rechten Hälfte des Hauses.
3. Johannes Brammann, der beim Mühlenbesitzer Schlüter auf dem Bahnhof als Kutscher beschäftigt war, kaufte das Haus 1911 für 5800 Reichsmark.
4. Seine Tochter Marie heiratete 1924 Johann Götsch, der bei Lohse in der Bahnhofsmeierei als Meierist arbeitete, und seit dieser Zeit befindet sich das Haus im Besitz der Familie Götsch.

Der Grundriß des Hauses:



Grundriß des Hauses

Das Haus hat die Außenmaße 11,20 m x 8,40 m. Der Flur ist 4,23 m x 3 m groß, und wenn man die Fläche für die Treppe abzieht, verbleiben ungefähr 10 m² für den dort eingerichteten Hökerladen.

Zwei gleichgroße Wohnungen sind auf dieser Grundfläche entstanden, die jeweils aus zwei Zimmern sowie einer Küche mit folgender Nutzfläche bestehen:

Räume	Maße	Fläche
1. die vorderen Zimmer	3,76 m x 4,23 m	15,90 m ²
2. die hinteren Zimmer	3,22 m x 4 m	12,88 m ²
3. die beiden Küchen	2 m x 4 m	8,00 m ²
Jede Wohnung hat eine Fläche von		36,78 m ²

Ein Zimmer befindet sich außerdem noch im oberen Zwerchgiebel, während der restliche Teil des Bodens nicht ausgebaut ist und z. B. als Lagerraum für Brennmaterialien dient.

Der Gasthof „Horst-Bahnhof“

Der Viehhändler Martin Mohrdiek, ein Sohn des Bäckermeisters Dierk Mohrdiek aus der Elmshorner Straße, baute 1883 am Bahnhof ein Wohnhaus mit Stallungen. Im kleinen Giebel über dem Eingang ist deshalb mit der Lupe auf dem Bild deutlich zu erkennen: M. M. 1883



Das Haus von Martin Mohrdiek

1905 verkaufte er das Haus seinem Sohn Adolf Mohrdiek, der ebenfalls Viehhändler war. Dieser baute das Gebäude grundlegend um, indem er 1908 eine Gastwirtschaft einrichtete, die den Namen Gasthof „Horst-Bahnhof“ erhielt. Sie bestand, so wie es üblich war, aus einem Clubraum sowie einer Gaststube, in der drei runde Tische mit jeweils zwei Bänken und Stühlen standen, auf denen ungefähr 35 Personen Platz finden konnten.

In der angebauten Durchfahrt installierte er eine Viehwaage und eine Brückewaage, so daß die Bauern die Möglichkeit hatten, das Vieh wiegen zu lassen. Sie brauchten auch nicht mehr mit Pferd und Wagen ihre mit Kohle, Heu, Stroh, Kartoffeln, Rüben oder Kohl beladenen Brettwagen nach Horst zu Robert Kruse zum Wiegen zu fahren, sondern konnten ihre Wagen bei Mohrdiek in der Durchfahrt auf die Waage stellen.

Die Kunden, die seine Gastwirtschaft besuchten, waren Bauern, Viehhändler, Leute vom Torfmoor und anfangs die Arbeiter von der Ziegelei und die von der Getreidehandlung Schlüter, während die Reisenden die Bahnhofsgaststätte von Ida Hansen bevorzugten.



Gasthof „Horst-Bahnhof“



Dieser Pferdekopf war über dem Tor der Durchfahrt angebracht.

1919 verkaufte Adolf Mohrdiek seine Gastwirtschaft an Hinrich und Nicoline Schuldt, um von Claus Gravert das ehemalige Schlütersche Haus mit dem großen Stall zu erwerben, wo er Pferdehandel betreiben wollte.

Hinrich Schuldt war der Sohn von Johann Friedrich Schuldt aus Horstheide, der um 1850 angefangen hatte, für die Leute Gärten anzulegen, und der auch eine Gärtnerei mit Pflanzenverkauf betrieb.

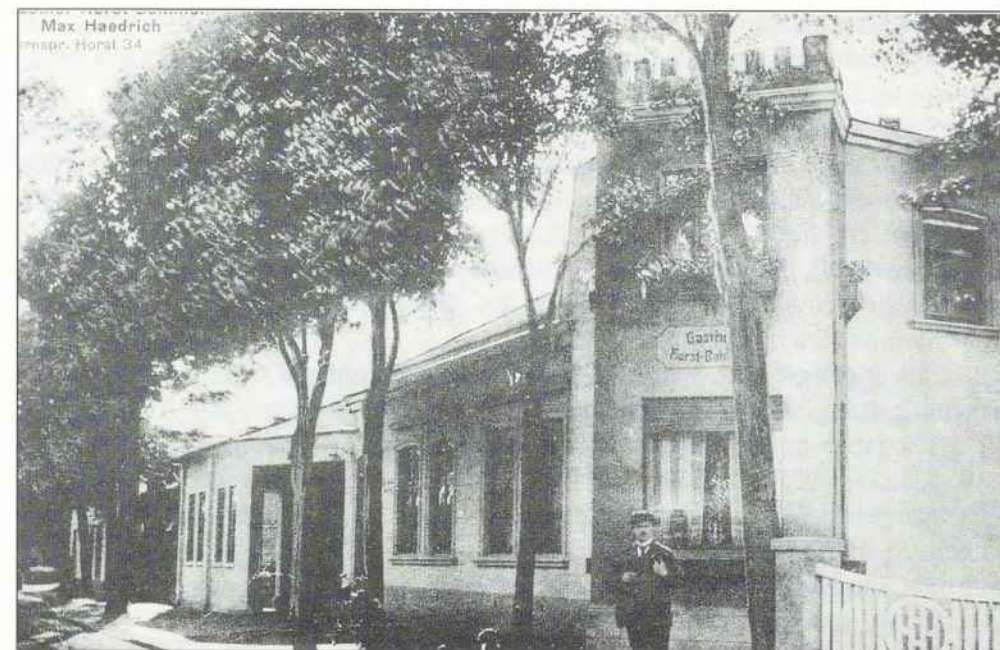
Als sein Haus 1883 abbrannte, baute er seinen Betrieb, aus dem später die Baumschule „Birkenhorst“ hervorgegangen ist, zusammen mit seinem Sohn Hinrich in der Bahnhofstraße wieder auf.

1919 verkaufte Hinrich Schuldt seine Baumschule an Wilhelm Sievers aus Fiefhusen, dem es gelang, den Betrieb beachtlich zu erweitern, und er selbst kaufte, wie schon erwähnt, im selben Jahr die Gaststätte am Bahnhof.

Eine geschäftliche Verbindung zu seinem ehemaligen Betrieb blieb bestehen, weil er während der Saison immer 5 bis 7 Gärtnergehilfen in Kost und Logis nahm.

Nach dem Tode von Hinrich Schuldt führte Nicoline Schuldt die Gastwirtschaft mit Max Haedrich weiter.

1926 kaufte Claus Schmidt die Gastwirtschaft. Er war pensionierter Bahnbeamter, der in seiner Dienstzeit bei der Bahn als Streckenwärter die Strecke Elmshorn-Wrist



Gasthof „Horst-Bahnhof“ Max Haedrich

kontrolliert hatte. Ausgerüstet mit einem schweren Hammer und einem Schraubenschlüssel war er die Strecke Schwelle für Schwelle abgegangen und hatte kleine aufgetretene Mängel sofort behoben.

Außerdem betrieb er in Horstheide noch eine kleine Landstelle, die sein Schwiegersohn, der Viehhändler Heinrich Twisselmann, nach seinem Umzug zum Bahnhof übernahm.

Claus Schmidt baute sich am Bahnhof auch wieder eine kleine Landstelle auf, indem er von der Gemeinde sechs bis sieben Hektar abgegrabenes Moorland kaufte, es kultivierte und landwirtschaftlich nutzte. Er hielt fünf bis sechs Kühe, einige Schweine und unterhielt noch ein kleines Fuhrwesen. Seine drei Töchter und seine drei Söhne unterstützten ihn stets tatkräftig in allen Bereichen. Mit seinen beiden Pferden fuhr er für die Viehhändler Schweine bis nach Hamburg, und für den Bezugsverein, der einen seiner Schuppen zum Lagern von Düngern nutzte, fuhr er Dünger und Korn aus.

In seiner Gaststätte wurde 1929 der „Sparklub Horst-Bahnhof“ gegründet, dessen Mitglieder aus dem Bereich Horst-Bahnhof und Horstheide stammten.

1936 übernahm sein Sohn Willi Schmidt den Betrieb, der, obwohl er beim Bezugsverein beschäftigt war, die Landwirtschaft und die Gaststätte weiterführte. Bei ihm kehrten auch, genau wie vorher bei seinem Vater, die Jäger nach der Jagd zum

Schüsseltreiben ein. Er veranstaltete das beliebte „Heiße-Wecken-Verdrehen“, und seine Gaststätte blieb auch weiterhin das Vereinslokal für die Mitglieder des Sparclubs.

Die Sparklubs gaben ihren Mitgliedern allgemein die Möglichkeit, Geld zu sparen. Zu diesem Zweck hingen anfangs in den Gaststätten Sparschränke mit nummerierten Fächern, in die die Sparer Geld hineinstecken konnten und die in bestimmten Abständen geleert wurden. Um aber regelmäßiges Sparen zu ermöglichen, wurden Kassierer ausgewählt, die jede Woche gewissenhaft Spargeld bei den einzelnen Mitgliedern zu Hause einzogen, so daß am Ende des Jahres zu Weihnachten eine möglichst große Summe zusammengespart war.

Außerdem pflegten die Sparklubs noch die Geselligkeit; sie organisierten Zusammenkünfte, Mitgliederversammlungen, Sparklubbälle mit Essen, und in der Weihnachtszeit gab es immer das traditionelle Sparklubessen.

1954 fand im Vereinslokal am Bahnhof eine 25jährige Jubiläumsfeier statt, auf der eine Rede gehalten wurde, von der ich den ersten Teil wiedergeben kann:

Leebe Sparkameraden! Leebe Gäst!

25 Jahr, dat is ne lange Tied, wenn man se vör sik liggen süht. 25 Jahr, dat is ne korte Spann, süht man se von achtern an!

Dat weer 'ne dulle Tied dat Jahr 1929. De Groschens weern knapp as hüt to Dags ook. Wenn aber Wihnachen vör de Dör stunn, denn gung sparn an all Ecken und Enn los. Ne, Wihnachen schull dat Fest bliven, wat dat all jümmers west weer.

As de Lüd hier up'n Bahnhof, in Horstheid un annerswo in uns Dörp rein keen Geld för uns schön Fest öber harrn, do keem hier op'n Bahnhof paar Lüd tosam. Se harrn sik dat god dörchdacht. Se wulln nu jede Week son paar Groschen op des Sid leggen, denn war ja sass dat Wihnachtsfest bedder utsehn, so meen se. In düsse Stunn keem uns Sparclub to Welt, dat weer 1929.

Mit düssen Club harr de Bahnhof een egen Vereen. All wull se daran. Son Vereen harr uns noch jüss fehlt.

Jede Week keem de Sammler an de Dör. Jede Week wörn een paar Groschen för Wihnachen torücht leggt. Glövt man ni, dat dat jümmers so licht fulln is. Wenn Vadder sien groden Kahlenreken, Kartüffelreken, u.s.w. ankeekt, denn ward he mennigmal seggt hem: För denn Sparclub blivt nicks öber.

Dat is een feine Sak, mit denn Sammler. Wo mennigeen wör in all de Weeken sin Geld so utgeven? Utgeven warrn sall dat Geld, *aber to Wihnachen!*

24 Jahr sitt ick hier all mit, wenn wi de vergnögten Gesichter seht, bi 't Geldteeln, so dree – veer Weeken vört Fest. So veel Geld hätt Modder selten up een Dut sehn. Öber schön is't för dat Fest. De Kinner de Mann und Modder ok sülbst, se könnt sik nu mal Stück leisten, för dat sünst keen Geld dar weer. Düt is de Hauptsak vun unsen Vereen.

De tweete Sied is, dat wi tosam holn dot. De Sammler seggt jeden Bescheed, wenn in Vereen wat los is. Un wenn denn so kort vor Wihnachen uns Fest hier bi Willi

Schmidt fiert ward, denn is dat so, as wenn wi all tosam gehört. Wi hevvt tosam spart un nu wöllt wi ok mal tosam fiern. Dat hevvt wi all mal nödig, am meersten aber uns Fruns, de mennigmal so heemlich een Mark opschwrieven leeten. Uns Fest hier op'n Bahnhof is jümmers son Art vun Geburtstagsfier. Un hüt fiert wi den 25. Geburtstag. All de ol'n Sparer harrn vondag sun silvern Schleif verdeent mit Inschrift: Für 25jähriges treues Sparen! An de schlechten Jahr, wüllt wi hüt abend nicht torücht denken. Dar harrn wi all mit uns sülvten to krabbeln.

An dieser Stelle muß die Rede enden, da der Schluß fehlt. Der Verfasser ist ebenfalls unbekannt, und ich habe den Text so wiedergegeben, wie er im Original steht.

Am 31. 12. 1960 wurde die Gastwirtschaft geschlossen; die Viehwaage stillgelegt. Der Abriß der Durchfahrt erfolgte 1969, so daß die Brückenwaage freilag. Letztere benutzten die Raiffeisenbank sowie die Mühle Schwarzkopf noch bis etwa 1972/73.

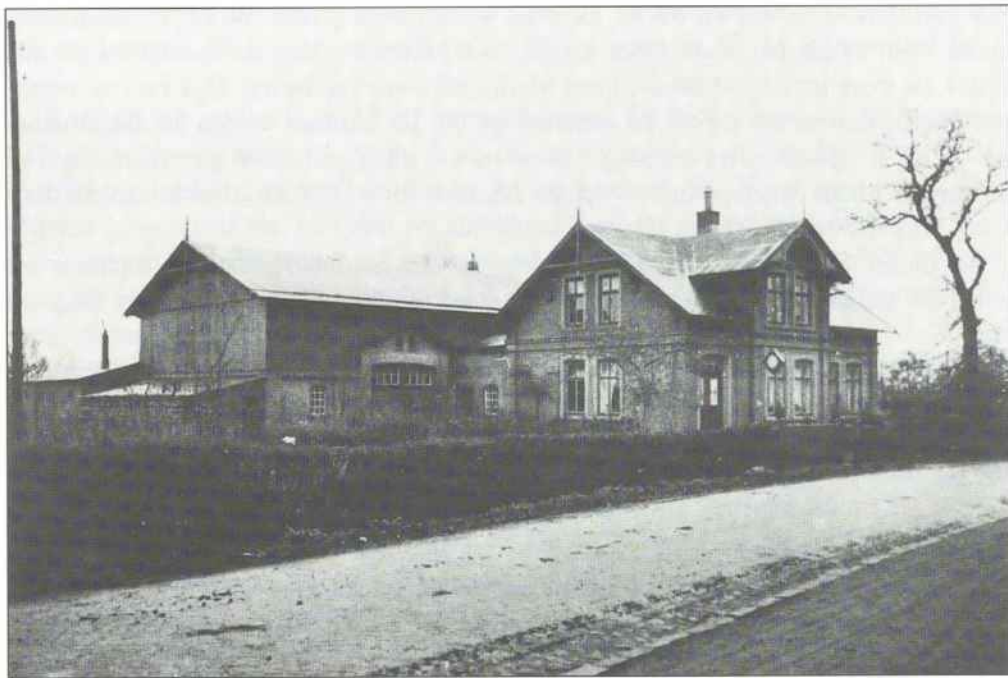
Von Kühls Landstelle bis zur Baumschule von Gravert

Der Vater von Hans Kühl, Berend Kühl aus Klein Offenseth, baute sich gegenüber der Hofstelle seines Sohnes Hans 1887 ein Haus mit einem großen Stall und hielt auf der 3 ha großen Landstelle Vieh. Eigentlich sollte sein anderer Sohn, der wie er Berend hieß, für die Hansestadt Hamburg am Horster Bahnhof einen Schlachthof errichten, aber da wegen des benötigten Anschlußgleises Häuser hätten abgerissen werden müssen, mußte der Plan aus Kostengründen aufgegeben werden.

Berend Kühl sen. verkaufte 1898 an Claus Gravert, dessen Vater den Hof in Heisterende besaß, den Jakob Höft 1896 übernahm.

Nach dem Verkauf zog Berend Kühl sen. auf die andere Seite der Bahn und zwar in die erste der drei Bahnwärterkaten, in der später der Bahnbeamte Wulf wohnte.

1937 übernahm Claus Graverts Sohn Richard die kleine Hofstelle, zu der mittlerweile 11,3 ha Land gehörte, und betrieb auf dem Grundstück eine Baumschule.



Die Hofstelle, die Claus Gravert 1898 übernahm.

Der Eierhandel der Frau Böge

Das von Hans Ehlers 1888 gebaute Wohnhaus kaufte nach dem 1. Weltkrieg die verwitwete Frau Hilpert. Sie war die Tochter des Eierhändlers Hinrich Schmidt aus Horstheide, der mit Pferd und Wagen bis nach Wrist und Wulfsmoor fuhr, um bei den Bauern Eier aufzukaufen, die seine Frau in Hamburg wieder verkaufte.

Anfang der 20er Jahre begann Frau Hilpert ebenfalls mit dem Eierhandel und kaufte bei den Bauern in der Umgebung Eier auf.

Sie legte für den Verkauf jeweils ungefähr 600 Eier in zwei Körbe, die sie mit Hilfe einer hölzernen Trage transportierte, wenn sie auf Verkaufstour ging.

Ein- oder zweimal in der Woche fuhr sie dann mit dem Zug nach Hamburg. Sie benutzte während der Fahrt immer einen Wagen, in dessen Mitte extra Platz für Traglasten vorhanden war.

In Hamburg hatte sie ihren festen Kundenstamm in bestimmten Stadtbezirken, wo sie Eier von Haus zu Haus verkaufte und manchmal auch Geschäfte belieferte, so daß sie mittags meistens schon wieder zu Hause war.

Später heiratete sie den Maurer Böge, dessen Vater in Heisterende mit Samen handelte. Er baute Anfang der 30er Jahre das giebelständige Haus um, indem er es ver-

breiterte, höherzog und vom Zimmermann Heinrich Fehrs aus Heisterende mit einem Flachdach versehen ließ.

Frau Böge nutzte den gewonnenen Platz, um drei bis fünf Lehrlinge der Baumschule „Birkenhorst“ in Kost und Logis zu nehmen.

Außerdem erhielt das umgebaute Haus noch vorn eine kleine Durchfahrt, in der das angeschaffte Dreirad untergestellt werden konnte, mit dem Frau Böge zum Eierverkauf auf die Höfe fuhr und das sie auch für die Fahrten nach Hamburg nutzte.

Die Schlachtereier Blöcker

Heinrich Blöcker betrieb am Horster Bahnhof viele Jahre eine Schlachtereier. Er stammte aus Hörnerkirchen, wo er am 25. November 1878 geboren wurde und wo er nach der Schulzeit beim Schlachtermeister Greck in die Lehre ging.

Am 26. April 1897 wurde er nach bestandener Prüfung zum Gesellen des Fleischerwerks ernannt und arbeitete danach, so wie es für einen Gesellen damals üblich war, in verschiedenen Betrieben.

In seinem Verbands-Wanderbuch sind alle Arbeitseintragungen vermerkt, die die Schlachtermeister vornahmen, bei denen Heinrich Blöcker gearbeitet hatte. Sie hielten die Dauer des Arbeitsverhältnisses fest und stellten ein Zeugnis aus, das Auskunft über das fachliche Können und die Führung des Gesellen gab. Heinrich Blöcker erhielt stets gute Beurteilungen, und die Meister waren auch mit seinem Betragen sehr zufrieden. Wenn ein Geselle neue Arbeit bekommen wollte, so mußte er das Verbands-Wanderbuch vorlegen, denn ohne diese Legitimation gab es bei den Meistern im gesamten Deutschen Reich sowie in der Schweiz keine Arbeit.

Es läßt sich deshalb anhand der Arbeitseintragungen nachvollziehen, wo Heinrich Blöcker arbeitete, bevor er sich am Bahnhof selbständig machte:

1. Vom 5. Mai 1897 bis zum 19. September 1897 beim Fleischermeister J. Bock in Hohenfelde
2. Vom 26. September 1897 bis zum 13. November 1897 beim Fleischermeister F. Mahn in Krempe
3. Vom 14. November 1897 bis zum 2. April 1899 beim Fleischermeister Heinrich Schüder in Horst
4. Vom 3. April 1899 bis zum 21. Mai 1899 beim Schlachtermeister E. Schmidt in Elmshorn
5. Vom 23. Mai 1899 bis zum 21. August 1900 beim Schlachtermeister Wilhelm Ahrens in Horst
6. Vom 29. August 1900 bis 4. März 1901 beim Schlachtermeister Martin Tödt in Steinburg
7. Vom 9. März 1901 bis zum 27. Juni 1903 beim Schlachtermeister Heinrich Schüder in Horst

Die achte Eintragung fehlt, aber die Quittungskarte Nr. 7 der Versicherungsanstalt für Schleswig-Holstein vom 4. Juli 1904 weist darauf hin, daß Heinrich Blöcker in Blankenese gewohnt und gearbeitet hat. Er hat diese letzte Eintragung nicht mehr vornehmen lassen, weil er sich selbständig machen wollte. Als nämlich Schlachtermeister Stoltz seine Schlachtereier, die er sich 1889 am Bahnhof hatte bauen lassen, aus Altersgründen aufgab, kaufte Heinrich Blöcker diesen Betrieb. Er kannte Meister Stoltz aus seiner Gesellenzeit bei Schüder in der Schulstraße, und da ihm der Betrieb zusagte, nutzte er die Gelegenheit und erwarb mit 26 Jahren die Schlachtereier.

Ein Jahr später – 1905 – heiratete er Bertha Möller, die zuletzt als Köchin in Blankenese beschäftigt war.



Das Verlobungsbild

Bertha Möller, die spätere Ehefrau von Heinrich Blöcker, ließ dieses Bild für ihren Verlobten in einem Hamburger Atelier anfertigen, und es war damals üblich, solche Bilder mit einer speziellen Aufmachung zu versehen. Das Bild von Bertha Möller er-

scheint deshalb in einem großen, weißen Herzen, eingerahmt auf der einen Seite von einem großen Farnzweig und dekoriert mit wunderschönen Margeriten.

Die Achtzehnjährige hat die Haare straff zurückgekämmt und hinten zu einem Knoten zusammengebunden.

Die dunkle Bluse ist aus schwerer Satinseide genäht, damit die Falten der Puffärmel, die am Handgelenk schlank auslaufen, ihre Form behalten. Der Stehkragen ist mit Litze besetzt, und unter diesem befindet sich noch eine weiße Blende, von der ein schmaler Rand am Hals hervorguckt. Auch der Schultervolant, ein Besatz, der die Bluse verziert, ist mit Litze eingefasst.

Als Schmuck trägt Bertha Möller eine zierliche Brosche vorn am Stehkragen und an einer langen Kette einen Anhänger.

Heinrich Blöcker bezog mit seiner jungen Frau das ehemalige Wohnhaus von Hermann Stoltz, das den gleichen Grundriß aufwies wie das von Peter Harder 1871 schräg gegenüber erbaute Haus.

Es war aber etwas kleiner, hatte die Außenmaße 9,40 m mal 6,80 m und besaß eine Nutzfläche von ungefähr 55 m².

Damals wurde immer Wert darauf gelegt, möglichst zwei Wohnungen in einem Haus einzurichten, um entweder Wohnraum für die Eltern zu schaffen oder um eine Wohnung vermieten zu können. So hatte der Schlachtermeister Stoltz zuletzt selbst nur die linke Haushälfte bewohnt, während die rechte Hälfte an den Brotfahrer Thomas vermietet war.

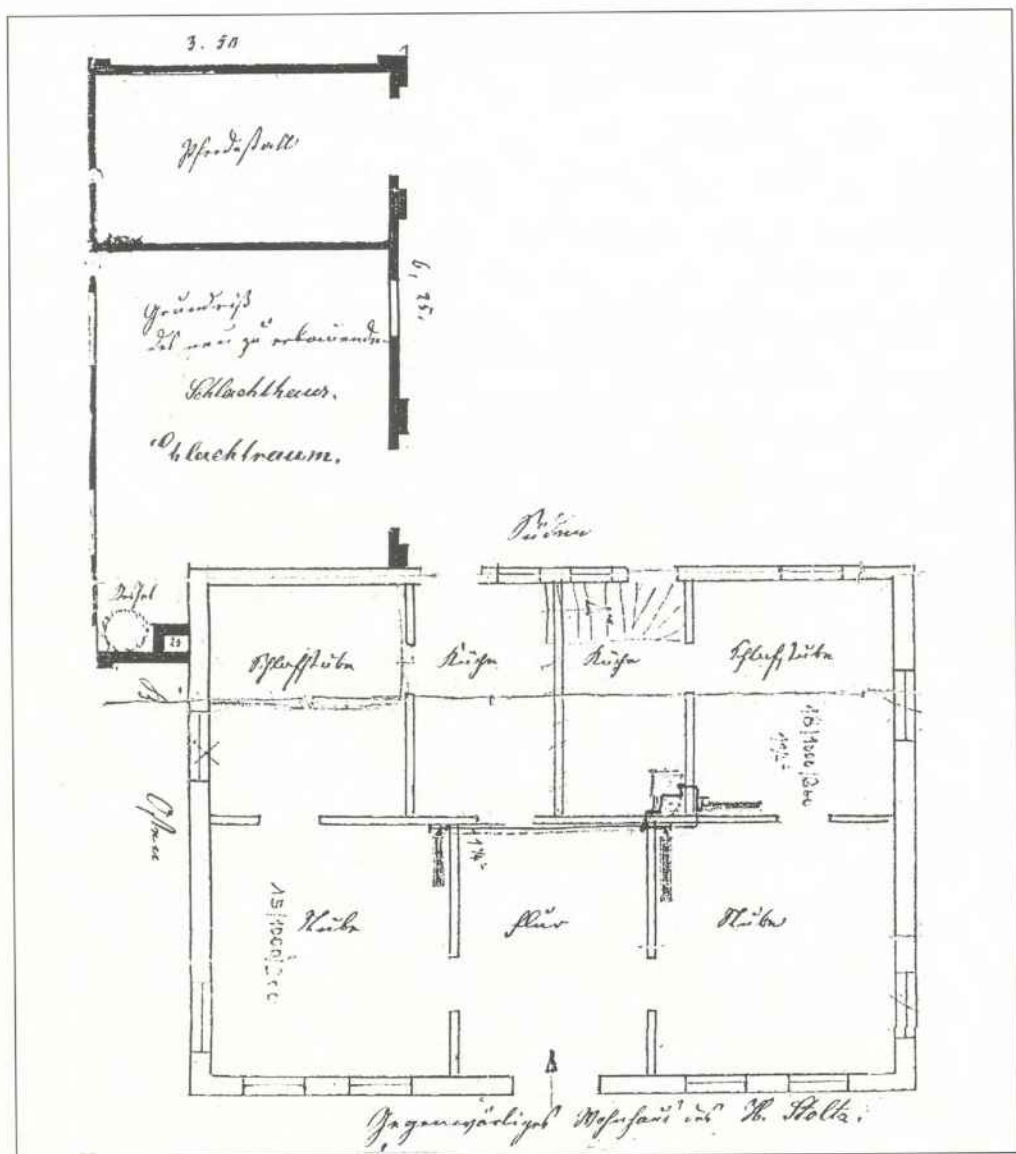
Der Schlachtermeister Hermann Stoltz hatte im Oktober 1888 die Bauunterlagen eingereicht und erhielt am 9. Januar 1889 die Baugenehmigung.

Die Wohnfläche teilte sich wie folgt auf:

Räume	Maße	Fläche
1. Die vorderen Stuben	3,1 x 3,2 m	9,92 m ²
2. Die Schlafstuben	2,6 x 3 m	7,80 m ²
3. Die größere Küche	1,8 x 3 m	5,4 m ²
Die kleinere Küche	1,6 x 3 m	4,8 m ²
4. Der Flur	3,2 x 2,4 m	7,68 m ²

Nach dieser Berechnung hatten die beiden Wohnungen ohne die Fläche des Flures eine Größe von 22,52 m² bzw. 23,12 m².

In jeder Küche befand sich ein Schornstein, an dem der Herd sowie die Öfen der Wohn- und Schlafstuben angeschlossen waren. Jede Küche besaß außerdem einen winzigen Keller, Kartoffelloch genannt. Von der Küche auf der linken Seite und vom Flur aus führte jeweils eine Leiter zu einer Bodenluke, denn auf dem Boden, der ausschließlich als Lagerraum diente, war das Brennmaterial untergebracht. Das angebaute Schlachthaus hatte eine Fläche von knapp 16 m², und in ihm befanden sich ein



Der Grundriß

Brühkessel und eine zweigeteilte Räucherkammer. Eine Kammer diente zum Heißräuchern, und in ihr wurde durch ein Holzfeuer eine große Flamme erzeugt, um die Räucherware für wenige Stunden einer Temperatur von 50 bis 100 Grad auszusetzen, damit beispielsweise der Darm der Knackwürste mürbe wurde. Die andere Kammer diente zum Kalträuchern, und in ihr wurde ein Torffeuer unterhalten, das



Der Brotfahrer Thomas mit Anni Jarren

nur so eben vor sich hinbrannte, so daß innen höchstens 20 Grad herrschten. In den Rauch hängte der Schlachter für ein bis zwei Wochen Dauerware, wie z. B. Mettwürste, Schinken oder Speck.

Der Schlachtermeister Stoltz hatte laut Baugenehmigung auch einige Auflagen zu erfüllen. Er mußte sicherstellen, daß genügend Wasser für die Schlachtereier zur Verfügung stand. Das Wasser entnahm er einem fünf Meter tiefen Brunnen. An der Wand des Schlachthauses befand sich die Pumpe, und ein unterirdisches Rohr führte zu dem Brunnen, der sich laut Vorschrift mindestens zwei Meter entfernt vom Schlachthaus befinden mußte.

Außerdem mußte er Gruben herstellen, die die festen und flüssigen Schlachtabfälle sowie das anfallende Schmutzwasser aufnehmen.

Diese Gruben waren 0,80 m tief, hatten als Boden eine 30 cm dicke, gestampfte Lehmschicht und mußten abzudecken sein. Sie sollten die Funktion einer einfachen Klärgrube erfüllen, indem sich die festen, schweren Teile im unteren Bereich absetzten, während das überschüssige Schmutzwasser, oft mit Blut vermischt, durch einen Abfluß in einen offenen Entwässerungsgraben floß, der zum Bahngraben führte. Es wurde zur Pflicht gemacht, die Gruben nach jedem Schlachttag im Sommer sofort zu entleeren, während im Winter ein zweimaliges Entleeren in der Woche vorge-

schrieben war. Die festen Abfälle wie Knorpel, Haare, Borsten, Sehnen, Innereien, Knochenteile oder sonstige Fleischabfälle sollten dann auf den Acker gebracht und notfalls vorher desinfiziert werden. Auch ein Pferdestall war am Schlachthaus angebaut, und auf dem Hof befand sich noch eine Remise zum Unterstellen eines Brettwagens und des Schlachterwagens.

Das jungvermählte Paar, Heinrich und Bertha Blöcker, arbeitete gemeinsam im eigenen Betrieb. Es gab viel zu tun, denn zu der Schlachtereier gehörte auch ein Ladengeschäft, das allerdings kein Schaufenster besaß, wie es sonst üblich war, denn es war im Flur untergebracht. Trotzdem wußten die Bewohner am Bahnhof immer Bescheid, wann es frisches Fleisch zu kaufen gab. Heinrich Blöcker signalisierte dies seiner Kundschaft auf ganz originelle Weise. Die Zunge eines geschlachteten Tieres oder, wie auf dem nachfolgenden Bild zu sehen, das Herz und die Lunge wurden über ein eisernes, bronzefarbenes Gestell gehakt, das links vom Eingang für jedermann gut sichtbar an der Hauswand befestigt war, um auf diese Weise Käufer anzulocken.

Selbstverständlich gehörte auch das Vorfragen bei Blöckers zum Geschäft. Regelmäßig begab sich Frau Blöcker am Mittwochmorgen zwischen 8 und 8.30 Uhr zu



Heinrich Blöcker und seine Frau stehen zusammen mit ihrem Sohn Heinrich 1908 vor dem Hauseingang. Wenn man das Bild genau betrachtet oder eine Lupe benutzt, entdeckt man links neben Heinrich Blöcker das Gestell mit der herabhängenden Lunge und dem Herzen.



Das Haus mit dem angebauten Eiskeller. Deutlich sind die Luken zu erkennen, durch die das Eis in den Eiskeller befördert wurde. Im Hintergrund sieht man den Schornstein der Bahnstabsmeierei.

Fuß mit einem Gesellen auf den Weg nach Heisterende und Horstheide. Der Geselle trug die schwere hölzerne Mulde, in der sich Pansen, Hack, Suppenfleisch oder Wurst befanden. Die mitgeführten Waren wurden an der Haustür verkauft, während Frau Blöcker die gewünschten Bestellungen fein säuberlich in ein Buch schrieb, und die Kunden konnten sicher sein, daß die Ware pünktlich und frisch ins Haus geliefert wurde.

Indessen war ihr Ehemann mit Pferd und Wagen zum Vorfragen in Hohenfelde und Offenseth unterwegs und besuchte dort die Kundschaft.

Das Geschäft florierte, und deshalb wollte Heinrich Blöcker einen Laden mit einem Schaufenster bauen. Er hatte schon an der linken Seite des Hauses einen Eiskeller angebaut, der innen mit verputzten Korkplatten abisoliert war und der ungefähr $2\frac{1}{2}$ m³ Eis aufnehmen konnte. Eine komplette Ladeneinrichtung, Marmorplatten, Kacheln und Fleischerhaken lagen schon zum Einbau auf dem Boden bereit, als das Unterfangen durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges jäh unterbrochen wurde.

Heinrich Blöcker wurde eingezogen, und als er 1918 nach Kriegsende wieder gesund zum Horster Bahnhof zurückkehrte, hatte sich die wirtschaftliche Lage derart verschlechtert, daß an einen Ladenumbau nicht zu denken war.



Vor der Kaserne in Berlin-Tempelhof

Von links: der Wachmeister Wilhelm Reimers, ein Hofbesitzer aus Westermühlen, Heinrich Blöcker vom Horster Bahnhof, Julius Kelting aus Heisterende

Lediglich den Eiskeller konnte er gut nutzen, um das Fleisch frischzuhalten. Das Eis lieferte in der kalten Jahreszeit eine Kolonne Arbeitsleute, zu denen beispielsweise Männer wie Klaus Brammann, Seemann oder Hinrich Neve gehörten. Diese tüchtigen Tagelöhner stachen im Frühjahr Torf, halfen im Sommer beim Dreschen, und im Winter schlugen sie aus den Kuhlen das Eis, das sie zum Bierverlag Kühn in die Gärtnerstraße oder zu den Schlachtereien brachten. Auch Heinrich Blöcker bezog von ihnen im Winter Eis, das meistens aus der Donnerkuhle im Torfmoor stammte und wegen des kurzen Anfahrweges billiger als das in Elmshorn hergestellte Kunsteis war.

1918 war kaum noch Vieh vorhanden, und die vier ortsansässigen Schlachter Matthiessen und Hanemann in der Schulstraße, Ahrens in der Friedhofstraße und Heinrich Blöcker am Bahnhof durften zusammen pro Woche nur ein Rind schlachten. Sie schlachteten deshalb reihum, d. h. in einer Woche in der Schulstraße und in der anderen Woche z. B. in der Friedhofstraße, so daß kein Schlachter benachteiligt war. Der Umsatz war entsprechend gering, es gab nicht viel zu verdienen, und wenn in den Schlachterläden auch mehr Ware zum Verkauf vorhanden gewesen wäre, hätten die Menschen trotzdem nicht viel kaufen können, weil sie kein Geld besaßen.



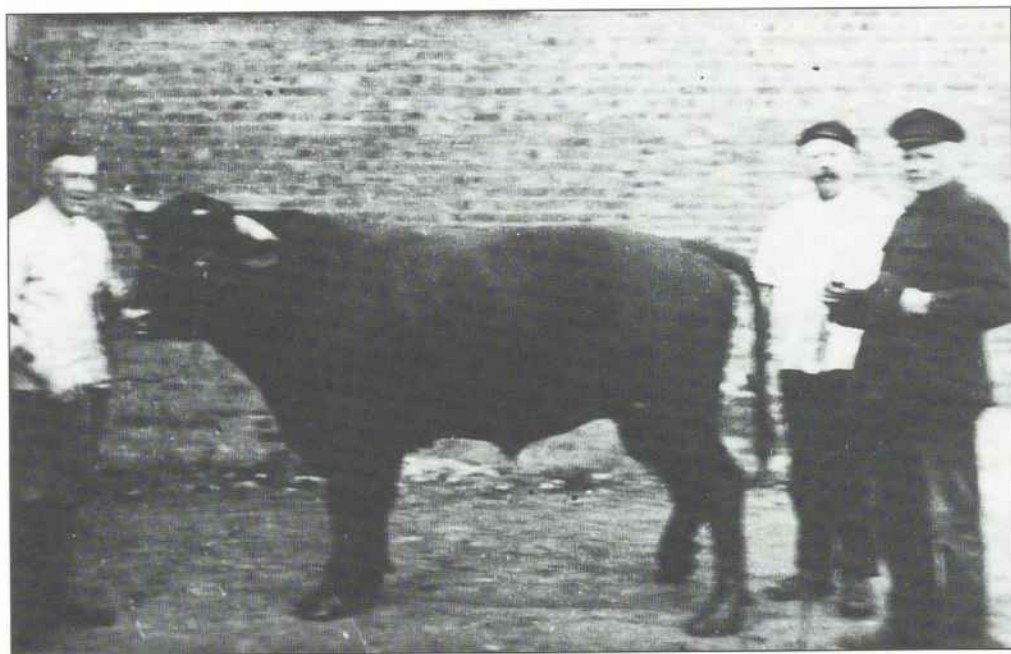
Das Ausfahren von Kunsteis mit Pferd und Wagen in Hamburg

Heinrich Blöcker konnte wegen der desolaten wirtschaftlichen Lage nicht daran denken, den geplanten Umbau zu verwirklichen, und als bald darauf neue Hygienevorschriften einen Umbau erschwerten und verteuerten, gab er den Plan ganz auf. Da auch für das bestehende Ladengeschäft neue gesetzliche Auflagen zu erfüllen waren, schloß Heinrich Blöcker den Laden in den Jahren 1922/23. Statt dessen spezialisierte er sich auf die Versandschlachtereier, die sich bald lohnender als das Ladengeschäft erwies. Die Bewohner des Bahnhofs bedauerten natürlich die Schließung des Ladens, während die Schlachter Matthiessen und Ahrens sofort reagierten, eine Verdienstmöglichkeit erblickten und zum Vorfragen auf dem Bahnhof erschienen. Blöckers stellten ebenfalls das Vorfragen ein, so daß auch dieser Kundenstamm von anderen Schlachtern betreut wurde.

Montags und mittwochs wurde bei Blöckers immer geschlachtet.

Die Tiere wurden geviertelt und noch am Schlachttag mit eigenem Pferd und Wagen nach Hamburg gebracht. Einer der Söhne übernahm jeweils den Transport, der ungefähr acht bis neun Stunden dauerte, ehe Hamburg erreicht war.

Die Wege- und Straßenverhältnisse waren zum Teil derart katastrophal, daß an bestimmten Streckenabschnitten jemand bei Dunkelheit mit der Petroleumlampe, dem Kugel, vorausgehen mußte, um vor gefährlichen Löchern zu warnen, deren Durchfahren Achsenbrüche verursachen konnte.



1932 im Hof der Schlachtere
 Von links: Willi Blöcker, Heinrich Blöcker und Julius Kelting

Heinrich Blöcker kaufte auch Schlachtpferde von den Bauern auf, die seine Söhne nach Hamburg brachten. Acht bis zehn Pferde wurden in einer Zweierreihe aufgestellt und die hintereinanderstehenden Tiere jeweils an Schweif und Kopf verbunden. Das erste Paar wurde zusätzlich noch an den Köpfen und das letzte Paar an den Schweifen verbunden, damit die Doppelreihe zusammenhielt. Der Hintrieb begann stets gegen 20.00 Uhr am Abend. Der Treiber führte meistens eines der vorderen Pferde am Kopf. Nur wenn er selbst sehr müde war, setzte er sich auf ein Pferd und verschaffte sich Marscherleichterung. Bei Pinneberg wurde immer Rast gemacht, die Pferde bekamen Wasser zu saufen, und der Treiber stärkte sich in der Gaststätte. Nach der Rast ging es weiter, und endlich am Morgen um 8.00 Uhr war der Pferdeschlachthof in Hamburg erreicht. Diese Touren waren immer so aufeinander abgestimmt, daß der eine Bruder, der das Fleisch mit dem Wagen nach Hamburg gebracht hatte, den anderen Bruder, der die Pferde getrieben hatte, wieder mit dem Wagen nach Hause mitnahm. Neben der Versandschlachtere betrieb Heinrich Blöcker auch noch Landwirtschaft. Anfangs bewirtschaftete er nur 4 ha zum Teil urbar gemachtes Moorland, auf dem Rüben, Kartoffeln und Heu für die Kühe und für das Pferd geerntet wurden. Er vergrößerte die landwirtschaftliche Fläche im Laufe der Zeit durch Landzukauf auf 10 ha, so daß sein Betrieb bei den Nationalsozialisten unter das Reichserbhofgesetz fiel.

Selbstverständlich hielt Heinrich Blöcker auch Schweine und Hühner. Während der Sommerzeit grasten die Kühe auf der Wiese, und Frau Blöcker hatte die Aufgabe, dreimal am Tag zu Fuß mit dem Tragejoch oder mit dem Fahrrad zum Melken zum Torfmoor zu gehen bzw. zu fahren. Als die wirtschaftliche Lage zwischen 1922 und 1927 sich immer mehr verschlechterte, stellten die Blöckers sogar eigene Butter und Quark her. Während der Inflationszeit, besonders im Jahr 1923, wurden keine Waren mehr gegen Geld verkauft, denn auch die Familie Blöcker hatte bitteres Lehrgeld zahlen müssen. Ein Sohn hatte nämlich in Hamburg Pferde für viele Billionen Mark Papiergeld verkauft, das er in einem großen Koffer nach Hause brachte. Das Geld aber verlor über Nacht so viel an Wert, daß man am nächsten Tag dafür nur noch eine Schachtel Streichhölzer kaufen konnte. Deshalb wurden Tiere oder Fleisch nur noch gegen Korn oder andere Naturalien abgegeben.

Eine lukrative Geschäftsverbindung bestand zwischen 1937/38 zur Firma Schrader in Hamburg, die Knackwürste herstellte. Heinrich Blöcker kaufte deshalb in der Umgebung junge Bullen auf, die er entweder bei Voß in Siethwende, bei Hachmann in Dauenhof oder auch in der unmittelbaren Nachbarschaft in der Gastwirtschaft Schmidt am Bahnhof wiegen ließ. Er schlachtete mit seinen beiden Söhnen die Tiere, und die Firma Schrader schickte ihre Leute zum Entbeinen der Tiere, d. h. sie mußten das Fleisch von den Knochen pulen. Das Fleisch wurde in Holzfässer gelegt, leicht angesalzen und mit dem LKW nach Hamburg geschafft.



Heinrich Blöcker nahm 1937 seinen Sohn Willi als Mitinhaber in seinen Betrieb auf.

Als der 2. Weltkrieg 1939 ausbrach, wurde sein Sohn Willi eingezogen. Deshalb mußte der Betrieb leider geschlossen werden.

Willi Blöcker kehrte erst Weihnachten 1947 nach 4jähriger russischer Gefangenschaft zurück und fand zu Hause im Nachkriegsdeutschland eine völlig veränderte wirtschaftliche Situation vor. Als er 1939 eingezogen wurde, florierte der Betrieb am Bahnhof, auch die kleine Landstelle war intakt und brachte Nutzen. Jetzt, 1947, war alles, was sein Vater aufgebaut hatte, zum Erliegen gekommen, und Willi Blöcker mußte im Grunde ganz von vorn anfangen. Aber eine Wiedereröffnung des Betriebes war unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr möglich, denn die guten Geschäftsverbindungen nach Hamburg waren abgerissen, und es gab 1947 kaum Schlachtvieh, weil durch das Ablieferungssoll der Viehbestand während des Krieges stark dezimiert worden war. In den eigenen Stallungen am Bahnhof stand auch kein Vieh, die Ländereien auf dem Torfmoor waren wegen der fehlenden Düngung völlig ausgelaugt, und es mangelte an Geräten und Maschinen. Außerdem wurde der Aufbau der deutschen Landwirtschaft durch die Engländer als Besatzungsmacht durch Anbau- und Ablieferungssolls reglementiert, und der Wiederbeginn war mit hohen Investitionskosten verbunden. Die in keinem Verhältnis zur Rendite stehenden hohen Kosten erschwerten besonders den Start der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe. Da Willi Blöcker kein Barvermögen besaß und der Wiederaufbau des Schlachtereibetriebes ebenfalls Geld kostete, faßte er den nicht leichten Entschluß, den Schlachtereibetrieb ruhen zu lassen und nur mit der Landwirtschaft wieder anzufangen.

Leider konnte er mit der kleinen Landstelle nicht genug verdienen. Deshalb nahm Willi Blöcker beim Bauunternehmen Ludwig Sommer & Söhne eine Stelle als Arbeitsmann an. Dort arbeitete er von 1950 bis 1961, und nach Feierabend fungierte er noch als Hausschlachter.

1962 eröffnete er am Bahnhof eine Not- und Versandschlachterei, die gut anlief, denn Willi Blöcker konnte schon zweimal in der Woche Ware nach Hamburg liefern. Als er seinen Betrieb vergrößern wollte, wurde ihm seitens zuständiger Behörden von diesem Vorhaben abgeraten, weil in Itzehoe eine zentrale Notschlachterei geplant war. Willi Blöcker verzichtete auf die vorgesehene Vergrößerung, aber die Führung des Betriebes wurde durch die behördlichen Auflagen immer kostenintensiver; bauliche Veränderungen wurden gefordert, und aus diesem Grunde verkaufte er 1974 seine Schlachterei an die Viehverwertung in Siethwende, die ihn noch bis 1978 weiter am Bahnhof als Schlachter beschäftigte.

1982/83 schloß die Viehverwertung den Betrieb, da die Rentabilität wegen der immer größeren Auflagen nicht mehr gegeben war. Mit dieser Schließung war die Ära der Schlachterei am Bahnhof zu Ende.

Heute erinnert nichts mehr an den Schlachtereibetrieb, denn der wichtigste Teil, das Schlachthaus, ist abgerissen worden. Das Wohnhaus trägt heute die Nummer 10 in der Straße „Am Bahnhof“. Es hat etliche bauliche Veränderungen über sich erge-

hen lassen müssen, um den heutigen Wohnansprüchen zu genügen. Auch ist es gelungen, die Wohnfläche z. B. durch Dachausbauten zu vergrößern sowie zeitgemäße Materialien zu verwenden. Die Dominanz des Zwerchgiebels ist verlorengegangen, und die anheimelnde Atmosphäre des alten Hauses ist ebenfalls verschwunden. Sicher fehlen die vielen unterteilten, grün-weiß gestrichenen Holzfenster, die die Hausfront einst putzten und das Gesicht des Hauses prägten. Es fehlen aber auch die beiden gestutzten Linden vor dem Haus, unter deren dichtem Blätterdach die Blöckers oft an lauen Sommerabenden mit Freunden und Nachbarn saßen und in fröhlicher Runde miteinander plauderten. Sie waren Kinder ihrer Zeit, die nicht die Medien und die Mobilität unserer Zeit kannten und die vielleicht gerade deshalb Zeit und Muße hatten und auch Wert darauf legten, ungezwungen miteinander zu reden.

Die Bahnhofsmeierei von Hermann Lohse

Bevor Meiereien existierten, mußten Bauern und Kätner ihre Milch selbst verarbeiten, und es war durchaus üblich, daß auf jedem Hof und auf jeder Katenstelle gebutert wurde.

Die Herstellung der Butter war jedoch sehr zeitraubend, sehr arbeitsintensiv und sehr mühselig, denn zuerst mußte der Rahm von der Milch getrennt werden. Zu diesem Zweck benutzte man Satten, flache, hölzerne Schüsseln, in denen die Milch aufgestellt wurde, damit sich der Rahm von der Milch absetzen konnte. Diese hölzernen Gefäße stellte der Böttcher Albert Meyer her, der von 1881 bis 1926 sein Handwerk in der Straße Am Markt Nr. 7 ausübte.

Es dauerte etliche Stunden, bis sich der Rahm endlich mit einem hölzernen Löffel abschöpfen ließ.

Solche Arbeiten verrichteten überwiegend die Frauen, die davon befreit wurden, als diese Vorarbeiten sowie das eigentliche Buttern in den Meiereien maschinell erledigt wurden.

An einer zentralen Stelle übernahmen die Meieristen in den Meiereien die Verarbeitung der Milch, so daß Bauern und Kätner sich auf die reine Milchgewinnung beschränkten und die Milch bei den Meiereien ablieferten.

Diese besaßen als eine der wichtigsten technischen Einrichtungen eine Zentrifuge, die in verhältnismäßig kurzer Zeit den Rahm mit Hilfe der Fliehkraft von der Milch trennte, wodurch es möglich war, größere Milchmengen zügig zu verarbeiten, zumal auch Pasteurisierungsapparate zur Haltbarmachung der Milch sowie ausreichende Kühlvorrichtungen zur Verfügung standen.

Überall entstanden schnell Meiereien, und jedes Dorf besaß seine eigene Dorfmeierei. Manchmal existierten in den Dörfern sogar mehrere Meiereien, weil es genügend Höfe und Katenstellen gab, auf denen Milchvieh gehalten wurde.

Die Versorgung eines weiträumigen Einzugsgebietes durch eine einzige Meierei war damals nicht möglich, weil die Milch dann von weither mit Pferd und Wagen hätte herbeitransportiert werden müssen, was zu lange Fahrzeiten verursacht hätte. Die Milch mußte aber besonders in der warmen Jahreszeit frühmorgens möglichst schnell zur Meierei gelangen, damit sie nicht verdarb und sauer wurde.

Zu lange Beförderungszeiten durfte es daher nicht geben, und aus diesem Grunde hatten die vielen Meiereien ihre Existenzberechtigung.

Auch in Horst gab es zwei Meiereien. Die erste wurde 1891 im Ortskern eröffnet, während die zweite, die Bahnstabsmeierei, drei Jahre später, 1894, fertiggestellt war.

Die Meierei war im linken unteren Teil des Gebäudes untergebracht, und darüber im Obergeschoß befanden sich die Wohnräume. Der rechte Teil des Gebäudes beherbergte die Schrotmühle, zu der auch die auffällige hölzerne Rutsche gehörte.

Sicher hätte man in der Meierei im Ort gern die gesamte anfallende Rohmilch allein verarbeitet, aber die Bauern vom Horster Bahnhof und von Heisterende wollten ihre eigene Meierei haben und ihre Milch nicht in Horst abliefern.



Die Genossenschaftsmeierei Horst, die freie Meiereivereinigung, existiert nach ihrer Umwandlung im Jahre 1942 noch heute als Meierei Horst eG. Vor dem Eingang steht Hugo Bendfeld, der den Betrieb von 1894 bis 1912 leitete.



Die Privatmeierei von Hermann Lohse

Sie wollten ihre lokale Eigenständigkeit bewahren, denn der Bahnhof war, so hieß es im Volksmund, eine Republik für sich.

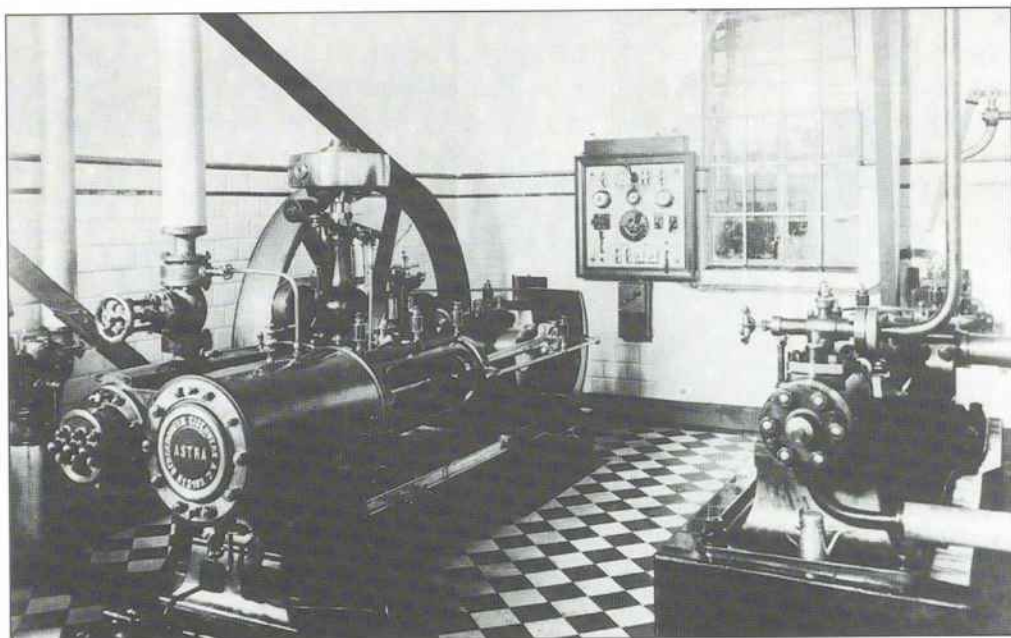
Julius Bielenberg hatte für den Bau der Bahnstabsmeierei gesorgt, und Heinrich Armbrust, der in dem Haus in der Elmshorner Straße, das heute die Nr. 2 trägt und in dem sich zur Zeit ein Spielsalon befindet, die Gaststätte „Zur Börse“ sowie einen Kornhandel betrieb, wurde als Verwalter eingesetzt.

In dieser Funktion war er bis zum Ende des Jahres 1912 tätig; 1913 erwarb Hermann Lohse aus Pinneberg die Meierei.

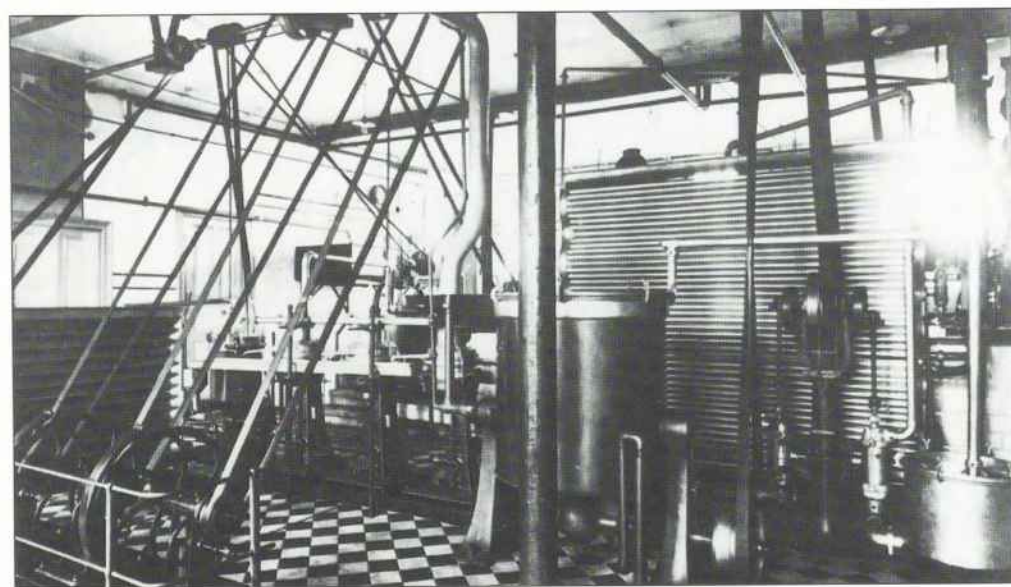
Hermann Lohse war gelernter Meierist, und er wurde tatkräftig von seiner Frau Minna unterstützt, die ebenfalls eine gelernte Meierin war.

In der Bahnstabsmeierei gab es viel zu tun, so daß Hermann Lohse noch zwei Meierei-gehilfen sowie einen Lehrling beschäftigte.

Die folgenden zwei Bilder vermitteln einen Eindruck von der technischen Ausstattung einer Meierei, wie sie um 1912 üblich war. Allerdings stammen die Aufnahmen von der Genossenschaftsmeierei in der Bahnhofstraße, aber mit dieser Technik hat ebenfalls Hermann Lohse am Bahnhof gearbeitet, so daß sich die Einrichtung im Prinzip auf seine Meierei übertragen läßt.



Links auf dem Bild befindet sich die Dampfmaschine mit dem riesigen Schwungrad und rechts eine Kälteanlage.



Der Antrieb der Pumpen, der Butterfässer oder der Zentrifugen erfolgte über Riemen, über Transmission. Links im Hintergrund steht die Zentrifuge, direkt hinter dem Pfeiler ein Trommelerhitzer und hinter diesem der große, rechteckige Milchkühler mit direkter Verdampfung.

Der Arbeitstag in der Meierei begann schon in aller Frühe. In der Meierei stand eine Dampfmaschine, unter deren Kessel Feuer gemacht werden mußte, damit es heißes Wasser gab, die Räume beheizt werden konnten und Wasserdampf erzeugt wurde, der Schwunräder in Bewegung setzte, deren Energie wiederum mit Hilfe von Riemen Maschinen in Gang setzte.

Die Dampfmaschine verschlang riesige Mengen an Kohle, die vom Bahnhof herangefahren werden mußten. Alle 14 Tage wurde mit dem Brettwagen, der ungefähr 70 Zentner faßte, der Inhalt eines Eisenbahnwaggons in mehreren Touren zur Meierei gefahren, wo die Kohle dann direkt vom Wagen durch die beiden Luken in den Kohlenschuppen geschaufelt wurde.



Auf dem Bild sieht man links Elfriede Lohse, die jüngste Tochter, oben auf dem Wagen den ältesten Sohn Harry Lohse sowie einen Lehrling mit einer breiten Kohlschaufel.

Die Anwohner hörten nichts vom Anheizen der Dampfmaschine, aber es dauerte nicht lange, und der Meiereibetrieb verursachte die für ihn so typischen Geräusche.

Ab 6.00 Uhr war das Klappern zu hören, wenn die 20 l-Behälter von den Pferde-fuhrwerken abgeladen wurden. Die angelieferte Rohmilch wurde sofort verarbeitet, und aus ihr entstanden Produkte wie Trinkmilch, Magermilch, Buttermilch, Sahne, Quark, Käse und Butter.

Jeden Tag, sogar sonntags, hielt auf dem Bahnhof Punkt 9.00 Uhr der sogenannte Milchzug. Er war schon in Wrist und Dauenhof mit Milchkannen beladen worden und nahm in Horst ebenfalls Kannen mit Trinkmilch von der Horster Meierei sowie der Bahnstoffsmeierei mit, die für die Hamburger Bevölkerung bestimmt war. Die Bewohner des Bahnhofs konnten von ihrer Meierei allerdings keine Milch kaufen. Diese Einkaufsmöglichkeit war auch nicht nötig, denn jede Hausfrau hatte einen bestimmten Bauern, bei dem sie die Milch oft noch kuhwarm kaufte.

Jeden Morgen kamen auch zwei Milchwagenfahrer, um frische Milch für den Straßenverkauf in Hahnenkamp und Elmshorn zu holen. Vormittags wurde immer in der Meierei gearbeitet, und auch nachmittags war Frau Lohse mit der Käse- und Butterherstellung sowie mit deren Verpackung beschäftigt, während einer der Gehilfen die Maschinen auseinanderbaute, sie reinigte und sie wieder zusammenbaute, damit sie am nächsten Tag wieder funktionstüchtig und hygienisch einwandfrei waren. Der andere Gehilfe war indessen in der Schrotmühle tätig, die der Meierei angegliedert war.

Diese Schrotmühle erfüllte eine wichtige Funktion, und die Bauern aus Hackelsborn, Heisterende sowie Horstheide brachten das in Säcke gefüllte Korn zur Mühle, um es dort bearbeiten zu lassen:

1. Gerste und Roggen wurden geschrotet und ergaben gutes Schweinefutter.
2. Hafer wurde gequetscht und zum Füttern der Pferde benutzt.
3. Gerstenschrot und geschroteter Mais wurden gemischt und ergaben zusammen gutes Schweinefutter.
4. Aus Roggen wurde Mehl gemahlen, das die Bauern zum Brotbacken benötigten.



Willi Klaus hat die hölzerne Rutsche in den Brettwagen gestellt, damit die gefüllten Säcke aus der Mühle in den Wagen rutschen können, so daß das mühselige Heruntertragen über Treppen entfallen kann.

Überall auf den Höfen wurde Schweinemast betrieben, und auch die sogenannten kleinen Leute hielten Schweine, um Fleisch für den eigenen Bedarf zu haben und um sich durch den Verkauf von Schweinen Geld zum Lebensunterhalt zu verdienen.

Auch Herr Lohse selbst hielt am Bahnhof ungefähr 100 Schweine, und er hatte auch noch in Horstheide einen Stall, in dem er Schweine mästete.

Um den Bedarf an Schweinefutter zu decken, war Hermann Lohse gezwungen, zwei- bis dreimal in der Woche für sich und seine Kunden mit Pferd und Wagen Korn aus Elmshorn zu holen.

Überall auf den Höfen, auf den Mühlen, bei Kröger in der Gärtnerei oder bei den Schlachtern wurden Pferde gehalten, die besonders morgens und abends gequetschten Hafer als Kraftfutter bekamen.

Auch Adolf Mohrdiek, der auf dem Bahnhof einen Pferdehandel betrieb, fütterte seine Tiere mit Hafer. Die Pferde verkauften sich nämlich leichter, wenn sie durch den Hafer ein glänzendes Fell bekommen hatten und kräftig aussahen. Folglich hatte die Schrotmühle am Bahnhof einen optimalen Standort, und der Handel florierte.

Hermann Lohse mußte tüchtig investieren, um die Ausstattung der Meierei immer auf den neuesten Stand zu bringen, damit er konkurrenzfähig blieb. Als es am Bahnhof z. B. Strom gab, wurde der Maschinenpark auch allmählich auf diese neue Ener-



Hermann Lohse nach getaner Arbeit mit der Meerschaumpfeife

gie umgestellt. Zentrifugen, Erhitzer zur Trinkmilcherzeugung, Kühlanlagen, Milchpumpen, ein Butterfaß oder auch ein neuer Kessel mußten angeschafft werden. Eine sehr arbeitserleichternde Anschaffung war der 1-Zylinder-Dieselmotor, der auch die Mühle antrieb, so daß die Dampfmaschine nur noch zur Heizung und zur Warmwasseraufbereitung benötigt wurde.

Eine mühselige Arbeit war immer das Kesselklopfen, das ungefähr zwei Tage in Anspruch nahm.

Das folgende Bild zeigt die Kesselklopfen. Bei einigen von ihnen sieht man ganz deutlich die Spuren, die die schmutzige Arbeit hinterlassen hat. Wie immer stellten sich auch Jungen vom Bahnhof zu einem solchen Ereignis ein und ließen sich stolz vom Fotografen aufs Bild bringen.



*Vordere Reihe: ein Gehilfe, Johann Götsch, Fritz Klaus mit Pfeife, ein Lehrling, Willi Klaus, Richard Klaus
Dahinter die Jungen: links Paul Götsch, rechts Günter Kröger; stehend Otto Lohse*

Hermann Lohse hatte es zusammen mit seiner Frau verstanden, den Betrieb durch schwierige Zeiten zu bringen. Auch mußten sie die Kriegsjahre des 1. Weltkrieges überstehen und litten unter der Inflation in der Weimarer Republik. Sie durchlebten die Jahre 1930 bis 1933, in denen sich während der Weltwirtschaftskrise die Zahl der Arbeitslosen auf fast 6 Millionen erhöhte.

Als die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 an die Macht kamen, war die Existenz der kleinen Meierei am Bahnhof bedroht, weil Fusionspläne bestanden und die Errichtung einer Großmeierei im Raum Steinburg vorgesehen war.

Während des 2. Weltkrieges wurden die Milchlieferungen mit zunehmender Kriegsdauer mengenmäßig immer geringer, da die Bauern durch das Ablieferungssoll gezwungen waren, auch Milchvieh für die Fleischversorgung zur Verfügung zu stellen.

1947 wurden der Meiereibetrieb sowie die Schrotmühle am Bahnhof aufgegeben. Rückschauend war diese Entscheidung richtig, weil sich nach dem 2. Weltkrieg ein Strukturwandel zu vollziehen begann.

Trecker ersetzten die Pferde, und beim Milchtransport verdrängten Tankwagen die Pferdefuhrwerke, so daß die Milch, ohne daß sie Schaden nahm, auch von weit ent-



Ein Bild aus vergangenen Zeiten! Hermann Lohse steht zwischen seiner Frau Minna und seiner Tochter Martha. Im Kinderwagen liegt der Sohn Otto Lohse.

fernt liegenden Höfen schnell abgeholt werden konnte. Deshalb kam es im Meiereiwesen zu einer gewaltigen Zentralisierung, der die meisten Meiereien zum Opfer fielen.

Auch die Besitzer der kleinen Schrotmühlen verloren ihren Kundenstamm, denn zum einen hielten die sogenannten kleinen Leute keine Schweine mehr, und zum anderen bauten etliche Landwirte Spezialbetriebe für die Schweinemast auf. Letztere bezogen ihre Futtermittel von Mühlenwerken, deren Besitzer das Futter per LKW direkt bei den Kunden auf den Höfen anliefern ließen.

1894 gab es in Horst zwei Meiereien, die Meierei in der Bahnhofstraße und die Bahnmeierei. 1947 gab es nach 95 Jahren aber nur noch die Meierei in der Bahnhofstraße, in der von diesem Zeitpunkt an auch die Milch von den Bauern am Bahnhof und in Heisterende verwertet wurde.

Der Kaufmann Johannes Jarren und seine Nachfolger

Das Haus im Lageplan Nr. 7 hatte der Kätner Peter Harder neben seiner Hofstelle errichten lassen. Da es zu dieser Zeit am Bahnhof kein Geschäft gab, ließ er in weiser Voraussicht einen Hökerladen in das neue Haus einbauen, denn es war damals üblich, daß die Bewohner abgelegener Gebiete von einer Hökerei versorgt wurden.

Johannes Wulf, der im Ortskern in der Bahnhofstraße ein Eisen-, Kurz- und Kolonialwarengeschäft betrieb, hatte diesen Hökerladen um die Jahrhundertwende gepachtet und sich am Bahnhof eine kleine Niederlassung geschaffen. Sein Kommis, sein kaufmännischer Angestellter, war Johannes Jarren, der bei ihm im Geschäft in der Bahnhofstraße schon tätig gewesen war.

Johannes Jarren war mit Anna Hoffmann verheiratet, deren Eltern in der Schulstraße Nr. 32 wohnten, wo der Vater, Gustav Hoffmann, eine Sattlerei betrieb.

Gustav Hoffmann war in der Schulstraße seit 1884 als Sattler und Tapezierer tätig, und ab 1930 führte Rudolf Stolzenberg die Sattlerei in diesem Hause weiter.

Der Kaufmann Jarren muß sehr sparsam und sehr geschäftstüchtig gewesen sein, denn 1908 baute er neben der Hökerei, die daraufhin geschlossen wurde, ein Geschäftshaus.

Was mag Johannes Jarren bewogen haben, diesen großen Laden am Bahnhof zu eröffnen? Als Kaufmann wollte er verdienen, und er hatte sicher gewichtige Gründe, die diese Investition rechtfertigten:

1. Der Umsatz im Hökerladen war gut gewesen.
2. Auf dem Bahnhof lebten viele Menschen, die schon seine Kunden waren und die er persönlich kannte.



Die Tochter Anni Jarren vor dem Geschäftshaus

3. Ein steigender Bedarf an Konsumgütern war festzustellen.
4. Am Bahnhof war eine Zunahme der Bevölkerung durch Zuzug sowie Geburten festzustellen.
5. Am Bahnhof gab es auch Laufkundschaft.
6. Rege Betriebsamkeit und eifriges Schaffen waren am Bahnhof festzustellen.
7. Die allgemeine wirtschaftliche Aufwärtsbewegung schien sich auch in Zukunft am Bahnhof weiter fortzusetzen.

Seine festen Kunden waren die Bewohner vom Bahnhof, die Bauern aus Heisterende und etliche Bauern aus Horstheide.

In Heisterende war es üblich, daß jeder Bauer abwechselnd eine Woche lang die Milch zur Bahnmeierei fuhr. Die Bauersfrauen gaben dem jeweiligen Milchwagenfahrer immer ihre Körbe mit den Einkaufszetteln mit, und bevor die Kannen bei der Meierei abgeladen wurden, brachte der Bauer die Körbe schnell zu Jarren, der seinen Laden direkt gegenüber der Meierei hatte.

Dieser füllte mit seiner Frau zusammen die Körbe mit den gewünschten Waren und machte schon vor dem Morgenkaffee ein gutes Geschäft.

Johannes Jarren hielt ein möglichst großes Warenangebot bereit, damit seine Kunden nicht gezwungen waren, im Ortskern von Horst einzukaufen.



Die Eltern von Anna Jarren, Gustav und Margarethe Hoffmann, die das Fest der goldenen Hochzeit feiern.

Bei Jarren gab es:

Kolonialwaren: z. B. Mehl, Zucker, Reis, Nudeln, Haferflocken, Korinthen, Kunsthonig in viereckigen Paketen, Marmelade, Kaffee, Tee, Rübensirup, Butter und Margarine.

Gewürze: Salz, Pfeffer, Zimt, Kümmel und auch Essig.

Süßigkeiten: Bonbons, saure Drops, Lakritz, Salmiakpastillen, Zuckerstangen und Schokolade.

Zum Reinmachen: grüne Seife, Leuwagen (Feudel und Schrubber), Stubenbesen, Handuln (Handfeger), Reisigbesen zum Fegen des Hofes, Waschpulver, Soda und ein großes Sortiment an Bürsten.

Für die Körperpflege: Seife, Nivea-Creme, Zahnpasta, Zahnbürsten, Kämmen und Parfüm.

Schreibmaterial: Briefpapier, Umschläge, Ansichtskarten von Horst, Federhalter mit Feder und Tinte, Briefmarken.

Spielzeug: Gummibälle in den verschiedenen Farben, Kreisel, Marmeln, Fläschchen mit bunten Liebesperlen für die Puppen.

Kurzwaren: Nähgarn, Zwirn, Jacken-, Hosen- und Hemdenknöpfe, Gummiband, Sicherheitsnadeln, Zentimeterband, Leinband, Nähadeln, Steck- und Stopfnadeln, Stopfpilze, Fingerhüte, Haken und Ösen, Druckknöpfe.

Tabakwaren: Zigaretten, Zigarren, Tabak, verschiedene Pfeifen und Kautabak.

Selbstverständlich gab es bei ihm auch Alkohol in Flaschen, Wäscheklammern, Wäscheleinen, Holzpantoffeln, Petroleum, Stiefelfett, Mottenkugeln, Mäuse- und Rattenfallen sowie Kopfschmerztabletten, Abführtee und Amol gegen Kopfschmerzen.

Es lassen sich nicht alle Verkaufsartikel aufzählen, aber weil er ein großes Warenangebot hatte, kauften die Leute gern bei ihm, und ganz nebenbei erfuhren sie, was es an Neuigkeiten auf dem Bahnhof gab.

Johannes Jarren bekam seine Waren mit der Bahn, und er fand immer Kinder, die bereit waren, ihm die Waren mit seinem vierrädrigen Handwagen vom Bahnhof zu holen. Die Kinder taten ihm gern diese Gefälligkeit, denn zur Belohnung gab es einen roten oder auch grünen Bonbon.

Zwischen 1925 und 1928 kaufte sich Johannes Jarren ein Motorrad und begann, einen Zigarren Großhandel zu betreiben. Er befestigte zu diesem Zweck hinten auf dem Motorrad eine hölzerne Kiste, in der er die Zigarren zu den Kunden brachte.

Als er sich 1929 einen Opel P 4 kaufte, baute er seinen Zigarren Großhandel weiter aus. Er belieferte Gaststätten und Geschäfte bis hoch in das nördliche Schleswig und blieb deshalb auch manchesmal über Nacht von zu Hause fort.

Man kann sagen, daß Johannes Jarren mit seinem Geschäft am Bahnhof gut verdiente und daß auch der Zigarrenhandel guten Gewinn abwarf.

Johannes Jarren kaufte 1929 diese zweitürige Limousine der Baureihe Opel 4/20 PS. Der Wagen war ein Viersitzer, hatte einen Hubraum von 1,1 l, 4 Zylinder und eine Dreigangschaltung. Er war 3,55 m lang, gut 1,40 m breit sowie 1,72 m hoch. Sein Tank faßte 28 l, der Verbrauch lag bei 7 l auf 100 km, und die Höchstgeschwindigkeit betrug ca. 80 km/h. Der Preis belief sich auf 2700 Mark. Das markentypische Kennzeichen dieser Ausführung war der aufwendige Kühler, dessen Maske nach amerikanischem Muster gestaltet war.

1933 verkaufte das Ehepaar Jarren aus Altersgründen das Kolonial- und Tabakwarengeschäft an den Drogisten Bruno Harder, der das Verkaufssortiment durch Farben und sogenannte Schädlingsbekämpfungsmittel erweiterte und zum Vorführen und zum Verkauf zu seinen Kunden nach Horst, Heisterende und Horstheide fuhr.



Vor dem Opel haben sich fotografieren lassen: das Ehepaar Jarren, die Tochter Anni und der Schwiegersohn Hans-Peter Jöns.



Von unserer Silbernen Hochzeitsreise 1933.

Johannes und Anna Jarren grüßen von ihrer silbernen Hochzeitsreise 1933!

1974 verpachtete dieser das Geschäft an den Lebensmittelhändler Erich Röpke aus Elmshorn, der das Geschäft aber bald wieder aufgab. Da sich kein neuer Pächter fand, blieb das Geschäft geschlossen. Das Haus wurde verkauft, das große Schaufenster zugemauert und der Laden zu einer Wohnung umgebaut.

Das Geschäft wird heute nicht mehr gebraucht, denn die Bewohner am Bahnhof setzen sich in ihr Auto und fahren zum Einkaufen in die Märkte nach Horst, Itzehoe oder Elmshorn, wo sie eine Riesenauswahl vorfinden und wo sie zu günstigen Preisen einkaufen können. Das im Verhältnis zu den Märkten kleine Geschäft am Bahnhof konnte dieser Konkurrenz nicht standhalten, und die Renaissance eines Geschäftes am Bahnhof ist deshalb auch nicht denkbar.

Der Sattler Hermann Brandt

Bei Johannes Brammann im Haus Am Bahnhof Nr. 7 wohnte um 1910 der Sattler Hermann Brandt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Er hatte seine bescheidene Werkstatt in der Küche, wo auch seine Sattlermaschine zum Nähen stand, die er mit Hilfe eines Fußpedals in Gang setzte. Die meiste Näharbeit verrichtete er aber mit der Hand.

Wenn die Bauern morgens die Milch zur Meierei anlieferten, nutzten sie die Gelegenheit und brachten das kaputte Pferdegeschirr zum schräg gegenüber der Meierei wohnenden Sattler, von dem sie es nach ein bis zwei Tagen wieder repariert abholten. Zum größten Teil hatte der Sattler nur Flickarbeit zu leisten.

Hier setzte er einen neuen Riemen ein, dort nähte er eine Schnalle fest, oder er zog eine aufgegangene Naht nach. Meistens waren es Kleinigkeiten, die er ausbesserte, so daß seine Einnahmen überwiegend nur aus Pfennigbeträgen bestanden.

Mehr Geld verdiente er, wenn er den Auftrag erhielt, ein neues Pferdegeschirr anzufertigen.

Dann setzte sich ‚Hermann Sattler‘, so nannte man ihn, auf sein Fahrrad und fuhr nach Elmshorn zu Heinrich Wörthmann, in dessen Gerberei er Leder kaufte.

Er wurde als Sattler dringend gebraucht, weil es damals viele Arbeitspferde gab.

Claus Sievers und Johannes Kelting in Hackelshörn, Johannes Lüdemann von Harzhöhe, Hinrich Schröder sowie Johannes Körner vom Bahnhof brauchten genauso wie Hermann Wischmann von der Ziegelei jeweils zwei Pferde.

Claus Gravert, die Gärtner Kröger und Bornhold, der Meierist Lohse, der Schlachter Blöcker und der Schweinemäster Eymers benötigten in ihren Betrieben dagegen nur ein Pferd.

Die Anzahl der Pferde auf den Höfen der Heisterender Bauern war sehr unterschiedlich, da die zu bearbeitenden landwirtschaftlichen Flächen von 18 ha bis 61 ha reichten. Im allgemeinen war festzustellen, daß in Heisterende bedeutend mehr



Die Leistungsfähigkeit der Pferde hängt von ihrer Beschirrung ab, die vom Sattler für jedes Pferd individuell angefertigt werden muß. Die beiden abgebildeten Pferde tragen Sielengeschirre, und deutlich sind die breiten Brustblätter, die wichtigsten Geschirrteile, zu erkennen, unter denen sich noch eine Polsterunterlage befindet.

Pferde als am Bahnhof gehalten wurden. Auf den größten Höfen gab es 6–7 Pferde, auf etlichen Höfen 4 bis 5, während die Anzahl der Pferde auf den kleineren und mittleren Höfen bei zwei bis drei Pferden lag.

Nebenbei ging Hermann Brandt noch zu den Leuten in die Häuser, um alte, ausgeessene Sofas und Sessel aufzupolstern.

Als Sattler Brandt in den 20er Jahren den Bahnhof verließ, um in sein neues Haus in die Poststraße Nr. 1 zu ziehen, bedauerten die Bauern seinen Umzug.

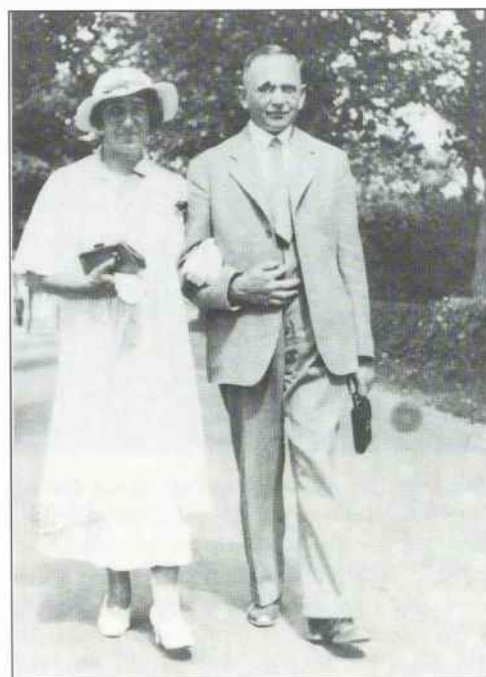
Seine Frau aber freute sich, denn sie arbeitete in der Wollfabrik und konnte jetzt mit wenigen Schritten zu ihrer in unmittelbarer Nähe liegenden Arbeitsstätte gelangen.



„Hermann-Sattler“ bei der Arbeit in seiner Werkstatt in der Poststraße. Er sitzt auf einem Bock, der das Nähen erleichtert. Wenn er mit den Füßen unten eine Klammer zusammendrückt, wird das Leder oben zusammengepreßt, und der Sattler kann die Teile leicht zusammennähen. In der rechten Hand hält „Hermann-Sattler“ eine Ahle, die zum Vorstechen der Löcher dient. Links auf dem Bild sind drei Rollen gegerbter Rinderhäute zu sehen. Auf einer Rolle steht H. Ahrens, Steinburg, und der Sattler soll wahrscheinlich aus diesem Leder für einen Bauern aus Steinburg ein Pferdegeschirr anfertigen. Dahinter steht eine mittelschwere Nähmaschine, die Sattlermaschine, wie sie in Sattlereien und Polstereien benötigt wird. Rechts hinten auf dem Tisch liegt ein geöffneter Schulranzen, den der Sattler entweder selbst angefertigt hat oder den er reparieren soll. Die Ranzen, obwohl sehr stabil gebaut, gingen oft kaputt. Wenn die Schüler nämlich nach Schulschluß auf dem Nachhauseweg waren, suchten sie aus Übermut Streit. Dieser fing meistens damit an, daß einem Mitschüler der Ranzen mit voller Wucht vom Rücken gerissen wurde, so daß dadurch ein oder zwei Tragriemen rissen, die dann der Sattler wieder instandsetzen mußte.

Die „Holsteinische Metallfabrik“ von Erwin Mebus

Nach dem 1. Weltkrieg wurde das ehemalige Schlütersche Gebäude für eine Aluminiumtöpfefabrik genutzt, die sich zeitlich nacheinander im Besitz von Erich Balewski, Carl Johann Bruhn und J. H. Hach aus Altona befand, ehe Erwin Mebus, ein gebürtiger Wiener, die Fabrik 1929 übernahm.



Das Ehepaar Mebus

Er stellte Aluminiumartikel wie Kochtöpfe, Bratpfannen, Schüsseln, Wasserkessel, Kaffeekannen, Kuchenformen, Milchkannen, Siebe, Schöpfkellen, Wassereimer, Gießkannen und Entsafter her.

Außerdem gehörten Decken-Einbauleuchten, Tiefstrahler, Leuchtröhrenspiegel sowie Metalldruckteile aus Messing, Kupfer und Eisenblech zur Produktion.

Die großen Aluminiumtafeln wurden mit der Bahn angeliefert, anfangs noch auf dem hauseigenen Anschlußgleis, und für die Verarbeitung in der Fabrik entsprechend zugeschnitten.

Mit Hilfe von Maschinen wurden die Formen herausgedrückt; das vollzog sich blitzschnell, und Frauen übernahmen anschließend meistens die Aufgabe, das geformte Aluminiumstück zu polieren und Griffe anzunieten, so daß die Produkte nach der Verpackung fertig für den Versand waren.



Verschiedene Aluminiumartikel. Links der Entsafter, der eine Erfindung von Erwin Mebus war.

Die Sendungen gingen zu den Großhändlern im norddeutschen Raum, und der Absatzmarkt erstreckte sich von Flensburg über Hamburg bis nach Bremen.

Die Produkte für den Elektrohandel wurden allerdings noch weiter mit der Bahn verschickt, da diese Geschäftsbeziehungen bis nach Frankfurt und München reichten.

Als Erwin Mebus 1945 plötzlich verstarb, führte seine Ehefrau den Betrieb so lange weiter, bis dieser 1952 in den Besitz des Neffen Horst Jensen überging.

Im Unternehmen waren durchschnittlich immer 8 bis 10 Frauen und Männer beschäftigt, wie Vera Riege, die nach dem Kriege Griffe an Töpfe und Deckel montierte, oder wie z. B. die beiden Metallschmirlger Heini Hintz und Erwin Bey; letzterer hielt dem Betrieb sogar über 25 Jahre die Treue.

1961, als 12 Mitarbeiter benötigt wurden, stellte sich akuter Personalmangel ein, denn die Belegschaft war auf vier Mann zusammengeschrumpft. Ihr gehörten bis zuletzt die beiden gelernten Metalldrücker Waldemar Röwe und Hanne Petz sowie der langjährige Meister Walter Exleben und Alfred Eiserle an, der auf allen Positionen einsetzbar war.

Horst Jensen konnte mit dieser dünnen Personaldecke den Betrieb nicht weiterführen, und er schloß ihn deshalb am 30. 6. 1963. Das stattliche Gebäude stand nach der Schließung lange Zeit leer. Es regnete durch das Dach, das Mauerwerk zog Feuchtigkeit an, und als die Maschinen zur Verschrottung abgeholt wurden, sägte

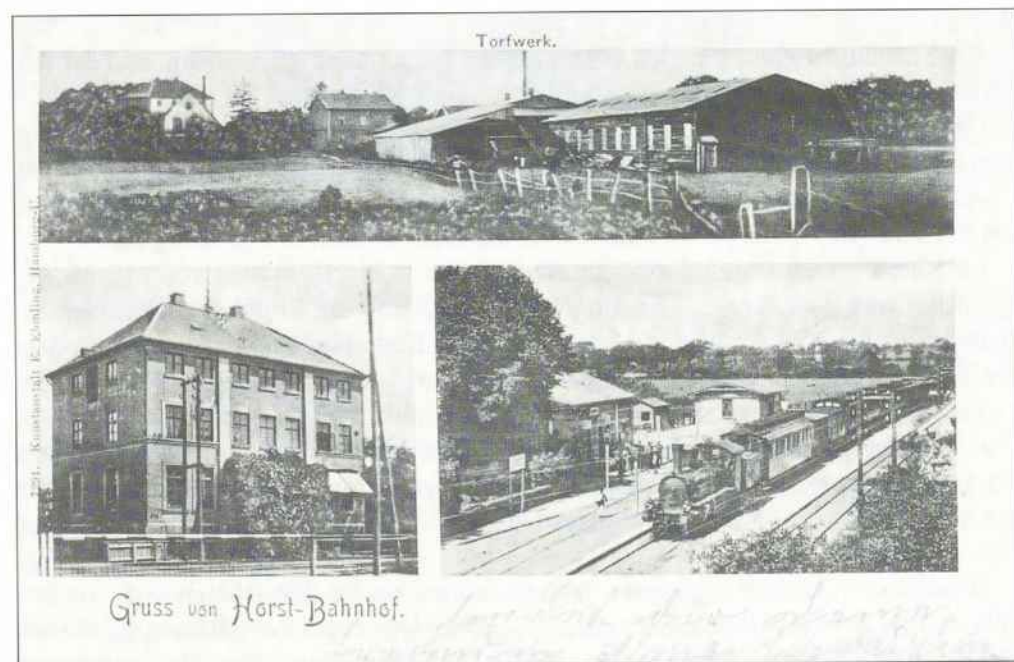
man Löcher in die Holzfußböden, um die Maschinen einfach von oben nach unten herunterfallen zu lassen.

Der neue Besitzer, Herr Heinrich Burghardt, gestaltete als gelernter Maurer das Gebäude zu einem reinen Wohnhaus um, veränderte die Fassade, setzte neue Klinker vor das Mauerwerk, baute moderne Fenster ein, so daß heute kaum noch etwas an das alte Geschäftshaus von Peter Schlüter oder an die „Holsteinische Metallfabrik“ von Erwin Mebus erinnert.

3. Die Besiedlung „achter de Bahn“

Zur Geschichte des Schlüterschen Hauses

Wenn man den Bahnübergang am ehemaligen Stellwerk überquert, steht auf der rechten Seite ein hohes, weißes Haus, zu dem auch das dahinterliegende Stallgebäude gehört, das durch einen Anbau mit dem Wohnhaus verbunden ist. Dieses Haus ist auf der alten Postkarte links unten abgebildet, und es ist noch heute im wesentlichen so erhalten, wie das Bild es zeigt.



Die Postkarte, abgestempelt 1903, zeigt zwei Ansichten aus dem Bereich „hinter der Bahn“.

Hinrich Schlüter, der Bruder des Getreidehändlers Peter Schlüter, hatte 1835 den väterlichen Hof Lindenau übernommen und diesen 1853 an Hans Philipp Wilhelm von Crammen verkauft, um sich 1854 das hohe Haus mit dem geräumigen Stall am Bahnhof zu bauen. Er begann dort mit dem Holzhandel, baute später eine Dampfsägemühle und betrieb außerdem noch eine Flachsрrösterei.

Leider machte er 1870 Konkurs, und 1872 erwarben die Besitzer der Firma Knauer & Eckmann aus Hamburg das Anwesen am Bahnhof. 1873 wurde es an Max Hagen verkauft. Er betrieb ebenfalls einen Holzhandel, mußte aber auch nach einigen Jahren Konkurs anmelden.

1877 erwarb der Getreidehändler Peter Schlüter das Anwesen, und 1885 erbte den Grundbesitz dessen Sohn Johann Hinrich, der die Gebäude bis zur Aufgabe des Geschäftes am Bahnhof im Jahre 1911 für seinen Getreidehandel nutzte.

Neuer Besitzer wurde 1914 Claus Gravert. Er verkaufte 1919 an Adolf Mohrdiek, nachdem dieser seine Gastwirtschaft am Bahnhof im selben Jahr an Hinrich Schuldt veräußert hatte. Adolf Mohrdiek blieb weiterhin Viehhändler, aber er konzentrierte sich hauptsächlich auf den Pferdehandel, wobei ihm der geräumige Stall vortreffliche Dienste leistete.

Als Pferdehändler suchte er die Pferdemarkte der näheren und der weiteren Umgebung regelmäßig auf. Wenn z. B. Pferdemarkt in Kellinghusen war, brachte er zusammen mit seinem Pferdeknecht Tiere zum Verkauf dorthin, versuchte aber auch,



Pferdemarkt in Leck

Pferde wieder günstig aufzukaufen, so daß in seinem Stall im Schnitt 15 bis 20 Pferde zum Verkauf bereitstanden. Lag der Pferdemarkt jedoch so weit entfernt, daß es zu beschwerlich war, diesen zu Fuß oder mit Pferd und Wagen zu erreichen, dann fuhr er mit der Bahn sogar bis nach Berleburg in Nordrhein-Westfalen und ließ die aufgekauften Pferde mit der Bahn nach Horst transportieren.

Pferdemärkte erfüllten früher eine wichtige Funktion, denn der Bedarf an Pferden war sehr groß. Die Landwirte beispielsweise benutzten die Pferde zum Ziehen der Wagen, der Pflüge, der Eggen, der Sä- und Mähmaschinen, der Hackgeräte sowie zum Drehen der Göpel.

Pferdehändler wie Adolf Mohrdiek vom Horster Bahnhof waren ausgezeichnete Pferdekenner, und sie versuchten, sich vor einer Übervorteilung zu schützen, indem sie die Pferde vor dem Kauf einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Allgemein wurde großer Wert auf einen kräftigen Körperbau gelegt, auf feste Beine, gesunde Hufe, gute Augen und glänzendes Fell, um von deren Aussehen und Beschaffenheit auf die Leistungsfähigkeit und die Gesundheit eines Tieres zu schließen. Vor allem aber wurde dem Pferd stets ins Maul geschaut, weil der Abnutzungsgrad der Zähne Hinweise auf das Lebensalter gab.

Die Ansprüche an die Pferde richteten sich stets nach deren Verwendungsmöglichkeit, die wiederum von der Beschaffenheit der Tiere abhing, so daß Pferde als leichte und schwere Zugtiere oder als Reit- und Zuchttiere in den Handel kamen.

Außerdem mußte ein Pferdehändler auch herausfinden, ob sich ein Pferd mit anderen Pferden gut vertrug, nicht biß oder schlug oder ob es nicht noch andere versteckte Untugenden besaß.

Der Pferdekauf war daher keine leichte Angelegenheit. Wenn aber Verkäufer und Käufer schließlich handelseinig waren, wurde der Kauf rechtskräftig mit dem wechselseitigen Handschlag besiegelt, und das Pferd wechselte den Besitzer.

Zwei Aufnahmen aus dem Jahre 1989. Das Wohnhaus steht verhältnismäßig dicht an den Gleisen, denn der Abstand zum äußeren Gleis beträgt nur 4,25 m und der zum Geländer verringert sich sogar auf 3,12 m. Ursprünglich lag das Haus aber weiter von den Gleisen entfernt, doch durch den zweiten Gleisstrang, der 1856 vor dem Haus verlegt wurde, verringerte sich zwangsläufig der Abstand.

Der Gärtner Klaus Kölln aus Elmshorn erstand 1950 das gesamte Anwesen, und er richtete auf dem 7,3 ha großen Besitz eine Baumschule ein, die seit 1973 von seinem Sohn Klaus-Peter weitergeführt wird.



Die Aufnahme aus dem Jahre 1989 zeigt, daß das Gebäude Am Bahnhof Nr. 14 im wesentlichen nicht verändert worden ist.



In dem unteren Teil des großen Stalles hatte Adolf Mohrdiek seine Pferde in Ständern untergebracht, und den Boden nutzte er zur Lagerung von Heu und Stroh.

Vom Torfwerk bis zur Baumschule von Günter Kröger

Neben dem Gebäude von Kölln befindet sich das gelbgeklinkerte, einstöckige Haus von Günter Kröger, der seit 1954 auf einer Fläche von 13,5 ha eine Baumschule betreibt, die sein Vater, Steffen Kröger, 1923 auf dem 5 ha großen Grundstück eingerichtet hatte.

Während des 1. Weltkrieges betrieb Jacobs für kurze Zeit auf diesem Grundstück eine Muschelverwertung. Die Muscheln wurden in Waggons von der Bahn angeliefert, im Betrieb zermahlen, und die Bauern holten mit ihren Brettwagen den Muschelkalk ab, um ihn als Dünger auf die Felder zu streuen.

Wenn die Muscheln mit Pferd und Wagen von der Bahn zum Betrieb gefahren wurden, kam es öfter vor, daß etliche Muscheln vom Wagen auf die Erde fielen, die die Kinder eifrig aufsammelten. Sie freuten sich stets über besonders schöne Exemplare, mit denen sie dann ihre Sandburgen schmückten.

Vor der Muschelverwertung befand sich auf dem Grundstück eine Torfstreufabrik.

Peter Piening hatte diesen Betrieb 1880 gegründet, der später im Besitz der Herren Hettstädt und Kapf war.

Das obere Bild der Postkarte auf Seite 70 zeigt das Torfwerk aus der rückwärtigen Schau; das Wohngebäude wie auch das Schlütersche Haus mit dem Stall sind im Hintergrund zu sehen.

Der ‚Lange Jammer‘ und das kleine Arbeiterwohnhaus

Auf der linken Seite gleich hinter dem Bahnübergang liegt ein niedriges, langgestrecktes Haus, das früher im Volksmund die Bezeichnung ‚Langer Jammer‘ trug. Es enthielt zwei Wohnungen für Bahnbedienstete; ein Stück hinter dem dazugehörigen Stall lag ebenfalls noch ein kleineres Arbeiterwohnhaus, das aber abgebrochen wurde, weil es zu dicht am Gleis lag.

Als der Bahnbeamte Johannes Dill 1942 befördert wurde, erhielt er gleichzeitig seine Versetzung von Niedersachsen nach Horst, und er bekam als Dienstwohnung das kleine Arbeiterwohnhaus an der Bahn zugewiesen.

Das Haus war ein einfacher Putzbau, rotbraun gestrichen und mit Dachpappe gedeckt. Im Nachbarhaus, dem ‚Langen Jammer‘, lebten damals als Nachbarn die Familie des Weichenwärters Herbert Sauer und die des Rottenführers Johannes Mangels, der mit seinen Arbeitern die Strecke Elmshorn/Wrist betreute.

Der Umzug war für die Familie Dill eine große Umstellung, denn das Haus lag unmittelbar an den Gleisen, die noch nicht geschweißt waren, sondern Schienenstöße aufwiesen. Deshalb erschütterten die vorüberfahrenden Schnellzüge das Haus bis in



Der „Lange Jammer“, aufgenommen im Jahre 1989, ist umgebaut worden und befindet sich im Privatbesitz.



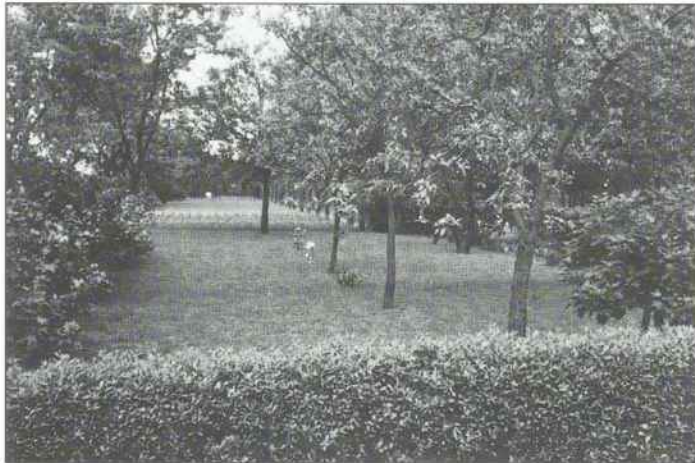
Das kleine Haus an der Bahn

seine Grundfesten, das Geschirr in den Schränken klapperte, bei geöffneten Fenstern zerstörte der gewaltige Luftdruck das Glas, und der Luftzog zog die Gardinen heraus, so daß die Fenster spätestens beim Nähern eines Zuges geschlossen werden mußten. Wenn sich aber bei einem Abteilwagen während der Fahrt eine Tür geöffnet hatte, verringerte sich der Abstand zum Gebäude noch erheblich.

Das Schlafzimmer lag deshalb auf der anderen Seite des Hauses, während die Fenster des Wohn- und Eßraumes zur Bahn hin lagen.

Der Fußboden der Küche bestand aus Lehm, das Wasser lieferte eine Pumpe im Hof; gewaschen wurde in der Waschküche, und im Waschkessel befand sich das warme Wasser zum Baden. Das Plumpsklosett befand sich in einem Stall, in dem auch zwei Schweine gehalten werden konnten.

Außerdem hielt die Familie Dill noch 10 bis 14 Hühner, und Johannes Dill bearbeitete einen über 1000 m² großen Garten, der an das Grundstück von „Harzhöhe“ grenzte.



Ein Blick in den gepflegten Garten von Johannes Dill

Diese Möglichkeit der Selbstversorgung trug dazu bei, den Lebensunterhalt der Familie während des Krieges sowie in den Nachkriegsjahren zu sichern, denn nach 1945 wurden die Lebensmittel nur auf Zuteilungsmarken ausgegeben.

Der Boden des Hauses diente zum Lagern von Torf, der als Brennmaterial in der Nachkriegszeit wieder sehr begehrt war. Hermann Scheffler, der für die Verteilung der Moorparzellen zuständig war, hatte auch Johannes Dill jedes Jahr eine Torfbank zugewiesen, wo dieser Torf stechen konnte, und er übernahm für ihn wie auch für andere Leute das Abfahren der Torfsoden mit seinem Pferdefuhrwerk.

Als Bahnbeamter erhielt Johannes Dill von der Bahn außerdem noch ausrangierte Bahnschwellen, die er mit der Handsäge zu Brennholz zersägte.

In den Jahren 1943 bis 1944, als die Brennmaterialien äußerst knapp waren, fand bei der Bahn der sogenannte „Kohlenklau“ statt. Wenn die beladenen Güterzüge vor dem Einfahrtsignal in Horstheide standen, sprangen Leute auf die Waggons und warfen Kohlenstücke herunter, um diese später aufzusammeln. Sie hatten immer ausreichend Zeit, denn die alten Dampflok kamen beim Anfahren nur langsam in Fahrt und zogen die Güterwagen in einer langen Kurve gemächlich zum Horster Bahnhof.

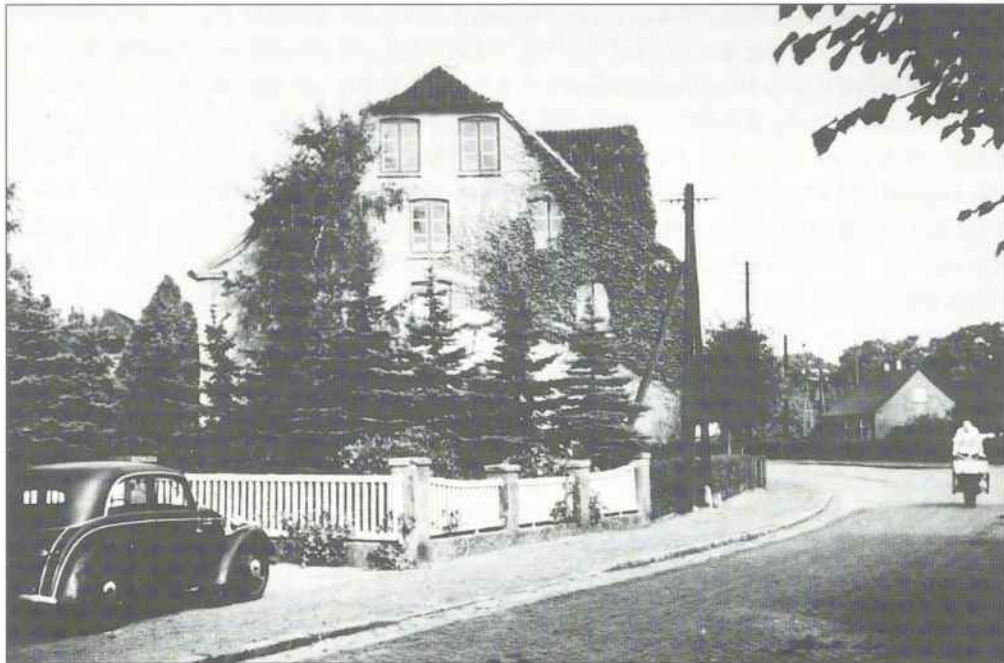
Es kam zum Glück nur selten vor, daß jemand ein Kohlenstück in ein Fenster des Hauses von Dill warf, weil er in seinem Eifer vergessen hatte, rechtzeitig vor dem Stellwerk abzuspringen.

Johannes Dill, genannt Hannes Dill, führte auf dem Bahnhof unterschiedliche Aufgaben durch: Er verkaufte am Schalter Fahrkarten, stand an der Sperre und entwertete mit einer besonderen Zange die Fahrkarten, bediente in der Gepäckabfertigung, arbeitete im Stellwerk und fungierte auch mit roter Mütze und Kelle als Aufsichtsbeamter.

Anfang der 50er Jahre zog Johannes Dill aus dem Haus, welches danach gründlich modernisiert wurde. Sein Nachfolger wurde Ewald Skrobarczyk, der später etliche Jahre in Horst als Bürgermeister im Amt war.



Johannes Dill nach dem Krieg in der Uniform des Bahnbeamten



Links das ehemalige Schlütersche Haus und im Hintergrund das kleine Arbeiterwohnhaus der Bahn

Die drei Bahnwärterkaten

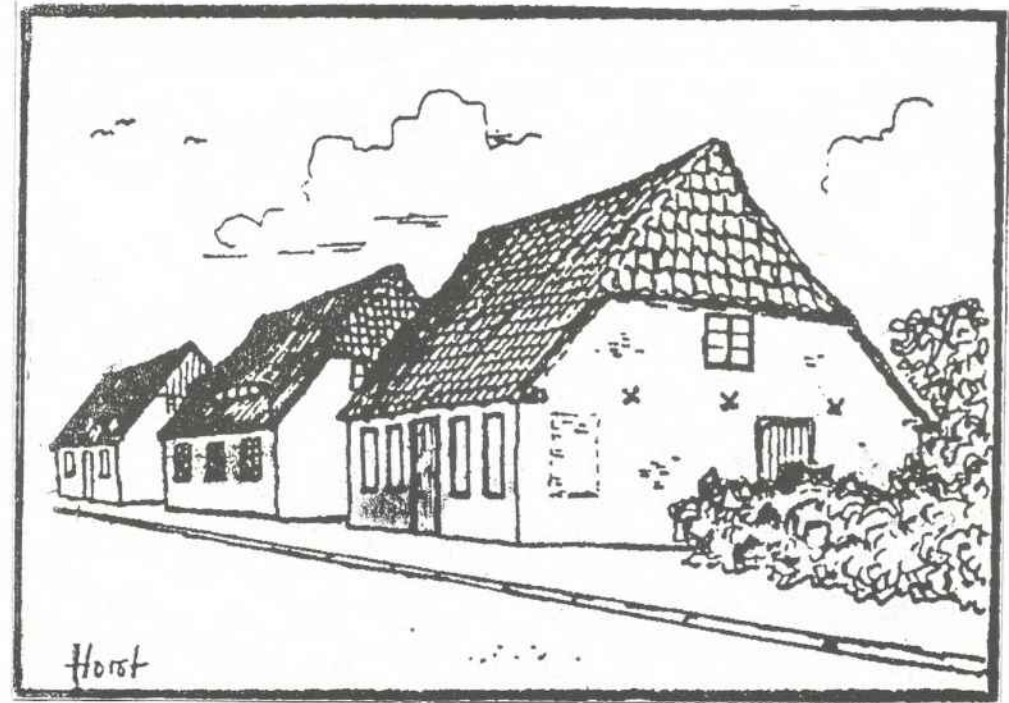
Hinter dem Krögerschen Haus auf der rechten Seite lagen ursprünglich drei Häuser, und in der Lücke, die sich heute zeigt, stand das auf der nachfolgenden Zeichnung abgebildete Haus.

Es waren sogenannte Bahnwärterkaten, die alle ein pfannengedecktes Krüppelwalmdach besaßen und etwa um 1850 errichtet worden waren.

Im abgerissenen Haus lebte schon vor dem 1. Weltkrieg sowie viele Jahre danach der Bahnbeamte Wilhelm Wulf, im zweiten der Kätner und Händler Hinrich Mohr, und im letzten Haus lebte der Wiegemeister Wilhelm Stürwold, der auf dem Bahnhof außerdem für die Kohlenhändler und Müller die Waggons entleerte.

Hinter diesem letzten Haus zweigt nach rechts der Ziegeleiweg ab, der einst zur Schlüterschen Ziegelei führte.

Auf der linken Seite sieht man das stattliche Gebäude mit dem Namen „Harzhöhe“, das der Familie Lüdemann gehörte.



Aus den Elmshorner Nachrichten vom Juli 1987
Ein Blick auf die drei Bahnwärterkaten

Der Gasthof „Harzhöhe“

Der Bauer Claus Lüdemann besaß ein Bauernhaus in Hackelshörn, das nahe an der neuen Bahnstrecke lag.

In seinem Haus wurden deshalb die ersten Fahrkarten ausgegeben, und da viele Leute ins Haus kamen, erhielt er 1844 die Konzession für einen Krug, d. h. es wurde ihm erlaubt, die Leute zu bewirten.

Er glaubte, daß durch den Bahnbau auch Urlauber nach Hackelshörn kommen würden und stellte deshalb den Antrag zum Ausbau von Fremdenzimmern.

Dieser Antrag wurde abgelehnt, denn als 1856 der zweite Gleisstrang verlegt wurde, stand sein Haus so dicht am Gleis, das ihm vorgeschlagen wurde, sein Haus abzureißen und ein neues weiter entfernt vom Bahnkörper zu bauen.

Es ist anzunehmen, daß Claus Lüdemann von der Bahn eine Entschädigung erhielt, und 1897 wurde mit entsprechendem Abstand zu den Gleisen in unmittelbarer Nähe das jetzige Haus als Ersatz gebaut, das in einem Putzstreifen den Namen „Harzhöhe“ erhielt.

Die Fenster aus dem abgerissenen Bauernhaus und auch etliche Balken fanden im neuen Haus ebenfalls Verwendung.

Die Aufnahme zeigt das stattliche Haus um 1910; auf dem Putzstreifen an der Vorderfront soll gestanden haben, was auf dem Bild aber nicht sichtbar ist:

Gasthof Harzhöhe
Johannes Lüdemann



Der Gasthof „Harzhöhe“

Johannes Lüdemann hatte den Hof mit 20,7 ha Land und die Gaststätte 1906 von seinem Vater geerbt und beide Betriebszweige weitergeführt.

Die Gastwirtschaft bestand aus einer Gaststube und einem Clubzimmer, die jeweils die Maße 5 m x 5 m hatten und rechts und links vom Haupteingang lagen. Die Kunden waren nicht die Reisenden, denn diese hielten sich in der Gastwirtschaft des Empfangsgebäudes auf.

Zu Johannes Lüdemann kamen die Arbeiter, die im Torfmoor Torf abbauten und die auf ihrem Weg ins Moor unmittelbar an dem Gasthof „Harzhöhe“ vorbeikamen. Morgens ließen sie ihre Flaschen mit K \ddot{o} m auffüllen, und abends nach getaner Arbeit kehrten sie zum Umtrunk in „Harzhöhe“ ein.

Es kamen auch die Beschäftigten von der Bahn, die Getreidearbeiter, die Kutscher, Bauern, Knechte, Viehhändler und Ziegeleiarbeiter. Anfangs fanden noch 4–5 Kaffeebälle auf der Diele statt. Diese Veranstaltungen wurde aber eingestellt, weil die Diele wegen der Viehhaltung jedesmal ausgeräumt werden mußte, was mit einem gehörigen Arbeitsaufwand verbunden war.

Im Haus befanden sich auch zwei Gästezimmer. Ihre Einrichtung hatte sich aber nicht rentiert, weil der Fremdenverkehr ausblieb, obwohl die Gegend stark bewaldet war, leicht anstieg und ihre höchste Erhebung mit 18 m über NN beim einstigen Blömkenhof lag.

Der Name der Gaststätte deutet auf Waldreichtum hin und auf das Vorkommen von Hirschen.

1928 erlosch die Konzession, denn der Gasthof hatte immer mehr an Bedeutung verloren. Der Torfabbau wurde allmählich eingestellt, weil die günstige Kohle mit der Bahn herangefahren wurde. Auch die Ziegeleiarbeiter blieben aus, denn die Ziegelei wurde 1919 niedergerissen, und am Bahnhof war durch den Gasthof „Horst-Bahnhof“ eine neue Gaststätte entstanden, in der sich besonders die Viehhändler mit ihren Kunden trafen.

Der Gasthof „Harzhöhe“ aber lag plötzlich abseits, denn das geschäftige Treiben spielte sich auf der anderen Seite der Bahn ab.

Johannes Lüdemann blieb unverheiratet und starb 1941. Als der auf der Diele aufgebahrte Sarg hinausgetragen wurde, soll Pastor Juhl gesagt haben: „Jetzt wird der letzte Lüdemann vom Hof getragen!“

Die Höfe von Sievers und Kelting

Geht man an „Harzhöhe“ vorbei, stößt man rechts auf die kurze Zuwegung „Hackelshörn“, die früher zu den Höfen von Sievers und Kelting führte.

Der Sieversche Hof war ein Fachwerkbau, der 1979 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt wurde, den heute der Landwirt Jörn Rathjen bewohnt.

Das Bauernhaus von Kelting, ein großes Reetdachhaus, ist noch erhalten geblieben, und es weist an der Westseite einen hübschen, runden Giebel als Besonderheit auf.

Hans Bluhm, der die Tochter Christa Kelting geheiratet hatte, bewirtschaftete von 1952 bis 1982 den Hof, dessen Ländereien zur Zeit verpachtet sind.

Die Straße „Am Bahnhof“ geht dann in den Milchweg über, von dem auf der rechten Seite der Torfmoorweg abzweigt, der früher ohne Unterbrechung an den Häusern der Familien von Klaus und Scheffler vorbei bis zur Donnerkuhle führte. An dieser Stelle endet der historische Spaziergang, der in dieser Weise nur möglich war, weil es einst den Horster Bahnhof gab.



Der alte Hof von Sievers



Der hübsche, runde Giebel am Bauernhaus von Bluhm, aufgenommen 1993

4. Gründung, Bedeutung, Anlage und Stilllegung des Bahnhofs

Aus der Anfangszeit des Bahnhofs

Die erste deutsche Eisenbahnstrecke wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet, und die Einweihung der Strecke Altona–Kiel, an der der Horster Bahnhof lag, erfolgte am Geburtstag des dänischen Königs, am 18. September 1844.

Die Gleisstrecke über das Horster Gebiet sollte ursprünglich dicht am Ortsrand in der Nähe des Heidhofes entlangführen. Dieser Plan ließ sich jedoch wegen des heftigen Widerstandes aus Teilen der Bevölkerung nicht realisieren, so daß die Strecke durch Hackelshörn verlegt wurde, wo der vom Ortskern fast zwei Kilometer entfernte Bahnhof entstand.

Die Eisenbahn gewann schnell an Bedeutung, weil das Streckennetz die verschiedenen Räume verband, neue Möglichkeiten für den Güterverkehr wie auch für die Personenbeförderung eröffnete und die Infrastruktur in den ländlichen Gebieten entscheidend verbesserte. 1848 konnte die Strecke Elmshorn–Glückstadt eröffnet werden, 1856 erhielt die Strecke Altona–Kiel sogar ein zweites Gleis, um den steigenden Güter- und Personentransport bewältigen zu können, und 1857 kam es zu der Verlängerung der Strecke Elmshorn–Glückstadt bis nach Itzehoe. Die rasche Entstehung von Strecken sowie der allgemeine Ausbau eines Schienennetzes nach 1835 beweisen die wachsende Bedeutung der Bahn und die beginnende Auflösung der alten Verkehrsstrukturen.

Auf der Strecke Altona–Kiel fuhren täglich zwei Züge in jeweils eine Richtung und zwar von Altona morgens um 8.00 Uhr und nachmittags um 14.30 Uhr und von Kiel morgens um 7.00 Uhr und um 14.30 Uhr am Nachmittag. Eine Fahrt dauerte gut $2\frac{1}{2}$ Stunden und die Fahrt von Altona nach Horst eine Zeitstunde. Die Haltestellen befanden sich in Pinneberg, Tornesch, Elmshorn, Horst, Wrist, Neumünster, Bordesholm und in Kiel, und es gab außerdem noch sogenannte Anhaltepunkte in Stellingen, Eidelstedt, Halstenbek, Priesdorf, Dauenhof, Siebenecksknöll, Brokstedt, Padenstedt, Voorde und in Meimersdorf vor Kiel. Viele Menschen benutzten das neue Beförderungsmittel, und auf der Strecke Altona–Kiel wurden in der Woche vom 22. bis 28. September 1844 9566 Fahrgäste befördert. 1845 waren es auf dieser Strecke insgesamt 358 573 und 1850 381 544 Personen.

Auch der Bahnhof in Hackelshörn wurde von den Leuten sofort akzeptiert, denn allein im Zeitraum vom 19. September bis 2. November 1844 stiegen hier 5445 Fahrgäste ein und aus, was einem Durchschnitt von 124 Personen pro Tag entsprach.

Aber auch die Bewohner der umliegenden Dörfer und Städte wollten mit der Bahn fahren, und etliche Fuhrleute richteten deshalb einen Pendelverkehr ein, indem sie

beispielsweise morgens Leute von Krempe oder sogar aus Itzehoe nach Hackelshörn zum Bahnhof fahren und diese am Abend wieder von dort abholen. Die Fuhrleute beschwerten sich über die schlechten Wegverhältnisse. Der Zustand des Landweges von Horst nach Hackelshörn, der sich bei starken Niederschlägen in eine morastige Wasserfläche verwandelte, wurde von ihnen so lange bemängelt, bis endlich 1852 eine neue Chaussee mit Steinpflaster gebaut wurde, die den über den Heidhof führenden alten Landweg ersetzte und an der später etliche Häuser gebaut wurden.

Um die entstandenen Baukosten wieder aufzufangen, errichtete man auf dem Bahnhof an der Stelle, wo später der Gasthof „Horst-Bahnhof“ stand, einen Schlagbaum und kassierte bis 1870 Wegegeld.

1927 erhielt die Chaussee übrigens die noch heute vorhandene Blaubasaltdecke.

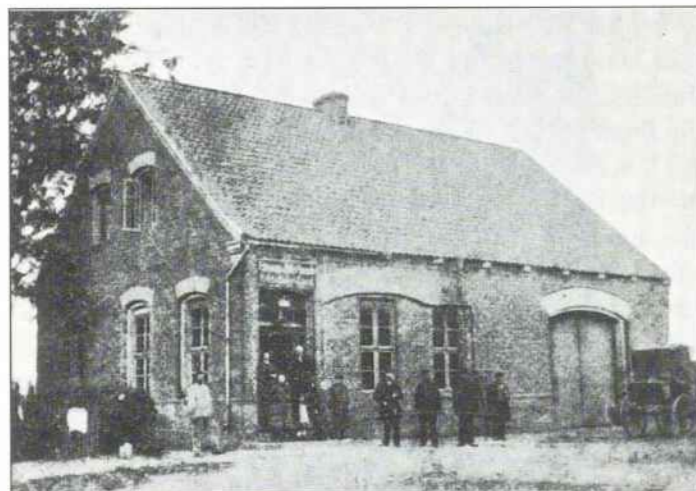
Stückgut vom Glückstädter Hafen wurde ebenfalls zum Bahnhof gefahren, so daß sich ein lebhafter Verkehr entwickelte.

In „Harzhöhe“, im Hause von Claus Lüdemann, erfolgte anfangs die Ausgabe der Billetts.

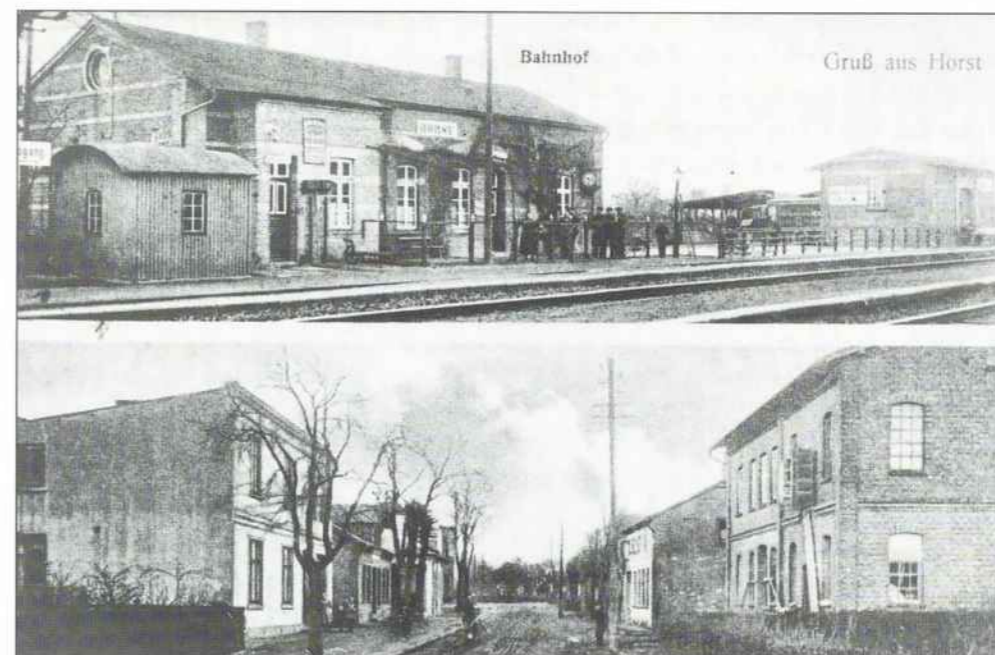
Bald danach aber wurde das erste Empfangsgebäude gebaut, zu dem auch eine Gastwirtschaft für den Aufenthalt der Reisenden gehörte.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Bahnhofs

Der Horster Bahnhof entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer wichtigen Institution. Es herrschte dort rege wirtschaftliche Betriebsamkeit, die aber der 1. Weltkrieg 1914 jäh unterbrach. Die Bahn begann, die eingezogenen Männer aus Horst und der Umgebung zu ihren Bestimmungsorten zu befördern, und die Soldaten kamen auch wieder mit der Bahn von der Front zu einem Heimaturlaub zu Besuch, und wenn sie



Das erste Empfangsgebäude des Bahnhofs in Hackelshörn



Eine zweigeteilte Ansichtskarte vom Bahnhofsbereich
oberes Bild: Das Empfangsgebäude mit der Schalterhalle, der Fahrkartenausgabe, der Gepäck- und Expreßgutabfertigung sowie dem Warteraum und der Gaststätte ist etwa um 1870 gebaut worden.
Der Güterschuppen stammt aus der Zeit um 1895.
unteres Bild: Links das Geschäftshaus von Johannes Jarren, rechts die Bahnhofsmeierei von Hermann Lohse

großes Glück hatten, kehrten sie auch mit der Bahn 1918 nach Kriegsende wieder nach Hause zurück.

Nach dem verlorenen Krieg gab es in der gegründeten Weimarer Republik große Schwierigkeiten, wirtschaftlich wieder Fuß zu fassen, aber nach und nach kam es zu einem Neuanfang, der sich auch am Horster Bahnhof sofort bemerkbar machte.

Jeden Montagmorgen wurden in der Frühe Schweine am Bahnhof gewogen, die entweder aus der näheren Umgebung herangetrieben oder aus entfernteren Gebieten herangefahren wurden.

Der vereidigte Wiegemeister Wilhelm Stührwold nahm das Wiegen vor, und er notierte auch die jeweiligen Gewichte.

Anschließend kamen die Schweine in eine der vier bis fünf Boxen, die sich in einem Stall befanden und in denen ungefähr 100 Schweine Platz hatten. Die Tiere erhielten anschließend noch Futter, und sie blieben dort bis zu ihrer Verladung eingesperrt, die meistens zwischen 11.00 Uhr und 12.00 Uhr stattfand.

Zu diesem Zweck wurde ein Viehwaggon vor die Viehrampe geschoben, über die die Schweine schräg nach oben in den Wagen gelangten, und es bestand sogar die Möglichkeit, Viehwaggons mit zwei Etagen zu beladen.

Der Zug aus Wrist nahm die angekoppelten Waggons dann mit nach Hamburg, wo am Dienstag Hauptschweinemarkt war, auf dem Schweine aus Horst und der Umgebung regelmäßig zum Verkauf angeboten wurden.

Am Donnerstag, wenn auch in geringerem Maße, kam es wieder zum Verladen von Schweinen, denn am Freitag war ebenfalls in Hamburg Schweinemarkt. Das Wiegen und das Verladen der Rinder erfolgte immer am Mittwochmorgen, und für die Rinder stand in dem Stall ebenfalls eine Box zur Verfügung, in der 30 bis 40 Tiere an eisernen Ringen angebunden werden konnten. Sie erhielten als Wiederkäuer im Gegensatz zu den Schweinen kein Futter. Ihre Verladung sowie auch die Verladung der Schweine übernahmen stets die Viehhändler, unterstützt von ihren Gehilfen oder Bauern, denn die Bahnbeamten waren für das Beladen nicht zuständig. Letztere reinigten die Bahnrampen, während das Säubern der Boxen sowie das des Vorplatzes der Wiegemeister Stührwold übernahm.

Deshalb fanden sich an den Tagen, an denen verladen wurde, immer bestimmte Viehhändler ein, wie beispielsweise Rudolf Hinck, Rudolf Hanemann, Hans Krohn oder Heinrich Twisselmann, und zeitweise gesellte sich zu ihnen noch Adolf Mohrdiek, der Pferdehändler vom Bahnhof, der, je nach Aufkauf, Schlachtpferde ins Rheinland verschickte.

Jeden Tag um 9.00 Uhr morgens hielt der sogenannte Milchzug, um Trinkmilch und andere Meiereiprodukte von den beiden örtlichen Meiereien nach Hamburg zu bringen.

Jede Woche erhielt die Wollfabrik einen Waggon Kohle, die mit eigenen Fuhrwerken abgefahren wurde.

Auch die Kohlenhändler in Horst holten die Kohle mit Pferd und Wagen vom Bahnhof ab. Die ersten, die damit anfangen, waren der Gastwirt Hinrich Kruse vom Markt, dem 1911 sein Sohn Robert folgte sowie der Gastwirt und Fuhrmann Adolf Muhs aus der Bahnhofstraße. Seit 1913 fuhr auch der Fuhrmann Adolf Mohrdiek Kohlen aus, der Bahnspediteur August Grelck seit 1923, und Hermann Schüder, der Essig- und Bierhändler aus der Bahnhofstraße, begann 1926 mit dem Kohlenhandel.

Die Kutscher von der Mühle Schwarzkopf fuhren ebenfalls oft zum Bahnhof, um das in Säcken abgefüllte Getreide nach Horst zu fahren. Gut zu tun hatte August Grelck aus der Jahnstraße, die vorher Hinterstraße hieß. Er hatte seit 1910 die Bahnfahrten übernommen, fungierte als amtlicher Bahnspediteur und hatte das Privileg, das Stückgut im Auftrage der Bahn auf seinem Rollwagen direkt zu den Kunden zu fahren. Der Rollwagen hatte im Gegensatz zum Brettwagen, der in der Landwirtschaft verwendet wurde, eine große rechteckige Plattform zum Beladen, die außerdem durch eine Plane vor dem Regen geschützt werden konnte.



Der Kutscher Friedrich Heine fährt für die Firma H. Ottens & Co. Kohle zur Fabrik.

Er belieferte alle, die ihre Bahnsendungen nicht selbst abholen wollten oder auch nicht über geeignete Transportmöglichkeiten verfügten.

So belieferte er regelmäßig die Hökereien und die Kolonialwarengeschäfte im Ort wie z. B. Wulf in der Bahnhofstraße, Johannes Ludwig Schuldt in der Schulstraße, Eggers und später dessen Nachfolger Johannes Mohrdiek in der Schulstraße und am Markt anfangs Ernst Schlüter und ab 1923 Georg Schlüter.

In Säcken brachte er ihnen Zucker, Salz, Rosinen, Korinthen, Weizenmehl, Haferflocken, Buchweizenmehl, Buchweizengrütze, Reis oder Grieß und zur Weihnachtszeit auch Feigen, Hasel- und Walnüsse.

In Paketen transportierte er getrocknete Pflaumen, Aprikosen und Tabak der Firma Brinkmann, in Kisten Würfelzucker sowie die beliebten roten Himbeerbonbons und in Steinkrügen Kautabak.

Auch Essig in Demijohns, die durch ein Korbgeflecht geschützt waren, fuhr er zu den Läden.

Eisenwaren wie Stacheldraht in Rollen, glatten Draht, Maschendraht für die Hühnerausläufe, Werkzeug, Nägel, Spaten, Schaufeln, Gartengeräte, Holzstiele, Schrauben und Bolzen beförderte er zu den Eisenwarengeschäften von Schlüter am Markt

und zu Wulf in der Bahnhofstraße. Zu den Zimmerleuten wie Heinrich Fehrs in Heisterende, Peter Schlüter und dessen Nachfolger Emil und Paul Schlüter in der Bahnhofstraße, Claus Ahrens in der Schulstraße und ab 1925 auch zu der neu gegründeten Zimmerei von Franz Naujoks am Markt fuhr August Greck hölzerne 200 Liter fassende Teerfässer, die von zwei Mann mit Hilfe eines Gestells vom Wagen gerollt werden konnten.

Er belieferte die Maler Rudolf Stick und Willi Timm in der Elmshorner Straße, Otto Schuldt und später dessen Schwiegersohn Rudolf Balke, Claus Kahlke in Hahnenkamp und ab 1929 Willi Haß in Horstheide, zu denen er die in Kisten verpackten Trockenfarben, Leinöl, Firnis oder Terpentin in Demijohns brachte.

Es kam auch vor, daß er Teppiche zu den Manufakturgeschäften von Harder und Ralf fuhr, und wenn er die Ware geliefert hatte, händigte er den Frachtbrief aus und kassierte sofort das Frachtgeld. In den 20er Jahren transportierte die Bahn auch die eisernen Masten für die Überlandleitungen und um 1930 riesige Mengen an Pflastersteinen. Die Strecke Elmshorn–Horst wurde mit Blaubasalt ausgepflastert und der Teil von Horst nach Steinburg mit Granit versteinert. Alle Steine mußten mit Pferd und Wagen vom Bahnhof an die Baustellen gefahren werden. An dem Transport beteiligten sich u. a. Robert Kruse, Heinrich Armbrust und die beiden Söhne Herbert und Willi von Claus Schmidt, der am Bahnhof ein Fuhrwesen unterhielt.



Am Bahnhof in den 30er Jahren

Im 2. Weltkrieg diente die Bahn wie im 1. Weltkrieg militärischen Zwecken, und der Umschlag auf dem Horster Bahnhof litt, wie überall auf den deutschen Bahnhöfen, stark unter den Auswirkungen des Krieges und dem daraus resultierenden wirtschaftlichen Rückgang.

Die Bahnhofsmeierei ließ noch bis 1943 Milch und andere Meiereiprodukte nach Hamburg transportieren, aber Betrieb stellte sich auf dem Bahnhof erst wieder nach dem Ende des Krieges während der Besatzungszeit ein.

Die Gemüsebauern aus Herzhorn kauften bei den Bauern in der Marsch und auch im Horster Raum Kohl auf und ließen die Feldfrüchte von den Bauern mit Pferd und Wagen zum Verladen auf den Bahnhof fahren.

Auch die Baumschulbesitzer Sievers, Schmidt, Kröger und ab 1950 Kölln benötigten für den Pflanzenversand im Frühjahr und im Herbst die Bahn, auf die auch die Mühle Schwarzkopf, die große Mengen Dünger angeliefert bekam, sowie die Kammgarnspinnerei Ottens & Co., die Waagenfabrik Steenbock, die Wäschefabrik von Finke und später die Firma Lüdecke, die eine Geflügelschlachterei und Wildverwertung am Bahnhof unterhielt, dringend angewiesen waren. Ein besonders guter Kunde war der „Landwirtschaftliche Bezugsverein“, für den die Bahn große Mengen an Massengütern wie Dünger und Getreide in Waggons herbeischaffte.

Die Personenbeförderung, die schon während des 2. Weltkrieges einen hohen Stand erreicht hatte, nahm nach 1945 noch erheblich zu, so daß an manchen Tagen auf dem Bahnhof 500 bis 600 Fahrgäste ein- oder ausstiegen. Zu ihnen zählten auch die Schüler, die in Elmshorn Schulen besuchten, die Berufstätigen, die mit der Bahn nach Elmshorn zur Arbeitsstelle gelangten, die Geschäftsleute, die zu den Großhändlern nach Hamburg fuhren oder die zahlreichen Leute, die sich zum Einkaufen nach Elmshorn bzw. nach Hamburg fahren ließen.

Die Betriebsanlage Bahnhof Horst

Laut Definition in der Eisenbahn-Bau- und Betriebsordnung war der Horster Bahnhof ein richtiger Bahnhof, denn er erfüllte als Bahnanlage die Mindestforderung, nämlich die einer Weiche, wo Züge beginnen, enden, ausweichen oder wenden dürfen.

Er befand sich zwischen dem südlichen Einfahrsignal A, das vor Beginn der Horster Kurve nahe dem Haus von Kölln stand, und dem nördlichen Einfahrsignal B, dessen Standort etwa da war, wo heute die Autobahnbrücke die Bahn kreuzt.

Seine Länge betrug 1,547 km, und die vermessungstechnische Mitte des Empfangsgebäudes lag bei km 37,430, wobei die Kilometrierung in Hamburg-Altona beginnt und bei km 105,593 in Kiel endet. Wegen der großen Ausdehnung des Bahnhofs und seiner im Süden gelegenen Rechtskurve konnte ein einzelner Stellwerksbe-

diener nicht die ganze Anlage übersehen, so daß zwei Fahrwegprüfbezirke erforderlich waren. In dem am Empfangsgebäude angebauten Stellwerkstürmchen befand sich das Befehlsstellwerk „Hrt“, von dem aus der Fahrdienstleiter die Ausfahrten nach und die Einfahrten von Elmshorn regelte sowie die Rangierfahrten in dem Prüfbezirk überwachte. Den nördlichen Abschnitt des Bahnhofs hatte vom Wärterstellwerk „Hn“ der Weichenwärter zu kontrollieren, der auch das Einfahrtsignal für Zugfahrten von und die beiden Ausfahrtsignale für Zugfahrten nach Dauenhof bediente. Allerdings waren seine Fahrstraßen- und Signalhebel elektrisch verschlossen und wurden für jede Einzelfahrt vom Fahrdienstleiter in „Hrt“ freigegeben, weil dieser die Gesamtverantwortung trug und ebenfalls für die Zugmeldungen nach Dauenhof und Elmshorn zuständig war.

Wie die meisten Bahnhöfe, so hatte auch der Horster Bahnhof ein Überholungs-gleis, das zwischen den beiden durchgehenden Hauptgleisen 1 und 2 lag, so daß langsame Güterzüge, denen ein Eil- oder Schnellzug folgte, ins mittlere Gleis 3 geleitet werden konnten, damit die schnelleren Züge ungehindert durchfahren konnten.

Solange in Horst noch Stückgutbedienung erfolgte, konnte auf Gleis 4 direkt zwischen Wagen und Güterschuppen umgeladen werden. Die Kunden, die beispielsweise mit Dünger oder Kohlen handelten, führten den Wagenladungsverkehr selbst durch, indem sie das Be- und Entladen ihrer Wagen an der Ladestraße selbst vornahmen.

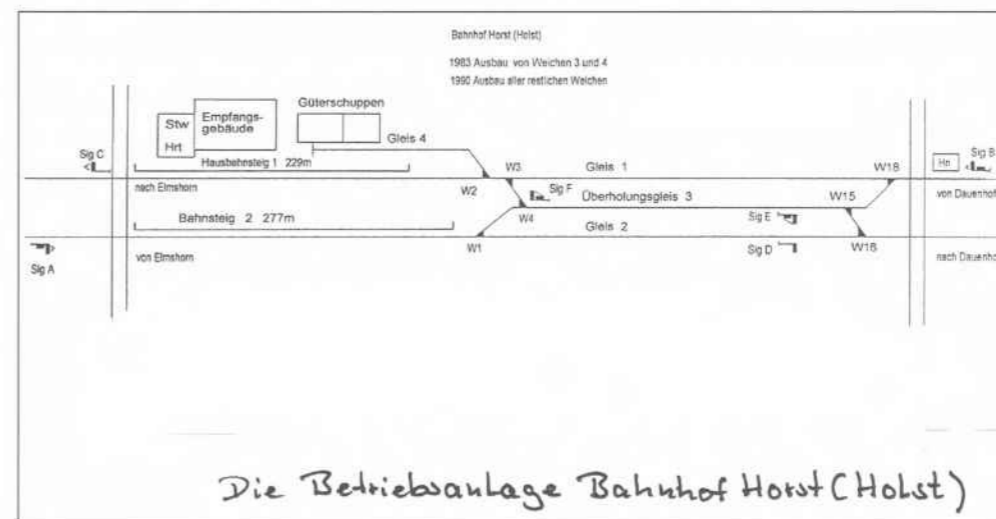


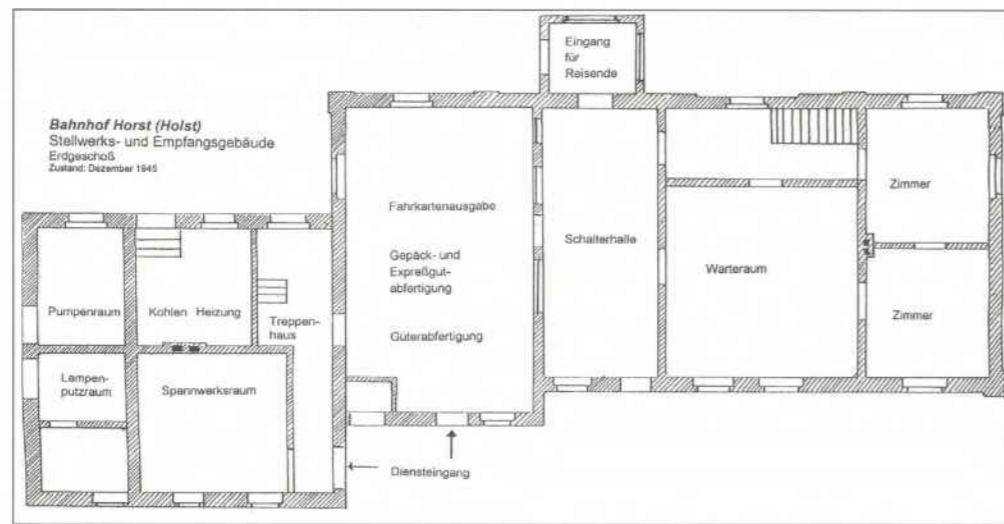
Vorderfront



Hinterfront

Das Empfangsgebäude mit der Schalterhalle, der Fahrkartenausgabe, der Gepäck- und Expreßgutabfertigung sowie dem Warteraum und der Gaststätte stammt etwa aus dem Jahre 1870.





Die Betriebsanlage Bahnhof Horst (Holst)

Die Bahnhofswirtschaft

Im Empfangsgebäude befand sich auch eine Wirtschaft, in der die Fahrgäste Wartezeiten überbrücken konnten. Ida Hansen hatte diese 1897 gepachtet, und sie hatte guten Umsatz, solange auf dem Bahnhof das Vieh gewogen und verladen wurde. Regelmäßig erschienen nämlich Viehhändler und Bauern in ihrer Wirtschaft, rechneten bei ihr ab, tranken Kaffee oder Bier und Korn.

Später übernahm die Tochter Lisbeth Hansen von ihren Eltern Ida und Paul Hansen die Bahnhofswirtschaft. Sie war ein Original. Jeder durfte sie in ihrer Wirtschaft duzen, und alle nannten sie Tante Lisbeth.

Sie hatte, so war es Vorschrift, die Wirtschaft vom ersten Zugverkehr am Morgen bis zum letzten Zugverkehr am Abend offenzuhalten.

In der Wirtschaft standen vier runde Tische mit Stühlen sowie ein Ecksofa, so daß gut 20 Personen Platz finden konnten. Ein kleiner Ecktresen war ebenfalls vorhanden. Die Bahnbediensteten kehrten gern bei Tante Lisbeth ein, genau wie die Nachbarn, die bei ihr Bier und Korn tranken, Skat spielten und hin und wieder auch Knackwurst mit Brot verzehrten. Als sie aus Altersgründen aufhörte, zog sie wieder nach Dithmarschen, woher sie auch stammte.

Ihr Nachfolger wurde Hans Schnau, der die Wirtschaft einige Jahre führte, ehe er diese wegen zu geringen Umsatzes aufgab.

Anne Egglar, die Tochter des Bahnbeamten Sauer, führte die Wirtschaft weiter, aber auch sie schloß noch vor Stilllegung des Bahnhofs die Bahnhofswirtschaft, da die Rendite zu gering ausfiel.



Lisbeth Hansen, die Wirtin vom Bahnhof

Die Stilllegung des Bahnhofs durch Rationalisierungsmaßnahmen

Aber diese für die Bahn so positive Entwicklung nach 1945 hielt nicht an, denn die LKW-Spediteure nahmen der Bahn viele Kunden weg. Sie besaßen Spezialfahrzeuge und waren in der Lage, sogar Tiere oder sperrige Güter zu transportieren. Da bei der Beförderung auf der Straße das Umladen entfiel und der Bestimmungsort direkt angefahren werden konnte, sparten die Auftraggeber Zeit und damit Geld.

Der Viehversand mit der Bahn ging deshalb nach 1951 ständig zurück, und die noch für die Bahn verbliebene Frachtonnage brachte keine ausreichenden Gewinne.

Die Personenbeförderung war seit Anfang der 60er Jahre zahlenmäßig ebenfalls erheblich zurückgegangen, da der Individualverkehr und der Einsatz von Bussen der Bahn enorm Konkurrenz machten.

Den Bahnhof leiteten in früheren Zeiten die Herren Petersen, Freiherr von Falkenstein, Jürgens, Göttsche, Kohlhage, Plambeck seit 1905, Hecht seit 1907, Schwarz seit 1909, Wegener seit 1914, Kosbab seit 1920 und Joseph Prauß von 1929 bis 1945.

Dann folgten Claus Hansen, Hans Jansen und Johannes Arndt. Letzter Dienststellenleiter auf dem Bahnhof war von 1958 bis 1967 der Bundesbahnobersekretär Hinrich Mehrens aus der Jahnstraße.



Das nebenstehende Foto zeigt Hinrich Mehrens 1962 bei der Arbeit als Fahrdienstleiter im Stellwerk auf dem Bahnhof, wo er gerade einen der drei Signalhebel umlegt. Die anderen Hebel sind Weichenhebel, mit denen über Drahtzug die Weichen gestellt werden.

Bis zum Ende der 50er Jahre waren auf dem Bahnhof noch 15 Mitarbeiter beschäftigt, aber bis 1962 hatte sich ihre Zahl einschließlich des Dienststellenleiters auf sieben Mann reduziert.

Zu ihnen gehörten Ewald Skrobarczyk, der Stellvertreter, ferner Kurt Burandt, Günter Marquardt sowie Helmut Neumann. Sie wechselten sich im Schichtdienst in der Arbeit ab, indem sie als Fahrdienstleiter im Stellwerk fungierten, die Schranke am Bahnhof und die Fernschranke in Horstheide bedienten, Fahrkarten am Schalter verkauften oder bei der Güter- und Gepäckabfertigung tätig waren.

Erich Wruck dagegen war nur für die Abfertigung und für den Fahrkartenverkauf zuständig, während der Bahnhofsarbeiter Willi Wersig die Reinigung des Bahnhofs und der Viehboxen übernahm und im Güterschuppen bei der Annahme und Ausgabe mithalf.

Auf dem Horster Bahnhof stiegen nur noch wenige Fahrgäste ein und aus, und dieser Tatbestand sowie der nachlassende Stückgutumschlag führten dazu, daß die Bundesbahndirektion Hamburg trotz heftiger Proteste von seiten der Gemeindeverwal-

lung, der betroffenen Betriebsinhaber und vieler Privatpersonen beschloß, die Dienststelle Bahnhof Horst zum 1. 11. 1967 zu schließen.

Der Bahnhof, der immer eine selbständige Dienststelle gewesen war, zuletzt von einem Bundesbahnobersekretär geleitet, benötigte keinen Dienststellenleiter mehr. Er wurde verwaltungsmäßig der Hauptdienststelle Elmshorn zugewiesen, und heute gehört der Bereich bis Dauenhof zum Betriebsbezirk Ost in Hmb-Eidelstedt Gbf der Niederlassung Netz Hamburg. Gleichzeitig erfolgte die Schließung der Stückgutabfertigung; folglich verloren die beiden Güterschuppen ihre Funktion.

Die letzten Kunden, die Inhaber der Firmen Ottens & Co und der Waagenfabrik Steenbock, die Baumschulbesitzer Sievers, Schmidt, Kröger, Kölln und auch Rudolf Finke von der Horster Wäschefabrik, bedauerten die Schließung, denn sie versandten und empfangen bis zuletzt Stückgut in Bahnbehältern oder auf Paletten.

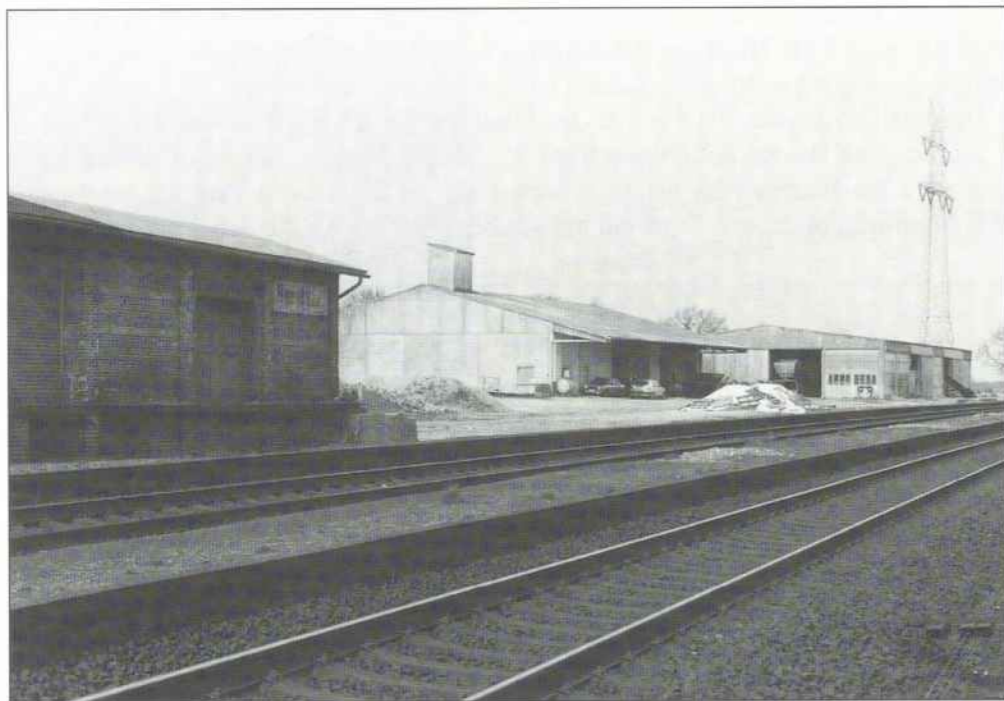


Die beiden Güterschuppen, der linke etwa um 1895 und der rechte in der Zeit von 1932 bis 1934 erbaut, wurden nicht mehr benötigt.

Es wurde allerdings vereinbart, daß zum Bahnhof immer noch Güterwaggons gefahren werden, solange auf der Strecke Altona-Kiel Güterzüge verkehren und wenn die Kunden einen Antrag auf Selbstabholung stellen.

Aufgrund dieser Abmachung im Wagenladungsverkehr baute der „Landwirtschaftliche Bezugsverein“, der 1952 mit der Spar- und Darlehnskasse zusammengegangen

war und der ab 1975 die Firmenbezeichnung Raiffeisenbank trug, 1969 am Bahnhof eine Düngerecke und 1975 eine Halle zum Lagern, Konservieren und Verarbeiten von Getreide zu Schweinemastfutter. Beide Hallen verfügten über einen direkten Gleisanschluß.



Die beiden Hallen im Hintergrund und ganz links im Vordergrund der alte Güterschuppen

Nach Schließung der Dienststelle im Jahre 1967 war nur noch der Bahnsekretär Erich Wruck im Empfangsgebäude tätig. Er fungierte als Abfertigungsbeamter, d. h. er verkaufte Fahrkarten, nahm das Reisegepäck sowie das Expreßgut am Schalter an, beförderte dieses mit einer Karre zu den Zügen, nahm ankommendes Reisegepäck und Expreßgut auf dem Bahnsteig in Empfang, erledigte anfallende Verwaltungsarbeiten und reinigte außerdem noch die Räume.

Beim Kartenverkauf lochte er zugleich mit einer Lochzange die Fahrkarten, und kurz vor dem Einfahren der Züge schloß er die Tür zu den Bahnsteigen auf. Ankommende Fahrgäste wurden nicht kontrolliert, denn es gab keine Sperre, und sie warfen ihre Fahrkarten meistens in einen eigens dafür aufgestellten Behälter.

Sechs Tage hintereinander mußte Erich Wruck Dienst tun, auch sonnabends und sonntags. Danach stand ihm ein freier Tag zu, und ein Kollege übernahm die Vertretung. Alle drei Wochen hatte er sonntags frei.

Sein täglicher Dienst begann schon immer recht früh, weil der erste Zug oft schon morgens um 4.45 Uhr hielt. Mittags hatte er eine einstündige Pause, und gegen 15.00 Uhr war sein Dienst beendet. Für die Abfahrt der Züge war er nicht zuständig, das übernahmen die Zugführer, die in diesem Falle die Funktion des Aufsichtsbeamten ausübten. Die Gesamteinnahmen gingen aber trotz aller Rationalisierungsmaßnahmen kontinuierlich zurück, und die Bilanz von 1969 für den Bahnhof Horst weist nur eine Einnahme von 145 404 DM auf, die aber keinesfalls ausreichte, die personellen und sächlichen Kosten zu decken.

Im einzelnen ergeben sich für 1969 im Verkehrsdienst die folgenden aufgeführten Leistungen und Einnahmen.

	Stück		Einnahme
Fahrkarten im Schalterverkauf	10 613	=	40 610 DM
davon Zeitkarten	1 125	=	16 295 DM
fertige Karten aus dem Schrank	8 850		
Zeitkarten aus dem Schrank	814		10 613 Stück
handgeschriebene Karten (blanko)	638		
handgeschriebene Zeitkarten (blanko)	311		
Gepäck-Sendungen	Versand 41		Einnahme Versand
	Empfang 54		11 335 DM
Expreßgut-Sendungen	Versand 984		
	Empfang 1 064		Einnahme Empfang
			4 182 DM
Stückgut: nicht mehr bedient			
Wagenladungen	Versand		
	Inland 55 = 531 t	=	24 729 DM
	Ausland ---		
	Empfang		
	Inland 180 = 3866 t	=	59 371 DM
	Ausland 9 = 191 t	=	5 177 DM
	Gesamteinnahme:		145 404 DM

Am 1. Mai 1972 wurde deshalb der Bahnhof Horst in einen unbesetzten Tarifpunkt umgewandelt, und die Elmshorner Nachrichten vom 28. April 1972 informierten über die anstehenden Veränderungen.



Erich Wruck bedient am Schalter. Aufnahme Elmshorner Nachrichten

Bahnhof Horst wird unbesetzter Tarifpunkt

Kein Fahrkartenverkauf und ohne Expreßgutabfertigung

Horst. Ab 1. Mai 1972 wird der Bahnhof Horst in einen unbesetzten Tarifpunkt umgewandelt. Mit Ablauf des Monats April wird der Verkauf von Fahrkarten und die Abfertigung von Expreßgut eingestellt. Reisende können jedoch nach wie vor in Horst (Holst)* ein- oder aussteigen.

Der Verkauf von Fahrkarten wird durch das Zugbegleitpersonal vorgenommen. Als nächste Expreßgutabfertigung kommt Elmshorn in Frage. Letztmalig ist die Abfertigung Horst (Holst) am 29. 4. zu den bekannten Öffnungszeiten besetzt. Das teilte die Bundesbahn jetzt in einer Presseerklärung den „Elmshorner Nachrichten“ mit.

Damit sind die intensiven Bemühungen der Amtsverwaltung Horst und des Ortsparlaments ohne Erfolg geblieben. Bürgermeister Herbert Lensch hatte in

* Schreibweise der Bundesbahn

Gesprächen mit der Landesregierung und mit der Bundesbahn versucht, die Expreßgutabfertigung und den Fahrkartenverkauf für den Horster Bahnhof zu erhalten.

Erich Wruck erhielt seine Versetzung zuerst nach Dauenhof und bald darauf nach Elmshorn zur Güterabfertigung. Zu diesem Zeitpunkt war die Bahnhofswirtschaft schon etliche Jahre geschlossen.

Später wurde noch ein Fahrkartenautomat im Gebäude installiert, aus dem die Fahrgäste ihre Fahrkarten entnehmen konnten.

130 • Kiel - Neumünster - Hamburg

→ 130

☐ Kiel Oslo-Kai - Hamburg 1675, Kiel - Flintbek 1680

Eckernförde 145 Kiel Hbf		Zug		5043 E 3507		E 3501		5005 E 3505		D 1734		S 0111		E 626	
				von Flensburg		von Flensburg		von Flensburg		von Flensburg		von Flensburg		von Flensburg	
km	BD Hamburg	0 Kiel Hbf	10130, 10131, 10132	5 07	X 5 20	5 53	6 26	X 6 44	6 55	7 08	7 12	7 31	7 45	7 55	8 26
	10 Flintbek			5 19	X 5 32	6 06	6 39	X 6 57	7 10	7 14	7 33	7 47	7 57	8 28	
	19 Bordesholm			5 31	X 5 44	6 14	6 47	X 7 05	7 18	7 22	7 41	7 55	8 05	8 36	
	24 Einfeld			5 43	X 5 56	6 22	6 55	X 7 13	7 26	7 30	7 49	8 03	8 13	8 44	
	31 Neumünster 123, 131, 137, 142			5 55	X 6 08	6 36	7 09	X 7 27	7 40	7 44	7 63	8 17	8 27	8 58	
	Ascheberg (Holst) 1683			6 07	X 6 20	6 48	7 21	X 7 39	7 52	7 56	8 15	8 29	8 39	9 10	
	Neumünster			6 19	X 6 32	7 00	7 33	X 7 51	8 04	8 08	8 27	8 41	8 51	9 22	
	Zug			6 31	X 6 44	7 12	7 45	X 8 03	8 16	8 20	8 39	8 53	9 03	9 34	
	Neumünster			6 43	X 6 56	7 24	7 57	X 8 15	8 28	8 32	8 51	9 05	9 15	9 46	
	45 Brakstedt			6 55	X 7 08	7 36	8 09	X 8 27	8 40	8 44	9 03	9 17	9 27	9 58	
	53 Wrist			7 07	X 7 20	7 48	8 21	X 8 39	8 52	8 56	9 15	9 29	9 39	10 10	
	63 Dauenhof			7 19	X 7 32	8 00	8 33	X 8 51	9 04	9 08	9 27	9 41	9 51	10 22	
	68 Horst (Holst)			7 31	X 7 44	8 12	8 45	X 9 03	9 16	9 20	9 39	9 53	10 03	10 34	
	74 Elmshorn 120, 139			7 43	X 7 56	8 24	8 57	X 9 15	9 28	9 32	9 51	10 05	10 15	10 46	
	Elmshorn			7 55	X 8 08	8 36	9 09	X 9 27	9 40	9 44	10 03	10 17	10 27	10 58	
	82 Tornesch			8 07	X 8 20	8 48	9 21	X 9 39	9 52	9 56	10 15	10 29	10 39	11 10	
	86 Prisdorf			8 19	X 8 32	9 00	9 33	X 9 51	10 04	10 08	10 27	10 41	10 51	11 22	
	89 Pinnberg			8 31	X 8 44	9 12	9 45	X 10 03	10 16	10 20	10 39	10 53	11 03	11 34	
	104 Hamburg-Altona			8 43	X 8 56	9 24	9 57	X 10 15	10 28	10 32	10 51	11 05	11 15	11 46	
	109 Hamburg Dammtor			8 55	X 9 08	9 36	10 09	X 10 27	10 40	10 44	11 03	11 17	11 27	11 58	
	111 Hamburg Hbf			9 07	X 9 20	9 48	10 21	X 10 39	10 52	10 56	11 15	11 29	11 39	12 10	
	Hamburg-Altona 150			9 19	X 9 32	10 00	10 33	X 10 51	11 04	11 08	11 27	11 41	11 51	12 22	
	Hamburg Hbf			9 31	X 9 44	10 12	10 45	X 11 03	11 16	11 20	11 39	11 53	12 03	12 34	
	Hamburg-Altona 100			9 43	X 9 56	10 24	10 57	X 11 15	11 28	11 32	11 51	12 05	12 15	12 46	
	Hamburg Hbf			9 55	X 10 08	10 36	11 09	X 11 27	11 40	11 44	12 03	12 17	12 27	12 58	
	Bremen Hbf			10 07	X 10 20	10 48	11 21	X 11 39	11 52	11 56	12 15	12 29	12 39	13 10	

☐ = X außer ☐
 ☐ = bis ☐
 ☐ = täglich außer ☐
 ☐ = bis ☐
 ☐ = E 3613 und E 3513
 ☐ = ab Neumünster vereinigt
 ☐ = E 3615 und E 3515
 ☐ = ab Neumünster vereinigt
 ☐ = an ☐ 8 Minuten später
 ☐ = E 3507 und E 3607
 ☐ = ab Neumünster vereinigt
 ☐ = Gesamtverkehr siehe 100
 ☐ = Verbundfahrtausweise gelten nicht
 ☐ = im reinen Zwischenortverkehr der Hamburger Bahnhöfe zuschlagpflichtig, Verbundfahrtausweise gelten nicht.
 ☐ = an ☐
 ☐ = an ☐

Aus dem Kursbuch für die Zeit vom 1. Juni bis zum 27. September 1986

Das „Kursbuch Hamburg, Schleswig-Holstein, Norderniedersachsen“ vom Sommer 1986 weist in der Fahrplantabelle Nr. 130 aus, daß die Deutsche Bundesbahn trotz der steigenden Verluste noch immer Züge in Horst halten ließ. Besonders frühmorgens und vormittags gab es ausreichend Gelegenheit, von Horst nach Hamburg zu fahren, wobei der erste Zug aus Kiel schon um 5.02 Uhr auf dem Bahnhof hielt.

Die Besetzung der beiden Stellwerke verursachte verhältnismäßig hohe Kosten, und die Bahn prüfte deshalb, ob der Einbau eines einfachen Druckstellenwerkes zweckmäßig sei.

Da die Zahlen im Reiseverkehr aber weiterhin stark rückläufig blieben und eine Belebung im Güterverkehr sich nicht abzeichnete, war die Schließung des Bahnhofs nur noch eine Zeitfrage.

Im Jahre 1985 ergab beispielsweise eine Zählung an einem durchschnittlichen Wochentag, daß auf dem Horster Bahnhof nur 101 Reisende ein- oder ausstiegen.

Zu Beginn des Sommerfahrplans 1987, ab 31. 5. 1987, wurden deshalb die Reisezughalte in Horst eingestellt und die Personen mit Bussen zu einem ermäßigten Bahntarif befördert.

Daher veröffentlichten die Elmshorner Nachrichten vom 12. Mai 1987 die entsprechenden Buspläne, die wie folgt aussahen:

Nach der Schließung des Horster Bahnhofs:

Besserer Busverkehr und neue Linien

Ab 31. Mai wird es dieses Bild auf dem Horster Bahnhof nicht mehr geben: die Haltestelle macht dicht

HORST (hm). Die Horster Bahnbenutzer werden sich mit Beginn des Sommerfahrplans (Sonntag, 31. Mai) auf den Bus-Ersatzdienst oder auf ihre eigenen vier Räder umstellen müssen. Wie bereits berichtet, wird die Haltestelle am Horster Bahnhof wegen zu geringer Resonanz geschlossen. Auf einer Informationsveranstaltung der Gemeinde wurde deswegen vor kurzem der neue Busfahrplan den interessierten Bürgern vorgestellt.

Im großen und ganzen ist hier eine Verbesserung des Busangebots für Horst zu verzeichnen gewesen. Mit den beiden neuen Haltestellen am Eichenweg und in der Elmshorner Straße sowie der Verlegung der Haltestellen „alte Post“ in den Horstheider Weg (Ernst-Barlach-Straße) und Horstheider Weg (Nähe Pappelallee) zum Wiesengrund hin ist das Haltestellenangebot jetzt wohl ausreichend. Durch den Wegfall der Bahnverbindung wurden auch neue Linien für den Bus-Ersatzverkehr geschaffen.

Insgesamt besteht an den Wochentagen 16mal die Möglichkeit, von Horst nach Elmshorn per Bus zu fahren. Am Sonnabend geht's elfmal in diese Richtung und sonn- und feiertags viermal. In Richtung Itzehoe und Hohenfelde hält der Bus der Firma Autokraft wochentags insgesamt 18mal, sonnabends zwölfmal und sonn- und feiertags fünfmal.

Der Fahrplan in Richtung Elmshorn, der zum Teil auch mit der Schülerbeförderung gekoppelt ist, beginnt wochentags um 4.50 Uhr am Wiesengrund. Über Eichenweg (4.51 Uhr), Ernst-Barlach-Straße (4.52 Uhr), Horst Kirche/Markt (4.54 Uhr) und Elmshorner Straße (4.55 Uhr) geht's dann weiter nach Elmshorn. Die weiteren Busse starten um 5.50, 6.55, 7.29, 8.13, 8.54, 10.15, 12.10, 13.48, 14.14, 15.55, 17.11, 18.13 und 19.13 Uhr aus Horst nach Elmshorn.

Sonnabends beginnt der Fahrplan um 6.55 und endet um 19.13 Uhr. Am Sonn- und Feiertag fährt der erste Bus um 8.54 Uhr, der letzte um 19.24 Uhr in Richtung Krückaustadt.

Wochentags können Busbenutzer ab 6.06 Uhr in Richtung Itzehoe fahren, dann geht's weiter um 6.50, 8.44, 9.21, 13.20, 15.10, 17.48 und 18.57 Uhr nach Itzehoe. Zwischendurch fahren aber noch weitere Busse im Rahmen des Schülerbeförderungsverkehrs in Richtung Hohenfelde und Lägerdorf. Die genauen Zeiten können aus den jetzt vorliegenden Fahrplänen ersehen werden.

Am Sonnabend beginnt der Fahrplan in Richtung Itzehoe um 8.44 Uhr und endet um 17.48 Uhr. Nach Hohenfelde fahren danach noch zwei Busse um 19.41 und 23.04 Uhr. Sonntags fährt der erste Bus um 9.10 Uhr und der letzte um 22.55 Uhr „gen Norden“.

Diese Busse starten sämtlich rund zehn Minuten früher ab Elmshorn, so daß für die Horster Bevölkerung ein ausreichend großes Angebot besteht, aus der Krückaustadt in die Heimatgemeinde zu kommen.

Für den Großteil der Horster Bürger, abgesehen von denen, die bislang mit der Bahn gefahren sind, hat sich also das Busangebot im öffentlichen Personennahverkehr wesentlich verbessert. Ob diese angebotenen Fahrten allerdings in Zukunft in dieser Weise aufrechterhalten werden können, liegt an der Frequentierung durch die Busbenutzer; denn auch hier wird man sicherlich davon ausgehen können, daß Fahrten bei zu geringer Benutzung wieder eingestellt werden.

Auch die Nachfrage nach Wagenladungen war stark rückläufig, und im Vergleich zu benachbarten Bahnhöfen schnitt der Horster Bahnhof schlecht ab, wie es die Vergleichszahlen aus dem Jahre 1985 widerspiegeln.

Elmshorn	1060 Wagen
Tornesch	377 Wagen
Siethwende	102 Wagen
Horst	84 Wagen



Dieses Bild wird es in Kürze nicht mehr geben! Foto Elmshorner Nachrichten

Am 29. 5. 1988 wurde deshalb auch der Wagenladungstarifpunkt aufgehoben, und nach dem Ausbau der letzten Weichen im Jahre 1990 war der Bahnhof Horst im Sinne der Vorschrift kein Bahnhof mehr.

Bis zur Inbetriebnahme des neuen, elektronischen Stellwerks „Elf“ in Elmshorn am Sonnabend, dem 4. 7. 1992, waren aber noch beide Stellwerke, das am Empfangsgebäude und das in Heisterende, ständig besetzt, und die Fahrdienstleiter und Wärter bedienten die Ein- und Ausfahrtsignale sowie die mechanischen Schrankenanlagen.

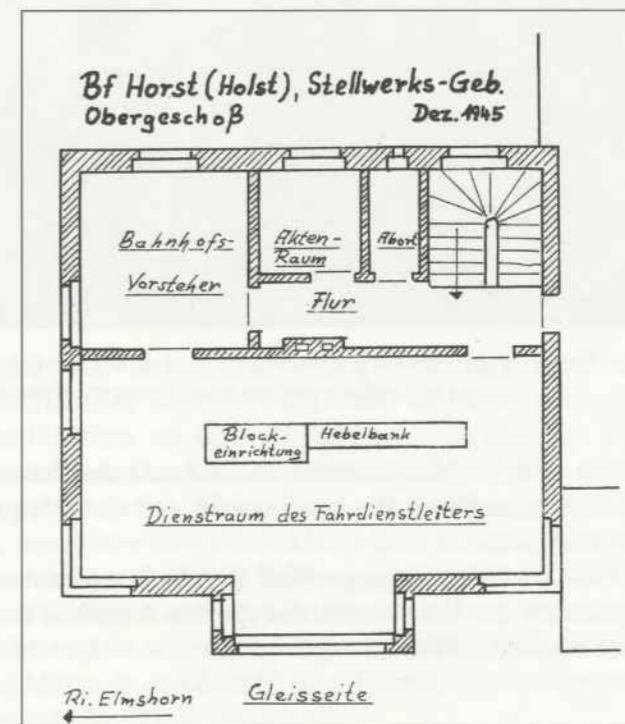
Am 4. 7. 1992 jedoch wurden die Signale nachmittags um 17.15 Uhr abgebaut. Fahrdienstleiter und Wärter wurden ab sofort Schrankenwärter und mußten die nunmehr zwischen Dauenhof und Elmshorn abgegebenen Zugmeldungen mithören, um die Schranken rechtzeitig schließen zu können.

Am darauffolgenden Freitag, dem 10. 7. 1992, war um 14.00 Uhr für die Stellwerksbeamten endgültig Schichtende: die Bahnübergänge waren von da an durch zugesteuerte Blinkanlagen mit Halbschranken gesichert.

Der letzte Teil des Bahnhofs hatte aufgehört zu funktionieren.



Das Befehlsstellwerk „Hrt“, das 1932 in Betrieb genommen und 1992 geschlossen wurde.



Grundriß vom Stellwerks-Gebäude

Die Dienststelle Bahnhof Horst stand der hiesigen Bevölkerung 123 Jahre zur Verfügung; die Haltestelle sogar 143 Jahre.

Heute hält kein Zug mehr in Hackelshörn, und nur die Gebäude und die Straßennamen wie „Bahnhofstraße“ oder „Am Bahnhof“ erinnern an die Existenz des einstigen Bahnhofs.

Ein Privatmann hat das Empfangsgebäude mit dem Stellwerk und den beiden Güterschuppen erworben und nutzt einen entsprechenden Teil der Räumlichkeiten für Wohnzwecke.



Das Empfangsgebäude wird umgebaut, und damit wird das Kapitel Horster Bahnhof, das 1844 aufgeschlagen wurde, vorerst einmal zugeschlagen.

Das erste Empfangsgebäude ist im Laufe der Zeit schon stark verändert worden. Es zeigt heute dieses Erscheinungsbild, und nichts erinnert mehr an seine ursprüngliche Funktion.

Trotz aller Veränderungen sind aber noch zahlreiche bauliche Merkmale, die einst typisch für das Haus waren und die ihm Aussehen und Form gaben, teilweise oder ganz erhalten geblieben.



Das umgebaute erste Empfangsgebäude

II. Flickfrauen, Näherinnen und Schneiderinnen

1. Die Flickfrauen Frau Wagner, Frau Petersen und Frau Ahrens

Wenn in einer Familie eine Oma lebte, dann übernahm diese in der Regel die Flickarbeiten. Andernfalls mußte die Hausfrau diese Arbeiten selbst verrichten, oder aber sie konnte es sich leisten, eine Flickfrau zur Unterstützung ins Haus zu holen. Die Flickfrauen brachten immer ihre eigene Handnähmaschine mit, und wenn sie in die Häuser kamen, gab es für sie jedesmal viel zu tun. Sie stopften Strümpfe, flickten Laken, besserten Wäsche aus, reparierten die Leibwäsche, nähten Knöpfe an, zogen Gummibänder ein oder nähten auch mal ein Kleid. In Horst gab es vor dem 1. Weltkrieg und danach drei bekannte Flickfrauen, die einen festen Kundenkreis betreuten.

1. Frau Wagner wohnte im Ort, und sie kam regelmäßig um 9.00 Uhr zum zweiten Frühstück ins Haus. Sie aß zu Mittag in den betreffenden Familien, so wie es jede Flickfrau tat, und beendete gegen 18.00 Uhr ihr Tagewerk.

Wenn sie in den Häusern der Geschäftsleute oder der Handwerksmeister arbeitete, dann wurde ihr, da genügend Platz vorhanden war, eine Kammer zum Nähen zugewiesen, aber gewöhnlich verrichtete sie ihre Arbeiten in der Wohnstube.



Frau Wagner ging noch viele Jahre nach dem 2. Weltkrieg ihrer Arbeit nach!

2. Frau Petersen wohnte auf Dannwisch, und sie transportierte ihre Nähmaschine immer auf einem Bollerwagen. Sie ging überwiegend zu den Bauern, den Geschäftsleuten und ins Pastorat zum Pastor.



Frau Katharina Petersen in einem Korbsessel beim Stricken.

3. Frau Liese Ahrens wohnte im Dorf. Leider hatte sie durch eine steife Hüfte eine Gehbehinderung, so daß sie als Fortbewegungs- und Transportmittel ein Dreirad benutzen mußte. Die meisten ihrer Kunden waren die Bauern von Horst und vom Panzerberg. Wenn es abends mit der Arbeit mal sehr spät wurde, war es üblich, daß sie als Flickfrau noch zum Abendbrot blieb. Sie erhielt den Lohn sofort nach Beendigung der Arbeit ausgezahlt.

Nicht jeder konnte sich eine Flickfrau leisten, wer aber ihren Dienst in Anspruch nehmen konnte, der wußte dankbar ihre Arbeit zu schätzen und ließ auch für die Kinder bei ihr Kleider nähen.

2. Die Näherinnen Frau Soldwedel, Frau Böttger, Fräulein Semmelhak und Frau Lüdemann

Es gab in Horst vier Näherinnen. Sie hatten ihren Beruf nicht erlernt, sondern hatten, da sie sehr fingerfertig waren, sich das Nähen abgeguckt, es irgendwo angenommen und sich immer weiter vervollkommnet.

1. Frau Anne Soldwedel, geb. Mohr, nähte in ihrem Hause in der Elmshorner Straße, in dem ihr Mann sein Fahrradgeschäft betrieb. Sie stellte Kleider und Kostüme her, und wenn Frauen oder Mädchen Stoff geschenkt bekommen hatten, so ließen sie sich bei ihr etwas anfertigen: eine Arbeitsschürze, eine weiße Schürze, eine mit Blumen bestickte Sonntagsschürze oder auch einen Rock, eine Bluse oder ein schönes Manschettenhemd.

2. Frau Lene Böttger aus dem Horstheider Weg, deren Mann in der Fabrik arbeitete, nähte vor allem Kleider zum Kindergrün, für den Abtanzball, den Feuerwehrball oder für die Innungsbälle. Ansonsten fertigte sie auch die gleichen Kleidungsstücke wie Frau Soldwedel an.

3. Fräulein Katharine Semmelhak wohnte in Horstheide in dem linken Haus gleich hinter dem Bahnübergang, und ihre Kundschaft stammte aus dem Bereich Horstheide, Offenseth und vom Bahnhof. Sie war sehr schwerhörig, und wenn sich jemand mit ihr unterhalten wollte, setzte sie sich ein großes trichterförmiges Hörrohr aus Messing ans Ohr, in das die Leute hineinsprechen mußten. Ihre Schwester, mit der sie zusammenlebte, führte den Haushalt, was für sie sehr günstig war, denn sie hatte immer viel zu tun. Fräulein Semmelhak galt als sehr penibel, und ihre Spezialität war das Besticken der Kleider.

4. Frau Meta Lüdemann wohnte in der Gärtnerstraße, und sie nähte ausschließlich für die Frauen und Mädchen im Dorf. Zu ihr kam schon als Schulmädchen die spätere Schneidermeisterin Martha Blöcker, die sich von der freundlichen Frau Lüdemann im Nähen unterweisen ließ.

Zusammenfassend läßt sich über die Näherinnen folgendes sagen:

1. Alle arbeiteten allein.
2. Alle benutzten die eigene Wohnstube als Arbeitsraum.
3. Alle mußten sich die handwerklichen Fähigkeiten selbst erarbeiten, denn es gab keinen entsprechenden Lehrberuf.
4. Alle mußten besonders in den Kriegszeiten viel improvisieren, weil es galt, aus Altem etwas Neues zu machen.
5. Alle wurden in Horst dringend gebraucht, und weil ihre Kunden mit ihrer Arbeit zufrieden waren, hatten sie immer genügend zu tun.

3. Die Schneidermeisterin Wilhelmine Bongartz

Die erste Schneidermeisterin in Horst war die Elmshornerin Wilhelmine Bongartz, die 1926 eine Damenschneiderei in der Elmshorner Straße Nr. 6 eröffnete. Sie hatte viele Kunden und beschäftigte überwiegend zwei Gesellen, drei Lehrlinge und je nach Arbeitsanfall auch noch Näherinnen.

Gearbeitet wurde in einer Nähstube. Vor dem einzigen Fenster standen drei Handnähmaschinen für die Gesellen. An der einen Wandseite befand sich eine Kommode zum Aufbewahren der Schnittmuster und der Stoffreste. Letztere wurden den Kundinnen bei Ablieferung des Kleidungsstückes ausgehändigt, damit eventuelle Ausbesserungen später vorgenommen werden konnten.

In der Mitte stand ein langer Arbeitstisch, an dem meistens die Lehrlinge saßen und der eine riesige Schublade enthielt, in der sich die Rollen mit Nähseide sowie die Scheren befanden.

Frau Bongartz nahm immer selbst Maß. Dies tat sie in ihrer Wohnstube, wo sie auch die Stoffe mit den Kunden aussuchte. Sie zeichnete auch die Schnitte und schnitt selbst zu, während die Gesellen in der Regel anschließend das Nähen und Bügeln besorgten.

Die Lehrlinge wurden ganz allmählich an das Nähen herangeführt. Im ersten Lehrjahr mußten sie die zeitraubenden Kleinarbeiten verrichten, wie z. B. Fäden ziehen, Nähte umsäumen, Knöpfe annähen, Knopflöcher herstellen, Schlingen für die Knöpfe anfertigen oder auch Haken und Ösen befestigen. Im zweiten Lehrjahr durften sie Armschlitz nähen, Kragen ansetzen, Manschetten annähen oder auch Röcke säumen, und im dritten Lehrjahr mußten sie in der Lage sein, selbständig ein Kleid zu nähen.

Allerdings wurden sie auch zu Arbeiten herangezogen, so wie es in allen Handwerksbetrieben damals üblich war, die nichts mit ihrer Berufsausbildung zu tun hatten. Sie fegten die Straße, räumten den Schnee vom Bürgersteig, paßten auf die Kinder der Meisterin auf, halfen der Meisterin im Haushalt, bedienten den Besuch in der

Wohnstube, säuberten nach der Tagesarbeit die Nähstube und heizten frühmorgens wieder den Ofen an.

Es gab auch keine vorgeschriebene Arbeitszeit, und wenn ein Kleidungsstück fertig werden mußte, wurde bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Der Lohn dagegen war gering; ein Geselle beispielsweise erhielt 1931 einen Stundenlohn von 32 Pfennigen, der Lehrling bekam nur 50 Pf. pro Woche.



Ein Bild aus der Nähstube, aufgenommen im Februar 1928

Vorn am Tisch von links gesehen:

Lehrling Louise Hansen, Lehrling Else Thießen, Tochter Paula Bongartz, Lehrling, Martha Blöcker

Dahinter: Frau Bongartz an der Ankleidepuppe, Näherin Alma Plotz, Hausgehilfin Käthe Braker

Zur Ausbildung im dritten Lehrjahr gehörte auch der Einkauf von Stoffen, der immer dann besonders aufregend verlief, wenn dieser nicht in Horst oder Elmshorn, sondern in der Großstadt Hamburg ohne Begleitung stattfand. Der Lehrling fuhr dann morgens mit dem Fahrrad zum Horster Bahnhof, setzte sich in den Zug nach Hamburg, wo er bei speziellen Firmen anhand von mitgebrachten Stoffproben entsprechende Stoffe einkaufte.

In der Nähstube mußte viel Handarbeit geleistet werden. Regelmäßig wurden immer einmal in der Woche die Nähmaschinen auseinandergenommen und mit Benzin gereinigt, wofür ein Lehrling mindestens eine Zeitstunde brauchte. Da die Nähma-

schinen noch keinen Zickzackstich besaßen, mußte vieles mit der Hand genäht werden, so daß etliche Arbeitsstunden für die Herstellung eines Kleidungsstückes benötigt wurden:

10	Stunden für eine Bluse
10	Stunden für einen Rock
30	Stunden für ein Abendkleid
35	Stunden für einen Mantel
50–60	Stunden für ein Kostüm

130 Stunden mußten einmal sogar für die Anfertigung eines Brautkleides mit Schleppe aufgewandt werden, denn schon allein für den Saum des Glockenrockes, der einen Umfang von 7 m aufwies, wurden 28 000 Stiche mit der Hand ausgeführt, so daß der damaligen Gehilfin, Frau Martha Blöcker, die diese Arbeiten erledigte, die Hand von den ständig sich wiederholenden Bewegungen zu schmerzen und schließlich zu verkrampfen begann.

Nebenbei wurden noch Schürzen oder auch Hosen und Anzüge für Jungen angefertigt. Diese mußten alle möglichst viele Taschen besitzen, und es kam auch mal vor, daß Eltern den Anzug für ihren filius aus Samt nähen ließen.

Bei Frau Bongartz gab es immer genug zu tun, denn auch ihre ersten Kunden aus Elmshorn, wo sie sich zunächst niedergelassen hatte, hielten ihr nach ihrem Umzug nach Horst weiterhin die Treue.

1960 gab sie ihren Betrieb aus Altersgründen auf. Sie konnte auf eine lange berufliche Tätigkeit in Horst zurückblicken, hatte 40 Lehrlinge ausgebildet und ihre vielen Kunden durch gute Arbeit zufriedengestellt.

4. Die Schneiderin Anne Kovanda

Anne Mohr, die Tochter des Schneidermeisters Johannes Mohr aus der Schulstraße, war eine gelernte Schneiderin. Sie hatte ihre Lehrzeit 1926 bis 1929 bei Frau Kathrine Steen in Elmshorn absolviert und machte sich danach in Horst selbständig.

Anfangs, als sie noch im Elternhaus wohnte, mußte sie wegen Raummangels überwiegend außer Haus bei ihren Kunden arbeiten. Regelmäßig fuhr sie dann gegen 8.00 Uhr morgens mit dem Rad los, meistens in Richtung Heisterende, aß bei den Bauern zu Mittag und kehrte erst gegen 17.00 bzw. 18.00 Uhr wieder nach Hause zurück. Nach ihrer Heirat aber, sie hieß jetzt Anne Kovanda, setzte sie ihre Arbeit in der neuen Wohnung in der Bahnhofstraße fort, wo sich in der Wohnstube die Nähmaschine der Marke „Köhler“, der Spiegel sowie ein großer Tisch befanden. Hier konnte Frau Kovanda zuschneiden, nähen und die Anproben durchführen, und nur in

der Sommerzeit verlagerte sie ihre Tätigkeit in die Küche, um die Wohnstube ein wenig zu schonen.

Sie nähte Kinder- und Damenbekleidung, Sonntags- und Alltagszeug, schöne Faltenröcke oder strapazierfähige Kittel, hübsche Kinderkleider und auch kostbare Hochzeitskleider.

Bei der Anfertigung von Kinderkleidern wurde in der Regel immer ein 15 cm langer Saum zum Verlängern eingearbeitet, und auch in der Taille wurden 6 cm zusätzlich eingelassen, um sicherzustellen, daß ein Kleid möglichst lange von einem Mädchen getragen werden konnte.

Fertigte sie elegante Ausgehkleider an, dann brachten die Frauen zu den Anproben auch immer ihre guten Schuhe mit, damit die Kleiderlänge exakt auf diese abgestimmt werden konnte. Das fertige Kleid wurde eingepackt, die Rechnung beigelegt, und es wurde entweder von der Kundin selbst abgeholt, oder die Tochter Ingrid brachte es dieser direkt ins Haus.

Frau Kovanda hatte ihr Gewerbe bis 1956 angemeldet. Sie war immer etwas billiger als die Schneidermeisterinnen, sie arbeitete immer allein, und besonders in der Zeit vor den Festtagen oder vor großen Bällen hatte sie lange Arbeitstage, da viele Terminarbeiten zu erledigen waren.

5. Die Schneidermeisterin Martha Blöcker

Martha Blöcker wurde 1909 als Tochter der Eheleute Heinrich und Bertha Blöcker am Bahnhof geboren. Leider erkrankte sie als Kind an Kinderlähmung und war deshalb erst mit 21 Jahren in der Lage, eine Lehre zu beginnen, die sie bei der Schneidermeisterin Frau Bongartz in Horst absolvierte. 1930 bestand sie die Gesellenprüfung und arbeitete danach, so wie es üblich war, noch ein Jahr bei ihrer Lehrherrin, um anschließend in Hamburg die Modeakademie für ein Jahr zu besuchen.

1933 machte sie sich in Horst am Bahnhof selbständig. Ihre Eltern stellten ihr eine Stube zur Verfügung, die sie als Nähstube umfunktionierte. In der Mitte stand der große Schneidertisch, an der einen Wand ein massiver Kleiderschrank aus Eiche zur Aufbewahrung von Kleidern, Stoffen, Flickern sowie Nähutensilien und am Fenster eine Nähmaschine der Marke Gritzner mit Pedalantrieb. Sie stellte die Gehilfin Bertha Schmidt sowie die Näherin Irma Lentfer ein, so daß zu dritt in der Nähstube mit der Arbeit begonnen wurde. Ihre Kunden kamen aus dem Bereich des Bahnhofs, von Heisterende, aus Grönland, aus Elmshorn, und sogar in Hamburg zählten einige Sekretärinnen zu ihrem Kundenstamm.

Es fiel genügend Arbeit an, und da Frauen und Mädchen gern Kleider zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten trugen, war ein großer Bedarf an Kleidern zu decken.

Genäht wurden:

schlichte Hauskleider aus Baumwolle und Leinen für die Gartenarbeit und für die vielen anfallenden Arbeiten im Haushalt oder auch besonders strapazierfähige Kleider für berufliche Zwecke;

hübsche Tageskleider aus bedruckter Baumwolle oder einfacher Seide für das Kaffeekränzchen, den Geburtstagskaffee, den Polterabend oder für einen Spaziergang am Nachmittag;

elegante Kleider aus wertvollen Seidenstoffen in Form von Tanzkleidern, Festkleidern, Jackenkleidern, langen Gesellschaftskleidern, großen Abendkleidern oder kostbaren Hochzeitskleidern;

entzückende Mädchenkleider aus Musselin, einem feinen Wollgewebe;

niedliche Kinderkleider aus kariertem Baumwollstoff;

schwarze Trauerkleider, die mit Vorrang kurzfristig fertiggestellt wurden.

Besonders viele Kleider wurden immer dann in Auftrag gegeben, wenn große Feste und Bälle bevorstanden, wie z. B. das Kindergrün im Sommer, der Feuerwehrball, der Turnerball, der Reiterball, ein Innungsball oder das Sängerefest der Liedertafel und des Frauenchores. Viele Maskeradenkostüme mußten auch genäht werden, wenn die Turner beispielsweise ihre große Maskerade im Winter veranstalteten.

In Frau Blöckers Nähstube wurden auch viele Schürzen hergestellt, denn die Schürze war ein notwendiges oder ein schmückendes Attribut, gehörte in der Regel zur Kleidung dazu, und dementsprechend fiel die Fertigung auch recht unterschiedlich aus.

Die Arbeitsschürzen bestanden aus grobem Leinen, und sie wurden stets bei der Haus- und Gartenarbeit eingesetzt. Die Geschäftsschürzen wiesen schon viel feineres Leinen auf, und sie wurden von den Frauen in den Bäckereien, Schlachtereien oder in den Kolonialwarengeschäften beim Bedienen getragen.

Die weißen Sonntagsschürzen, reich mit Spitzen verziert, waren dagegen reine Zierschürzen zum Ausgehen. Sie wurden in ihrer wertvollen Ausstattung nur von den Festtagsschürzen übertroffen, deren feines Gewebe teilweise schon aus Baumwolle bestand und die gern zu Dirndlkleidern, aber auch an besonderen Tagen wie zu Ostern und Pfingsten auf Spaziergängen getragen wurden. Außerdem mußten noch Mäntel, Kostüme, Röcke, Blusen und Hemden genäht werden, und die Stoffe wurden entweder in den Textilgeschäften von Harder und Ralf in Horst gekauft oder aber in Hamburg besorgt.

Eine Gehilfin, die sich mit der Perlenstickerei beschäftigt hatte, war deshalb auch in der Lage, Kleidungsstücke in besonderer Weise zu schmücken und aufzuwerten, extravagante Einzelstücke zu schaffen, so daß der gute Ruf der Damenschneiderei am Bahnhof durch diese Spezialität eine Aufwertung erfuhr.

Ein aufregendes Ereignis war die Anfertigung des ersten Brautkleides, das für Else Schröder, die Dr. Max Harder heiratete, genäht wurde.

Das lange Kleid war auf Taille gearbeitet, hatte lange, schlanke Ärmel und wies

vorn einen sogenannten Wasserfall auf, weil die glänzende Atlasseide an dieser Verzierung wolzig herabfiel.

Zu diesem Kleid gehörte ein 1,50 m breiter und 3 m langer Schleier aus Tüll, in den kleine Myrtenzweige eingenäht waren und der wegen seiner ausladenden Größe von vier Brautjungfern getragen werden mußte.

Die 1,50 m lange Schleppe, die Verlängerung des Kleides, bestand aus Satin und war mit kostbarer Valenciennespitze verziert, von der insgesamt für das Kleid 34 laufende Meter verarbeitet wurden.

Ein Myrtenkranz schmückte die Haube dieses Hochzeitskleides, für dessen aufwendige Herstellung vier Anproben und 80 Arbeitsstunden nötig waren. Da es das erste Brautkleid war, das bei Frau Blöcker genäht wurde, kamen etliche Neugierige zur Kirche, nur um das Brautkleid in Augenschein zu nehmen und um sich ein eigenes Urteil zu bilden, das wie folgt ausfiel: „Du hest doch wat lernt, Martha Blöcker“ oder „Du kannst doch wat, Martha Blöcker!“



Else Harder geb. Schröder und Dr. Max Harder als glückliches Brautpaar am 2. November 1935

Es war üblich, daß die Schneiderin der Braut das Kleid anlegte, den Schleier steckte und die Haube aufsetzte.

Frau Blöcker fuhr dann am Hochzeitstag mit dem Fahrrad, auf dessen Gepäckträger sie das Kleid in einem großen Karton transportierte, zum Brauthaus und machte sich dort an die Arbeit. Der Bräutigam allerdings durfte seine Braut erst nach

der erfolgten Ankleideprozedur sehen, wenn er zur Begrüßung einen Blumenstrauß bereithielt.

Eines Tages wurde Frau Blöcker mit Pferd und Wagen abgeholt, um das Brautkleid nach Kollmar in das Brauthaus des Apfelbauern Olde zu bringen. Als sie der Braut das Kleid angelegt hatte, erschien der Bräutigam, um seine Braut zu bewundern. Er hatte aber in der Aufregung den obligatorischen Blumenstrauß vergessen und mußte sich deshalb die Frage gefallen lassen: „Wo haben Sie denn Ihren Blumenstrauß?“ Verdattert lief er fort, kehrte aber schnell mit seinem Blumenstrauß zurück und sagte ganz aufgeregt: „Ik heff em, ik heff em, dörv ik rin?“

Bei einer Hochzeit in Grönland soll sich folgendes zugetragen haben: Es hatte so stark geregnet, daß die Gefahr bestand, daß die weißen Schuhe der Braut sowie die Schleppe auf dem Weg zur Kutsche durch die Nässe Schaden nehmen könnten. Flugs legten einige pfiffige Anwesende daraufhin Kartoffelsäcke aus, so daß die Braut auf diesem Teppich trockenen Fußes zur Kutsche gelangen konnte.

Die Menschen wollten damals noch keine Konfektionsware, denn diese war ihnen zu teuer und nicht haltbar genug. Sie legten Wert auf solide Handarbeit und wollten Kleidungsstücke, die auf ihre persönlichen Maße zugeschnitten waren. Außerdem trugen sie die normalen Kleidungsstücke über einen längeren Zeitraum, denn es war durchaus üblich, daß die jüngeren Geschwister die Kleidung von den größeren auftrugen und daß aus noch gut erhaltenen getragenen Stoffen ein neues Stück genäht wurde.

Nachdem Frau Blöcker 1938 ihre Meisterprüfung abgelegt hatte, durfte sie auch Lehrlinge ausbilden.

Die Lehrlinge konnten im 1. Lehrjahr den Gehilfinnen gut zuarbeiten, und im zweiten und besonders im dritten Lehrjahr waren sie schon in der Lage, die Arbeiten der Gehilfinnen mehr und mehr zu übernehmen. Die vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchen wurden auch gleich zur Ordnung erzogen. Sie mußten Maßband, Schere, Fingerhut und Nähadeln selbst mitbringen und lernen, auf ihr eigenes Werkzeug aufzupassen.

Da die Aufträge stetig zunahmen und da Frau Blöcker auch mehr Arbeitskräfte einstellte, reichte das Platzangebot der einen Stube nicht mehr aus, und die Eltern stellten ihr eine zweite Stube zur Verfügung. Die hintere Stube, in der jetzt drei Nähmaschinen standen, diente ausschließlich als Nähraum, während Frau Blöcker in der vorderen Stube die Kunden empfing, Maß nahm und zuschnitt. Sie beschäftigte am Bahnhof bis zu acht Mädchen: Gehilfinnen, zwei Näherinnen und meistens vier Lehrlinge. Gearbeitet wurde von 7 bis 18 Uhr, und auch sonnabends wurde bis mittags gearbeitet, so daß die Wochenarbeitszeit sich nach Abzug der Pausen noch immer auf über 50 Arbeitsstunden belief. Die Mädchen brachten ihr Mittagessen, das immer in der Pause von 12 bis 13 Uhr eingenommen wurde, stets von zu Hause in einem Topf mit. Dieser wurde Klütentopf genannt, und er enthielt meistens Eintopf aus Bohnen oder Erbsen, Buttermilchsuppe mit Klößen oder Grütze mit Milch. Frau



*Die ersten Lehrlinge: von links Adele Reumann, Erika Siedenburg und Helga Nagel
(Lehrzeit 1938–1941)*



*Der zweite Schub Lehrlinge:
Vordere Reihe von links: Liselotte Stuff, Gertraut Gast, Helga Blöcker
Hintere Reihe von links: Karla Hachmann, Karla Kirst, Frau Blöcker*

Blöckers Mutter wärmte die Essen auf ihrem großen Kohleherd auf, und im Sommer wurde das Mittagessen bei schönem Wetter im Garten eingenommen. Nachmittags gab es noch eine kurze Kaffeepause, in der Karo-Kaffee aus der mitgebrachten Thermosflasche getrunken wurde oder auch Saft, und hin und wieder spendierte Frau Blöckers Mutter z. B. an Geburtstagen ein Stück Kuchen. Das Abendessen dagegen wurde immer zu Hause eingenommen.

Die Elmshorner Lehrlinge kamen stets mit dem Zug nach Horst, während die anderen aus der näheren und weiteren Umgebung das Fahrrad benutzten. Ein Mädchen kam sogar jeden Tag bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad aus Barmstedt, was Fahrkosten sparte und zur körperlichen Ertüchtigung beitrug.

Das Aufräumen der Nähstube und das Säubern des Arbeitsplatzes waren für die Lehrlinge selbstverständliche Pflichten wie auch das Austragen der fertigen Kleidungsstücke zu den Kunden oder auch das bereitwillige Arbeiten über den Feierabend hinaus, um ein Kleidungsstück termingerecht abliefern zu können. 1951 zog Frau Blöcker vom Bahnhof in ihr neues Haus in den Heisterender Weg Nr. 12. Dort standen ihr drei Arbeitsräume zur Verfügung, und es wurde an vier Maschinen gearbeitet. Da sie jetzt dichter am Ortskern wohnte, bekam sie nun noch zusätzlich Kundenschaft aus dem Ort.



Vor dem Haus am Heisterender Weg 1954
 von links: Lehl. Marianne Kanntin, Lehl. Ingeborg Querling, L. Antje Normann, Gehilfin Marianne Birke, Frau Blöcker, L. Helga Blöcker, L. Ingeborg Heinrich, Gehilfin Lisa Kolster

Da die wirtschaftliche Lage sich in Deutschland allmählich besserte, legten die Kunden großen Wert auf die Qualität der Stoffe.

Kleider wurden aus Crêpe de chine und Wollgeorgette hergestellt, Sportkleider aus Wollflanell und Mäntel, Kostüme und Röcke aus Lodenstoffen.

In der Regel wurden zwei Anproben vorgenommen. Bei der ersten war das Kleid nur geheftet, so daß noch große Abänderungen durchgeführt werden konnten. Bei der zweiten Anprobe waren die Teile des Kleides schon zusammengenäht, aber die Möglichkeit kleiner Abänderungen war noch gegeben. Anschließend erfolgten die Feinarbeiten, wie das Nähen der Säume, das Herstellen der Ärmelschlitze oder das Annähen der Knöpfe. Danach erfolgte die Auslieferung des Kleidungsstückes. Frau Blöcker beteiligte sich auch regelmäßig an den Modeschauen der Innung. Das Bild zeigt ein in ihrer Nähstube hergestelltes $\frac{3}{4}$ langes Mantelkleid, vorgeführt von einem Mannequin auf einem Laufsteg. Das Mannequin trägt zum Kleid einen flachen Hut, in der rechten Hand Handschuhe und über dem linken Arm eine Handtasche sowie einen Fuchspelz.



Frau Blöcker wurde in der Innung stellvertretende Obermeisterin, sie bildete über 40 Lehrlinge aus und gab ihr Wissen außerdem noch in der Volkshochschule Horst in Nähkursen weiter.

1973 schloß sie aus Altersgründen ihren Betrieb, aber sie setzte ihre unterrichtliche Tätigkeit, die sie 1970 als technische Lehrerin an der Jacob-Struve-Schule begonnen hatte, noch bis 1977 fort.

Ihre Schüler traten in selbstgenähten Kleidern sogar auf Modeschauen in Hamburg auf, und ihre Erfolge waren der schönste Lohn für ihre Lehrerin, für die Schneidermeisterin Frau Martha Blöcker aus Horst.

6. Die Schneidermeisterin Elisabeth Steinhorst

Frau Elisabeth Steinhorst kam 1947 nach der Vertreibung aus Stettin nach Horst. Sie war gelernte Damenschneiderin, hatte 1940 ihren Meisterbrief erworben und versuchte, in Horst wieder eine berufliche Existenz aufzubauen.



Von links: Frau Steinhorst, Lehrl. Elsa Siebert, der Lehrling Christel Krahn und die Gesellin Frl. Margarete Ahrens

Der Anfang in der Nachkriegszeit jedoch war sehr schwer, und da sie kein Zimmer hatte und keine Nähmaschine besaß, war sie gezwungen, zum Nähen zu den Leuten ins Haus zu gehen.

Als ihr Mann dann wieder heimkehrte, konnten sie beide ein Zimmer beziehen und nach der Währungsreform von 1948 sogar eine Nähmaschine anschaffen, so daß der Aufbau eines Betriebes trotz der räumlichen Enge beginnen konnte. Der erste Lehrling wurde eingestellt, und als 1954 ein eigenes Haus am Horstheider Weg bezogen wurde, kam es auch zu einer Erweiterung des Betriebes, den Frau Steinhorst bis 1981 führte.

III. Die Schneidermeister

1. Der Schneidermeister Johannes Mohr

Der Schneider Johannes Mohr stammte aus Luthorn und arbeitete zunächst in Weselburen, wo er auch seine Frau kennenlernte, mit der er 1904 nach Horst zog.

Anfangs betrieb er seine Schneiderstube in dem Haus Am Markt Nr. 4, das direkt neben Kruses Gastwirtschaft lag und später abgerissen wurde. Es wird erzählt, daß der neue Schneider von den Leuten erst einmal getestet wurde, indem er ausschließlich Aufträge für Knabenanzüge bekam. Seine Arbeit muß aber den Ansprüchen voll auf genügt haben, denn er hatte bald einen festen Kundenstamm und gewann rasch neue Kunden. 1904 gab es in Horst außer Johannes Mohr noch die Schneider Hägemann, Schlüter, Will und Armgardt.

Johannes Mohr konnte sich 1919 von Metta Hanemann, der Großmutter vom Schlachter Hans Hanemann, das Haus Nr. 28 in der Schulstraße kaufen, wo er in seiner Schneiderstube zwei Gesellen und einen Lehrling beschäftigte.



Von links: Der Postbote Heinrich Schlüter mit Mütze, Johannes Mohr, seine Ehefrau Marie Mohr und Else Relling. Die Familien Schlüter und Relling wohnten im Hinterhaus.

Wenn ein Kunde einen Anzug bestellte, nahm der Meister persönlich Maß, schnitt auch selbst zu und überließ seinen Gesellen überwiegend das Nähen. Meistens genügte eine Anprobe, aber in Ausnahmefällen gab es auch zwei Proben. Die Anproben fanden meistens in der Schneiderstube statt, aber Johannes Mohr nahm auch den Anzug über den Arm und ging zu seinen Kunden ins Haus. Stoff hatte der Schneider nicht vorrätig, aber anhand von Stoffproben wurde der passende Stoff ausgesucht und bestellt.

Alle Bevölkerungsschichten, Reiche und Arme, Junge und Alte, kamen zum Schneider Mohr. Wer genügend Geld besaß, ließ sich öfter einen Anzug bauen. Wer dagegen pekuniär nicht so gut gestellt war, ließ einen größeren Zeitraum verstreichen, ehe er wieder zum Schneider ging.

Die Kunden legten Wert auf die Qualität der Stoffe sowie auf die sorgfältige Verarbeitung, und Johannes Mohr war dafür bekannt, daß in seiner Schneiderstube die Stiche mit der Nadel so dicht aneinandergesetzt wurden, daß man die Abstände der einzelnen Stiche mit dem Auge kaum erkennen konnte.

Die Wünsche seiner Kunden waren sehr unterschiedlich: Sie benötigten z. B. einen Gehrock für die Hochzeitsfeier, einen eleganten Cut zum Ausgehen oder Sommer- und Winteranzüge. Mit großer Sorgfalt wurden auch Einzelhosen angefertigt und Arbeitshosen aus Manchester, Jungenanzüge, Kinderanzüge, Winterjacken, grüne Lodenjacken oder auch die beliebten Knickerbocker hergestellt.



Ein Blick in eine Schneiderstube

Vor dem 1. Weltkrieg nähte er für die Jungen noch keine langen Hosen, sondern sie trugen im Winter zu der kurzen Hose die traditionellen langen, schwarzen Wollstrümpfe.

Die Arbeit in der Schneiderstube begann morgens um 7 Uhr und endete meistens abends um 19.00 Uhr. Sie wurde pünktlich um 12.00 Uhr durch die kurze Mittagspause unterbrochen, aber gleich nach dem Essen wurde weitergearbeitet.

Zum Abendbrot gab es regelmäßig Bratkartoffeln und Milchsuppe, und wenn sehr viel zu tun war, wurde gleich nach dem Abendbrot weitergenäht, oft bis in die späte Nacht und, wenn es pressierte, sogar bis zum frühen Morgen.

Es gab keine geregelte Arbeitszeit, sondern man richtete sich nach dem jeweiligen Arbeitsanfall. Auch sonnabends wurde regelmäßig gearbeitet, und besonders vor den Festtagen wie Ostern, Pfingsten oder Weihnachten gab es viel zu tun.

Johannes Mohr hatte in seiner kleinen Schneiderstube den Schneidertisch in einem rechten Winkel vor den Fenstern stehen, damit genügend Licht auf die Arbeitsplätze fiel. Leute, die am Haus vorbeigingen, sahen die Schneidergesellen auf diesem Tisch sitzen und nähen. Diese Sitzposition war praktisch, denn die guten Tuche konnten nicht auf den Boden fallen und beschmutzen. Zeitweise saßen sogar drei Mann auf der verstärkten Tischplatte. Obwohl in der Stube zwei Nähmaschinen standen, wurde viel mit der Hand genäht, und besonders das Benähen der Knopflöcher erforderte viel Zeit und größte Sorgfalt. Die Mühle Schwarzkopf lieferte viele Jahre den elektrischen Strom, denn erst 1923 gab es Strom von der Schleswig.



Bruno Kirst trägt zu seiner Einschulung im Jahre 1936 einen Anzug, den sein Großvater, der Schneidermeister Johannes Mohr, genäht hat.

Johannes Mohr starb 1936. Seine Tochter Anne, die beruflich in die Fußstapfen ihres Vaters trat, war bis 1956 in Horst als Damenschneiderin tätig.

2. Der Schneidermeister Heinrich Mohr

Heinrich Mohr aus Luthorn fing 1921 bei seinem Onkel Johannes Mohr als Lehrling an. Er mußte mehr als drei Jahre lernen und konnte sich noch gut daran erinnern, daß der Schneidersitz anfangs tüchtig schmerzte, wenn er längere Zeit nähte, doch sein Körper stellte sich zum Glück auf diese Arbeitshaltung ein.

Er bekam als Entlohnung nur Kost und Logis, und als Lehrling verdiente er sich ein wenig Geld, indem er dem Plünnenhändler Mohr, der regelmäßig die Schneiderstube aufsuchte, Flicker und Stoffreste verkaufte. Das Sammeln und Verkaufen der Reste hatte der Meister seinem Lehrling überlassen, der sich freute, wenn Plünnen-Mohr zum Nachfragen kam. „Heini, wie ist das, hast du heute was zu verkaufen?“ begann dieser regelmäßig das Gespräch, und wenn Heinrich Mohr etliche Reste gesammelt hatte, nahm sein Namensvetter die Hängewaage, wog das Stoffbündel, berechnete den Preis und zahlte das Geld auf die Hand aus.

Aber Heinrich Mohr mußte auch Arbeiten verrichten, die nichts mit seiner Berufsausbildung zu tun hatten. Sein Lehrherr besaß zwei Schweineställe, in denen zeitweise bis zu acht Schweine gemästet wurden. Diese Ställe mußte Heinrich Mohr oft ausmisten und die Tiere manches Mal auch füttern. Ein Schwein ließ Johannes Mohr immer für den eigenen Bedarf schlachten, während er die übrigen Schweine seinem Nachbarn, dem Schlachter Hanemann, verkaufte. Da sich in seinem Haus keine Räucher-kammer befand, wurden die Würste und Schinken zum Räuchern zu Schefflers Räucher-kate in den Heisterender Weg gebracht. Der Kätner war auf solche Aufträge eingestellt, konnte er doch auf diese Art und Weise Nutzen aus seinem Rauchhaus ziehen.

Heinrich Mohr, der oft mit dem Transport beauftragt wurde, staunte immer wieder über die vielen Würste und Schinken, die besonders während der Schlachtzeit im Herbst in der Diele hingen, aber das Atmen fiel ihm jedesmal schwer, weil er nicht gewöhnt war, in Räumen mit Rauch und Dunst zu leben.

Die Inflationszeit machte auch Johannes Mohr tüchtig zu schaffen, und 1923, im schlimmsten Jahr, nahm dieser für geleistete Arbeiten kein Geld mehr an, sondern ließ sich von den Bauern beispielsweise seine Arbeit mit Korn bezahlen, das seinen Wert behielt, während Geld schon am nächsten Tag völlig entwertet war.

Nach der Lehre arbeitete Heinrich Mohr noch einige Jahre bei seinem Onkel, ehe er sich 1932 selbständig machte und zu Falk in den Heisterender Weg Nr. 20 zog, wo er sich eine Schneiderstube einrichtete. Mancher Kunde ließ sich von ihm einen schicken Zweiteiler, bestehend aus Jacke und Hose, nähen. Wer es sich aber leisten

konnte, bestellte bei ihm einen eleganten Dreiteiler, zu dem Hose, Weste und Jacke gehörten, die, wenn der Kunde genügend Geld ausgeben konnte, aus allerfeinstem englischen Tuch gearbeitet wurden. Ungefähr 60 Arbeitsstunden mußten für dessen Herstellung geleistet werden, und der Preis lag 1932 bei etwa 140 Mark.

Als sein Onkel 1936 starb, übernahm Heinrich Mohr dessen Gesellen Georg Obermann, der 25 Jahre bei seinem Onkel gearbeitet hatte und der ihm ebenfalls noch fast weitere 25 Jahre die Treue hielt.

Auch die Kundschaft seines Onkels wechselte zu ihm, so daß sein Schneiderbetrieb tüchtig florierte.

1939 bestand Heinrich Mohr die Meisterprüfung in Kiel, und im selben Jahr kaufte er am 1. Juli das ehemalige Amtsgebäude in der Schulstraße Nr. 8.

Er mußte 10 000 DM bezahlen, da der ursprüngliche Kaufpreis von einem Mitbewerber um 2000 Mark in die Höhe getrieben worden war.

Das Gebäude hatte ein von vier Säulen geschmücktes Eingangsportal und rechts und links vom Eingang schmale Fenster, die 1949 vergrößert wurden, um Möglichkeiten zum Ausstellen von Waren zu schaffen, denn Heinrich Mohr hatte die Genehmigung zum Verkauf von Herrensachen erhalten.



Das 1949 umgebaute Gebäude mit den vergrößerten Fenstern am Eingang



Der Schneidermeister Heinrich Mohr in der Uniform der Freiwilligen Feuerwehr Horst

Nach dem Krieg arbeitete er zunächst mit vier Gesellen für die englische Besatzungsmacht. Die Soldaten waren die sogenannten El-Alamein-Soldaten, die in Afrika gekämpft hatten. Sie ließen sich besonders gern kurze Jacken mit Bund und Falten nähen, die sie auch jeden Tag zum Bügeln brachten. Überwiegend bezahlten sie mit Zigaretten, die ein begehrtes Tauschmittel darstellten, für das man praktisch alles eintauschen konnte.

Seine Frau eröffnete 1949 ein Handarbeitsgeschäft. Sie übernahm die Ware von Frau Schmidt, die ihr Geschäft im Heisterender Weg geschlossen hatte. Frau Mohr erweiterte später ihr Verkaufsangebot noch durch Textilien.

1959 erfolgte eine grundlegende Veränderung des Gebäudes durch das Entfernen der vier Säulen und durch den Einbau eines Schaufensters in der Vorderfront sowie eines Ladenfensters an der rechten Seite des Hauses.

Die Baumaßnahme war nötig, um die Hemden, Krawatten, Socken und Strümpfe aus dem Verkaufssortiment des Herrengeschäftes und die Häkeldecken, Garne, Sofa-kissen oder Pullover aus dem Handarbeitsgeschäft verkaufsfördernd ausstellen zu können.

Leider mußte Heinrich Mohr wegen eines schweren, nicht verschuldeten Autounfall es seine Schneiderei 1970 aufgeben, und seine Ehefrau schloß aus Altersgründen



Frau Anne Mohr 1959 in ihrem Geschäft



*Das Gebäude Schulstraße Nr. 8, aufgenommen im Jahre 1988
Links das Geschäftshaus von Kurt Hahn.*

ihr Geschäft ein Jahr später. Danach unterhielt sie noch für etliche Jahre eine Annahmestelle für Kleiderreinigung, während im rechten Teil des Ladens eine Taxizentrale untergebracht war.

Später diente nur noch die große Ausstellungsfläche des vorderen Schaufensters gewerblichen Zwecken, und heute wird die gesamte Ladenfläche ausschließlich als Wohnraum genutzt.

IV. Über die Landwirtschaft

1. Zur Geschichte des Bauernhofes der Familie Göttsche

Unter der Nummer 1225 führt Johannes Gravert als ersten Besitzer Claus Ehlers auf, 1807 folgt Rehder Stegemann und 1825 dessen Schwiegersohn Nikolaus Wartenberg, von dem Hinrich Voß die Landstelle 1855 übernahm.

Diese Landstelle war nur eine Plinke, ein kleiner Bauernhof, zu dem als lebendes Inventar ein Pferd, zwei bis drei Kühe, etliche Schweine, Schafe und zahlreiche Geflügel gehörten.

Das dazugehörige Land war fast ausschließlich Grünland. Nur ein kleines Stück eignete sich für den Getreideanbau, und das Brennmaterial wurde auf einer eigenen Moorparzelle im Torfmoor gewonnen. Die Kinder und der Knecht schliefen in unbeheizten Bretterverschlagen unter dem Reetdach, während die Magd eine Kammer im Erdgeschoß besaß, wo auch der Bauer mit seiner Frau in einem Alkoven, einem eingebauten Wandbett, schlief.

Da Hinrich Voß neben seiner plattdeutschen Muttersprache auch Hochdeutsch sprechen und sauber schreiben konnte, wurde er vom Kloster Itzehoe, zu dem Moordiek gehörte, 1855 zum Vogt über den Teil ernannt, dem sechs kleine Landstellen angehörten und der im Volksmund Klein Moordiek hieß. Er erfüllte eine Art Bürgermeisterfunktion und war dem Kloster, zu dem damals weder Mönche noch Nonnen gehörten, das aber als riesiges Gut staatliche Verwaltungsaufgaben übernommen hatte, direkt verantwortlich.

Als die Pläne des dänischen Königs mißlangen, Schleswig ganz einzuverleiben, und als seine Truppen 1864 von den preußischen und österreichischen Armeen geschlagen wurden, war die Dänenherrschaft zu Ende. Die beiden Sieger teilten sich die Verwaltung des Landes auf, indem Österreich Holstein erhielt und Preußen Schleswig; aber schon 1866 kam es zwischen ihnen zu einem „Bruderkrieg“, den Preußen für sich entscheiden konnte, und Schleswig-Holstein geriet in den preußischen Herrschaftsbereich.

Eine neue Verwaltung löste die alte Klosterwirtschaft ab. Die Vogtei Moordiek, Klein Moordiek, löste sich auf, und sie gehörte nach 1867 der Gemeinde Moordiek an, die 1883 der Gemeinde Horst angegliedert wurde.

Hinrich Voß übrigens, der sein Amt als Vogt verloren hatte, war zwischenzeitlich zum Kirchenvorsteher gewählt worden.

1884 erwarb Peter Göttsche die Landstelle, dessen Vater Hans Göttsche in Groß Offenseth ansässig war.



Das Bauernhaus etliche Jahre vor 1900

1895 ging der Besitz an seinen Sohn Heinrich Göttsche über. Er mußte noch, genau wie sein Vater, Tagelöhnerarbeiten bei den größeren Bauern verrichten, Gräben kleien, mit der Sense Mäharbeiten ausführen oder bei der Ernte helfen.

Heinrich Göttsche vergrößerte den Hof, indem er Land zukaufte, das möglichst dicht an seinem Bauernhof lag.

Er kaufte:

1904	von Evers in Schönmoor	4,07 ha
1908	eine kleine Weide	2,85 ha
1911	eine große Wiese	3,50 ha
1913	einen Schweinestall mit Land	2,00 ha
1925	ein altes Haus mit Schuppen und einem Hektar Land für 6000 Goldmark von der Lehrerswitwe Saathoff	1,00 ha
	Insgesamt	13,42 ha

Zum erworbenen Land von Evers gehörte auch ein Haus, in dem ab 1871 Peter Mohrdiek und ab 1901 Heinrich Evers gewohnt hatten.

Dieses Haus mußte später abgerissen werden, da sich im Mauerwerk große Risse auftaten, die die weiche 4 m starke Moorschicht verursacht hatte.

Unmittelbar in Hofnähe stand das 1925 erworbene alte Fachwerkhaus mit dem Schuppen. Es stand auf einem sogenannten Deich an einer Wetter ein Stück hinter dem gelbgeklinkerten Bungalow, der sich heute an der Teerstraße befindet und den sich Ernst Götsche als Altenteilerhaus 1970 bauen ließ.

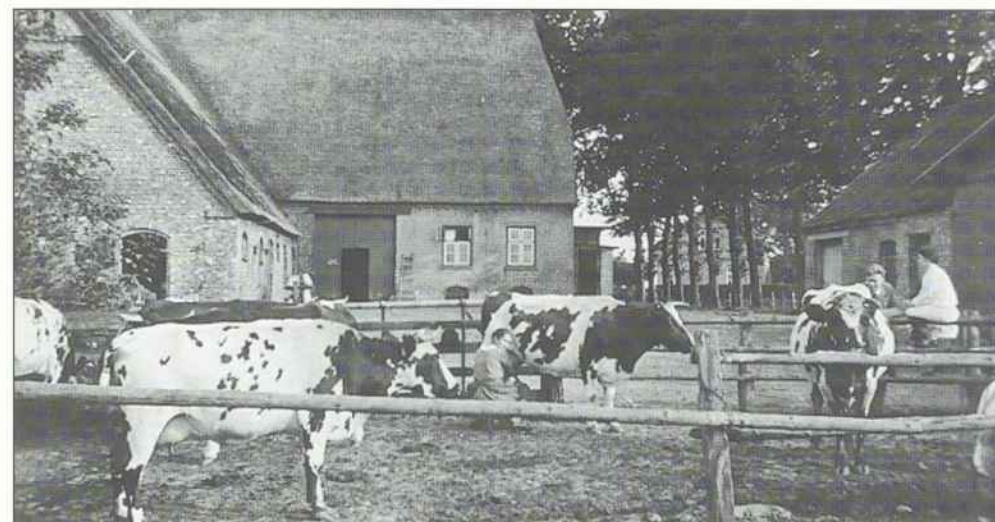


Das alte Haus mit dem Schuppen; der Junge ist Otto Stüben, aufgenommen Mitte der 50er Jahre.

Heinrich Götsche bewirtschaftete fast ausschließlich Grünland und hielt auf seinem Hof, so wie es zur damaligen Zeit üblich war, eine Vielzahl unterschiedlicher Tiere sowie zahlreiches Geflügel.

Er hielt 10 bis 12 Milchkühe. Diese wurden im Sommer zum Melken immer von der nahegelegenen Weide mit Hilfe eines Schäferhundes zum Hof getrieben, wo innerhalb eines eingezäunten Platzes gemolken wurde.

Vor dem 1. Weltkrieg wurde dreimal gemolken: morgens um 5 Uhr, mittags um 11.30 Uhr und abends um 18 Uhr. Die Milch erhielt nach dem Zeitpunkt des Melkens die Bezeichnung Morgen-, Mittags- und Abendmilch.



Die Aufnahme zeigt, wie die Kühe auf dem Hof von Johannes Böge in Heisterende gemolken werden

Je öfter gemolken wurde, desto besser war die Qualität der Milch, da sich der Gehalt an Trockensubstanzen erhöhte. Die Morgenmilch war noch wässrig und fettarm, während die Mittags- und Abendmilch viel gehaltvoller und entsprechend fettreicher war.

Es wurde mit der Hand gemolken, und es mußte streng auf Reinlichkeit geachtet werden. Deshalb wurden die Hände vor dem Melken gewaschen, die Kuheuter gesäubert und die ersten gewonnenen Milchtropfen seitwärts zur Erde gespritzt, um zu verhindern, daß Schmutzteile in die Milch gelangten. Die gemolkene Milch wurde dann durch ein Haarsieb oder ein Sehtuch in ein Sammelgefäß gegossen, das aber beispielsweise im Winter nie im Kuhstall stehen durfte, da Milch die Eigenschaft besitzt, schnell Dünste aufzunehmen.

An heißen Tagen war es schwierig, die Milch kühl zu halten. Die beste Haltbarkeit ergab sich bei einer Temperatur von 11–12 Grad, und deshalb wurden die Milchkannen in Zinkwannen gestellt, in die kühles Wasser aus dem Soot, dem Brunnen, gegossen wurde und die auf die kühle Diele gestellt wurden.

Bei großer Hitze mußten die Kannen sogar in den Keller transportiert werden.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde nur noch zweimal gemolken, nämlich morgens um 5.00 Uhr sowie abends um 18.00 Uhr.

Heinrich Götsche war durch den Zukauf von Weideland auch in der Lage, etwas Pferdezucht zu betreiben. Fast alle Bauern züchteten nebenbei noch Pferde, und die ganz großen Höfe, wie z. B. der 131,7 ha große Eichenhof, waren als bedeutende Zuchtbetriebe bekannt.



Das Foto, welches zwischen 1910 und 1920 aufgenommen wurde, zeigt das Bauernhaus, das Heinrich Göttsche stark verändert hat.

Die Pferdezucht diente nicht nur dem eigenen Bedarf, sondern erwies sich zudem als eine gute Einnahmequelle. Wenn die jungen Pferde ein Alter von drei Jahren erreicht hatten, konnten sie als Remonten, als junge Militärpferde, verkauft werden. Allerdings stellten die Aufkäufer gewisse Anforderungen an diese Pferde. Sie mußten gelehrig, unerschrocken und kräftig sein, stämmige Füße und feste Hufe haben und außerdem eine gute Verdauung besitzen. Pferde, die für Offiziere vorgesehen waren, mußten außerdem noch eine schöne Haltung und elegante Bewegungen aufweisen.

Gleichzeitig entwickelte sich auch ein intensiver Pferdehandel. Von dem bekannten Pferdehändler Jacob Scharmer aus Horstmoor wird berichtet, daß er sogar an den Zaren Pferde verkauft haben soll. Der Bedarf an Pferden stieg vor dem Ersten Weltkrieg kontinuierlich. 1892 gab es im Deutschen Reich 3,8 Mill. Pferde, und 1913 hatte sich der Bestand schon auf 4,6 Mill. erhöht.

Nicht nur in der Landwirtschaft war ein erhöhter Bedarf festzustellen, sondern Reit- und Zugpferde wurden in vielen Wirtschaftsbereichen benötigt. Auch beim Militär stieg die Nachfrage nach jungen, leistungsfähigen Pferden, so daß die Erzeuger immer genügend Abnehmer fanden.

Pferdezucht und Pferdehandel bewirkten deshalb, daß Horst zu den sogenannten Pferdedörfern zählte, ein begehrtes Gebiet für Aufkäufer war und manches Geldstück in die Taschen der Bauern und Händler wanderte.



Dieses Militärpferd erfüllte alle Anforderungen



Die Postkarte, abgestempelt am 23. 8. 1903, zeigt Pferdegespanne vor der Wirtschaft „Zur Helle“. Das Gebäude befindet sich heute direkt an der B 5 gegenüber der Abzweigung nach Grönland.

Bei Heinrich Göttsche stand immer ein Deckbulle bereit. Er diente der eigenen Nachzucht, gleichzeitig stand er aber den Bauern von Moordiek sowie den Kuhhaltern aus der näheren Umgebung gegen ein Entgelt als Vererber zur Verfügung.

Der Zeitpunkt des Zulassens hing von dem Brünstigwerden oder Rindern der Kuh ab. Zeigte das Tier Unruhe, sprang es auf andere Tiere, hielt es die Milch auf, verschmähte es das Futter und zeigte sich der Ausfluß eines zähen, durchsichtigen Schleimes an der Scheide, dann hatte die Brünstigkeit eingesetzt. Sie dauerte in der Regel 24 bis 36 Stunden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß in der Mitte dieser Zeitspanne der günstigste Augenblick für den Sprung durch den Bullen lag. Deshalb wurden die Kühe bei solchen Anzeichen zu Göttsche nach Moordiek zum Decken gebracht. Dies tat beispielsweise auch der Schmied Johannes Scheelk aus Horst, dessen Schmiede am Nordausgang des Dorfes lag. Er führte dann seine Kuh an einem Strick den Buschweg, heute Wilhelm-Busch-Weg genannt, entlang in Richtung Moordiek, und meistens begleitete ihn noch ein Kind, das zum Nachhüten hinter der Kuh lief.

Heinrich Göttsche zog in der Regel 8 bis 10 Kälber auf, die im Sommer auf der Weide liefen und nach drei Jahren ausgemästet waren, wenn das Fett seine kernige Beschaffenheit erreicht hatte.

Die Tiere wurden dann im Herbst verkauft, und der Preis mußte mit dem Händler ausgehandelt werden, was manchmal eine schwierige Prozedur war, die bis zu einer Stunde dauern konnte. Waren Bauer und Händler handelseinig, wurden die Tiere zum Wiegen zur Gastwirtschaft „Stadt Hamburg“ gebracht, indem sie einzeln am Strick geführt oder zu mehreren zusammen in einem Trupp in einer halben Stunde zur Waage getrieben wurden.

Heinrich Göttsche betrieb natürlich auch, so wie es jeder Bauer tat, Schweinemast und Schweinezucht. Ferkel verkaufte er mit fünf bis sechs Wochen bei einem Gewicht von ca. 25 Pfund, und Läufer Schweine gab er etwa nach einem Vierteljahr mit 70 bis 90 Pfund Lebendgewicht zum Weitermästen ab. Er mästete Schweine auch selbst aus, die dann 350 bis 400 Pfund wogen. Es gab auch Schweine, die wesentlich älter wurden, wie z. B. alte Sauen, die mehrmals geferkelt hatten. Sie zeigten einen beachtlichen Fettansatz, erreichten 500 bis 600 Pfund an Gewicht und wiesen eine 10 Zentimeter dicke Fettschicht auf.

Nach dem 1. Weltkrieg kam der Viehhändler Rudolf Hink regelmäßig auf den Hof, um Schweine aufzukaufen, wobei sich der Händler immer nach den Hamburger Preisen richtete.

Selbstverständlich liefen auch Hühner auf dem Hof und kratzten auf dem Misthaufen herum. Es waren meistens 20 an der Zahl, die ein aufmerksamer Hahn betreute. Daneben gab es noch acht bis zehn Enten, fünf bis sechs Gänse, zehn Schafe sowie zwei Katzen zum Wegfangen der Mäuse in Haus und Hof. Außerdem durften sich die Kinder noch Tauben und Kaninchen halten, so daß der Bauernhof wirtschaftlich nicht einseitig ausgerichtet, sondern mit unterschiedlichem Leben angefüllt war.

Das Eigenland des Hofes bestand aus Grünland, das feucht und nach starken Regenfällen sehr naß war. Deshalb war es wichtig, die Moorgräben offenzuhalten, damit das Wasser abziehen konnte. Jeder Anlieger war aus diesem Grunde verpflichtet, jeweils die halbe Grabenseite freizuhalten. Zu diesem Zweck mußte der Grabenbewuchs abgeschnitten und die Wasserfläche mit einem Haken vom wuchernden Pflanzenbewuchs befreit werden. Auf den nicht drainierten Wiesen befanden sich in einem Abstand von jeweils 8 m kleine, flache Gräben, die sogenannten Gruppen. Sie sammelten das überflüssige Oberflächenwasser, und sie wurden besonders im Sommer mit Spaten und Schaufel in Ordnung gebracht. Zu dieser typischen Sommerarbeit zog Heinrich Göttsche regelmäßig seine beiden Jungen heran, nachdem diese das achte Lebensjahr vollendet hatten.

Ansonsten bekamen die Jungen noch andere Arbeiten zugewiesen. Jeden Sonnabend mußten sie den mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Hof fegen, das Kraut zwischen den Steinen mit einem Messer entfernen, im Herbst das Gartenland umgraben und jeden Sonnabend mithelfen, die Pferde sowie die Rinder mit Bürste und Striegel zu putzen.

Da Heinrich Göttsche schon um sechs Uhr in der Frühe begann, die Milch von den Bauern abzuholen, um diese zur Meierei zu fahren, mußten die beiden Jungen noch vor der Schule den Schweinestall ausmisten und den Mist auf der hölzernen Schiebkarre nach draußen auf den Misthaufen befördern. Nach dieser Früharbeit mußten sie schnell die Kleidung wechseln, damit sie nicht den stark anhaftenden Geruch aus dem Schweinestall in die Schulstube trugen, und dann ging es anfangs zu Fuß und später mit dem Rad nach Horst zur Schule.

Selbstverständlich wurden sie auch beim Füttern gebraucht, und besonders im Winter während der dunklen Jahreszeit waren die Lichtverhältnisse, als noch kein elektrischer Strom zur Verfügung stand, in den Stellungen recht dürftig, weil die zur Verfügung stehenden Petroleumlampen – Petroleum war seit 1860 allgemein im Gebrauch – immer nur einen begrenzten Bereich ausleuchteten.

Trotzdem mußten die anfallenden Arbeiten durchgeführt werden. Um 16 Uhr nachmittags begann die Fütterungszeit, und sie zog sich bis 19 Uhr in den frühen Abend hinein.

Es mußte viel Handarbeit geleistet werden. Die Ställe wurden ausgemistet und neues Stroh eingestreut, wobei ein Junge immer mit der Lampe für ausreichendes Licht sorgte.

Die Maschinen, die zur Arbeitserleichterung beitragen, mußten per Hand in Betrieb gesetzt werden. Das Stroh wurde z. B. mit der Häckselmaschine zu Häcksel verarbeitet, und die kurzen Halme dienten Rindern, Pferden und Schafen als Ballastfutter.

Mit Hilfe des Rübenschneiders wurden die Futterrüben in Scheiben geschnitten und diese als Saftfutter besonders an die Kühe verfüttert.

Die Schweine erhielten Kartoffeln, Rüben und vor allen Dingen gut verdaubares

Schrot, das von der Mühle Schwarzkopf geholt wurde. Im Sommer erhielten sie als Grünfütter regelmäßig frisch gemähtes Gras, und wenn dann um 19 Uhr die Fütterungszeit beendet war, ging ein langer Arbeitstag, nur von einer kurzen Mittagspause unterbrochen, zu Ende. Um 21 Uhr gab es endlich die verdiente, aber auch notwendige Bettruhe. Bei den Erntearbeiten mußten die beiden Jungen sowie die drei Mädchen tüchtig mithelfen, denn nach 1914 hatte der Vater keinen Knecht mehr als Hilfe auf dem Hof. Deshalb wurde jede Hand gebraucht, um beispielsweise das lose Heu vom eigenen Grünland einzufahren oder die Kartoffeln und Rüben auf dem gepachteten besseren Land vor Horst zu ernten.

Auch sonst hatten die Mädchen ihren speziellen Aufgabenbereich. Sie hielten den Garten in Ordnung, reinigten täglich die Milchkannen, halfen in der Küche, waren beim Hausputz tätig oder unterstützten ihre Mutter während der arbeitsreichen Einmachzeit.

Oft brachten die Kinder der Mutter Brot, Zucker, Salz oder Mehl vom Kaufmann Schuldt aus der Schulstraße mit oder, was allerdings seltener vorkam, Fleisch von den Schlachtern Hanemann oder Matthiessen, denn der Fleischbedarf für die Familie wurde normalerweise durch die Hausschlachtung im Herbst gedeckt, bei der der Maurer Hinrich Wulf als Hausschlachter fungierte.

Die Jungen nutzten sogar die Ferien, um durch Arbeit etwas Geld zu verdienen, indem sie bei den Bauern durch „Zufahren“ bei der Getreideernte halfen. Sie saßen dann vorn auf einem Zugpferd und fuhren den Brettwagen zum Aufladen von Hocke zu Hocke.

Zeit zum Spielen blieb den Kindern eigentlich nur am Sonntag. Im Winter allerdings, wenn sich die überschwemmten Wiesen hinter Groß Moordiek bis nach Siethwende in eine riesige Eisfläche verwandelt hatten, kam es vor, daß die Eltern ihre Kinder von häuslichen Arbeiten freistellten, damit sich diese beim Schlittschuhlaufen auf dem Eis tummeln konnten.

Weitere Höhepunkte für die Kinder waren das Kinderfest und der Jahrmarkt in Horst. Nur ganz selten machten die Eltern mit ihnen eine Ausfahrt mit der Kutsche nach Kollmar oder nach Voßloch; ansonsten wurden ab und zu die Verwandten in Horst und Kiebitzreihe besucht, wobei der Hin- und Rückweg zu Fuß zurückgelegt wurde.

Die Kinder waren es nicht gewöhnt, Ansprüche zu stellen. Die beiden Jungen waren deshalb mit einem Zimmer zufrieden, und die drei Mädchen teilten sich sogar zu dritt eine Stube.

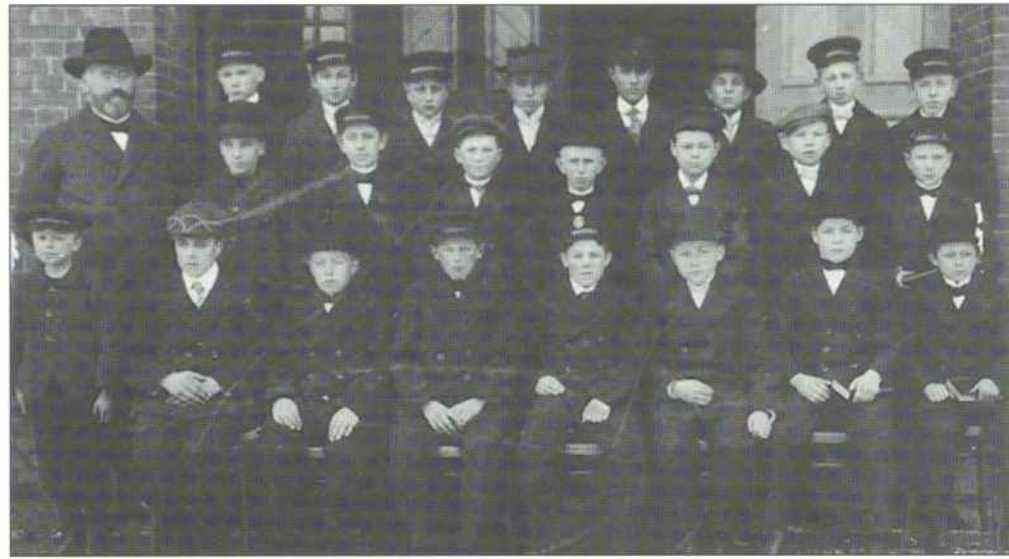
Da die Kinder schon von klein auf körperlich arbeiteten, war es für sie selbstverständlich, auch als sie größer waren, auf dem Hof mitzuarbeiten. Die Eltern waren stolz auf ihre Kinder und auf ihren Hof, und wenn Besuch kam, dann wurde dieser zuerst durch die Stallungen geführt, wo das lebende Inventar zur Begutachtung vorgestellt wurde.

Eine weitere Einnahmequelle hatte sich Heinrich Götsche verschafft, indem er für einige Bauern die Milch in Kannen zur Meierei beförderte und die Kannen, mit Magermilch gefüllt, wieder den Bauern zurückbrachte. Regelmäßig stand er morgens um 5.00 Uhr auf, versorgte die Pferde, putzte sie, schärfte im Winter die Stollen und spannte die Pferde auf der Diele vor den Wagen. Wenn dann das Getute von der Lederfabrik in Krempe herüberschallte, war es 6.00 Uhr, und Heinrich Götsche begann seine Milchwagentour. Die folgenden Angaben zu der Tour habe ich nach den Erinnerungen des Sohnes Herbert festgehalten, der von 1921 bis 1941 die Tour bei Wind und Wetter gefahren ist. Die Größenangaben sind dem „Gravert“ entnommen.

	Name	Anzahl d. Kühe	Anzahl d. Kannen	Größe
1.	Heinrich Götsche	10–12	meistens 5 große Kannen à 20 l, in besten Zeiten 7	26 ha
2.	Heinrich Bröker	2–3	im Sommer 1 große, im Winter 1 kleine Kanne à 10 l	
3.	Hinrich Bock	4–5	2 Kannen	5 ha
4.	Detlef Schmidt	4–6	3 Kannen	4,65 ha
5.	Peter Jürgens	8–11	} je 6–7 Kannen	10,25 ha
6.	Thies Witt	8–11		13,81 ha
7.	Heinrich Jensen	8–11		11,50 ha
8.	Heinrich Twisselmann	8–11		11,3 ha
9.	Johannes Fock	8–11		15 ha
10.	Franz Schulz	1–2	1 große oder 1 kleine Kanne	3,82 ha
11.	Peter Kröger	13	bis zu 10 Kannen	30,3 ha
12.	Gildner (Haus Herta)	2	1 Kanne	—
13.	Heinrich Kruse	10–12	8 Kannen	20,16 ha
14.	Johannes Jensen	10–12	8 Kannen	17,3 ha
15.	Gastwirt Hinrich Brandt	4–6	2 Kannen	9,8 ha
16.	Heinrich Evers Gastwirt	4–5	2 Kannen	8,7 ha
17.	Gastwirt Friedrich Muhs	4–5	2 Kannen	11,37 ha

Das Be- und Entladen des Wagens wurde durch Holzrecks erleichtert, auf die die Kannen gestellt werden konnten, so daß der Kutscher beim Be- oder Entladen nicht vom Wagen steigen mußte.

Ungefähr um 7.00 Uhr war Herbert Götsche, genau wie sein Vater früher, immer bei der Meierei, wo er selbst die Kannen abladen und anschließend die leeren oder die aufgefüllten Kannen mit Magermilch, die für die Kälberaufzucht genutzt wurde,



Ernst Göttsche, der spätere Hoferbe, wurde am 14. 3. 1915 aus der Schule entlassen. Das Foto zeigt ihn, den vierten von links in der vorderen Reihe, zusammen mit seinen Mitschülern und seinem Klassenlehrer Herrn Thamm am Tage der Entlassung.



Das Holzreck, auf das die Milchkannen gestellt wurden

wieder auf den Wagen stellen mußte. Zwischen 8.30 und 9.00 Uhr war Herbert Göttsche dann meistens wieder auf dem Hof in Moordiek.

Zwei unterschiedliche Wagen dienten zum Milchkannentransport. Ein kleinerer, einspänniger Wagen transportierte ungefähr 50 Kannen. Diese Ladekapazität genügte im Winter, da die Milchabgabe der Kühe während der kalten Jahreszeit merklich nachließ.



Herbert Göttsche mit seinem Wagen 1937 vor der Sparkasse in Horst

Der größere, zweispännige Wagen, dessen Fassungsvermögen sich noch durch einen Aufsatz vergrößern ließ, wurde in der wärmeren Jahreszeit benötigt. Er faßte ungefähr 70 bis 80 Kannen, in denen sich dann fast 1400 l Milch befanden. Das Bild auf der Seite 139 zeigt Herbert Götttsche 1937 vor der Sparkasse in Horst mit diesem Wagen und den beiden Pferden, von denen das rechte mit dem Abzeichen auf der Stirn eine Stute und das linke ein junger Hengst ist.

Die Bezahlung durch die Bauern erfolgte nach der transportierten Milchmenge. Im Sommer, wenn große Milchmengen zu fahren waren, gab es in der Regel $\frac{1}{2}$ Pfennig pro Liter, während im Winter für die geringere zu fahrende Milchmenge als Ausgleich für einen Liter ein voller Pfennig gezahlt wurde.

Aber nicht immer verlief alles in den gewünschten Bahnen. 1911 brach z. B. eine furchtbare Maul- und Klauenseuche aus; viele Tiere mußten notgeschlachtet werden, und auch Bauer Götttsche verlor vier wertvolle Milchtiere.

Geld aber mußte eingenommen werden, denn die Milchtour verursachte ständig Kosten. Die Pferde mußten beschlagen werden, Eisenstollen mußten bei Glätte vorhanden sein, und im Herbst und im Winter benötigten die Pferde zum Schutz wasserabweisende Regendecken. Auch am Pferdegeschirr gab es hin und wieder Reparaturen, die der Sattler Brandt in der Poststraße ausführte. Die Wagen mußten überholt, aber vor allen Dingen mußten die Pferde versorgt und gepflegt werden, denn die Milch mußte, wenn sie nicht verderben sollte, jeden Tag zur Meierei gefahren werden.

Schon die Eltern von Heinrich Götttsche führten auf ihrem Hof eine kleine Gastwirtschaft. Sie bestand eigentlich nur aus einer Stube, in der zwei Tische standen. Der größere von ihnen, vor dem eine Bank sowie etliche Stühle standen, war den Gästen vorbehalten, und an ihm konnten zehn Personen sitzen. Der kleinere Tisch, vor dem ein Sofa stand, war für die Familie reserviert.

In der Gastwirtschaft, die Frau Frieda Götttsche führte und die praktisch den ganzen Tag geöffnet war, gab es Wein, Schnaps, Zigarren, Zigaretten und natürlich Bier, das in Flaschen im kühlen Keller lagerte.

Die meisten Gäste kamen am Sonntagvormittag. Überwiegend waren es Bauern, die in Schönmoor Fettweiden besaßen, sonntags mal nach dem Vieh sehen wollten und gleichzeitig die Gelegenheit nutzten, um bei Götttsche zum Klönschnack einzukehren.

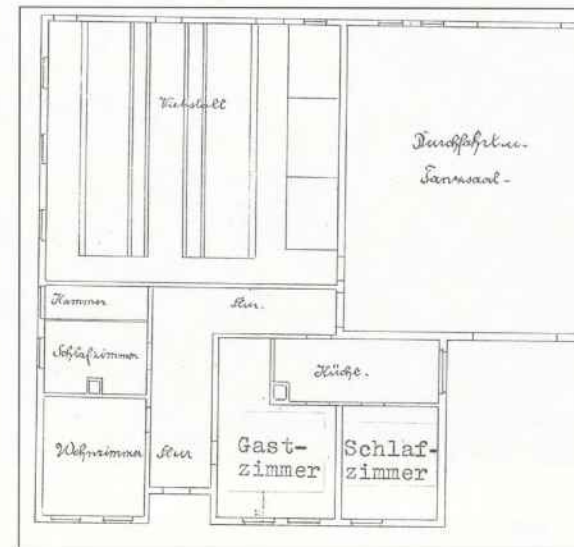
Aber auch die Geselligkeit in einem etwas größeren Rahmen wurde gepflegt.

Im Sommer gab es für die Männer das Scheibenschießen, indem mit einem Luftgewehr mit Bolzen auf die Scheibe geschossen wurde. Als Preis für den besten Schützen gab es mal einen Lehnstuhl, einen Wecker oder eine Glasschale.

Im Spätherbst gab es den Kaffeeball. Dann wurde die Diele zum Tanzen mit Brettern ausgelegt, eine zusätzliche Stube für die Gäste freigemacht und eine vier bis fünf Mann starke Kapelle engagiert, die zur Unterhaltung der ungefähr 80 Gäste aufspielte, die aus der Nachbarschaft und aus Horst kamen.

Im Winter versammelten sich die Jäger nach der Treibjagd zum Schüsseltreiben. Die geschossenen Hasen wurden mit Pferd und Wagen zu Götttsche gebracht, auf der Diele hingehängt und zum Verkauf angeboten.

1926 wurde die Gaststätte, die übrigens die einzige in Moordiek war, geschlossen.



Der Grundriß des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes vor dem Umbau 1926

Deutlich ist auf dem Grundriß die Lage des Gastzimmers zu erkennen. Da dieses aber nicht mehr benötigt wurde, nutzte Heinrich Götttsche den Raum für Wohnzwecke, gestaltete den Wohnbereich um und verlegte den Eingang an die Westseite des Hauses.

Heinrich Götttsche und seine Ehefrau Frieda zogen fünf Kinder groß, die drei Töchter Martha, Hertha und Erna sowie die beiden Söhne Ernst und Herbert. Der älteste Sohn Ernst übernahm 1935 den Hof, und im selben Jahr heiratete er Anna Harder vom Lüningshof.

Anna Harder wurde 1908 auf dem Lüningshof geboren. Ihr Vater Heinrich Harder hatte 1899 den väterlichen Hof mit 41,3 ha Land übernommen und 1907 Helene Sievers aus Pöschendorf geheiratet.

1935 heiratete Anna Harder den Bauern Ernst Götttsche aus Moordiek, und obwohl ihre beiden Höfe räumlich weit auseinanderlagen, waren sie eigentlich doch Nachbarn, da die Felder ihrer Eltern in Moordiek aneinandergrenzten.

Die Aufnahmen vom Hof machte ich in den 80er Jahren; inzwischen ist die Giebelfassade baulich verändert worden.



Der Hof von Harder im Lüningshofer Weg Nr. 2



*Frieda Göttsche mit ihren beiden Söhnen.
Links Herbert geb. 1901, rechts Ernst geb. 1899*

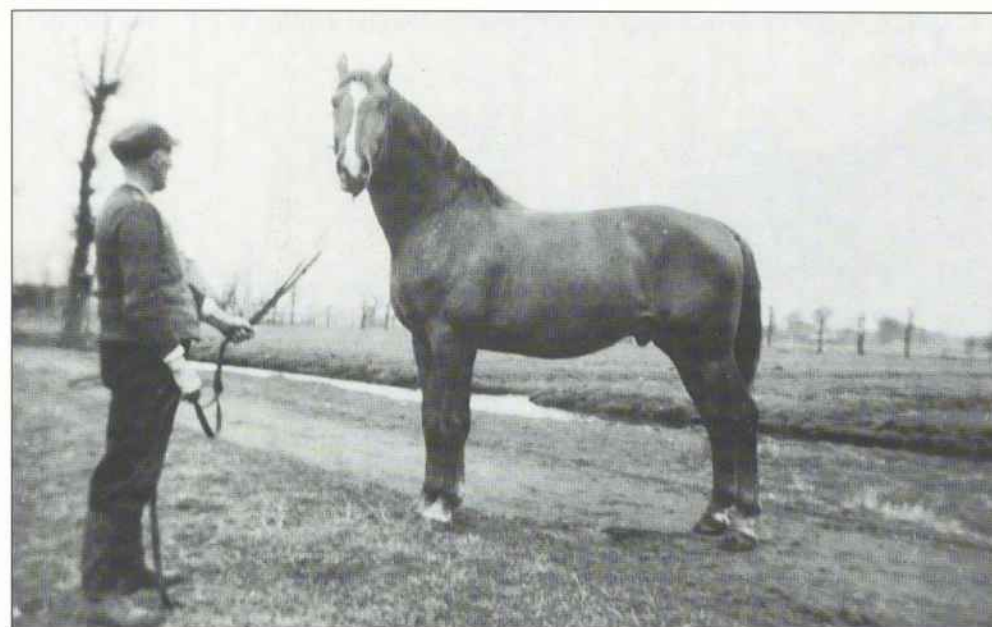
Ernst Göttsche führte den Hof mit seiner Frau im Sinne seines Vaters weiter, unterstützt von seinem Bruder Herbert.

In seinem Stall standen vier Arbeitspferde. Es waren Stuten, die nicht nur zum Arbeiten dienten, sondern auch abwechselnd für die Zucht genutzt wurden. Die Stuten wurden zu Karl Harder nach Siethwende zum Decken gebracht, wo die Hengste, die Beschäler, bereitstanden. Die Rossigkeit der Stuten zeigte sich an ihrer Unruhe, dem häufigen Wiehern beim Nähern anderer Pferde sowie dem Ausfluß eines zähen, gelblichen Schleimes. 24 bis 36 Stunden dauerte die Rossigkeit, und während dieser Zeitspanne mußte der Hengst die rossige Stute belegen. Ernst Göttsche brachte die Stuten in den Monaten März bis Juni zum Hengst. Das hatte den Vorteil, daß die Fohlenzeit in die Monate Februar und März fiel, so daß das Muttertier gleich wieder bei den Frühjahrsarbeiten eingesetzt werden konnte, während die Fohlen im Frühjahr auf den Weiden aufwuchsen.

Bauer Göttsche hatte einmal eine ganz besonders leistungsfähige Stute, die ihm 15 Fohlen zur Welt gebracht hatte. Das war eine außergewöhnliche Leistung, denn die Stuten wurden in der Regel nicht vor dem 5. Lebensjahr zum Hengst gebracht, und im Alter von 15–18 Jahren konnten die Tiere wegen der schwindenden Lebenskräfte nicht mehr für die Zucht verwendet werden.



Auf dem oberen Bild sieht man rechts Anna Harder als junges Mädchen, die zusammen mit einer Gehilfin gerade melkt. Nach dem Melken tragen die beiden die gefüllten, schweren Milchkannen mit jeweils einem hölzernen Tragejoch, einer Trage, zum Hof. Die Kannen hängen an verstellbaren Ketten, an denen eiserne Haken befestigt sind, die es ermöglichen, daß Eimer oder Kannen auch bei aufgelegtem Tragejoch mühelos eingehakt werden können. Aufnahmen: 1932/33



Bauer Ernst Götsche mit einem stolzen Holsteiner Hengst in den 50er Jahren, den er zur Körung vorstellen will.



Der Deckbulle in den 50er Jahren auf dem Hof von Ernst Götsche

Folgende Angaben lassen sich beispielsweise aus der Hofkarte für das Jahr 1937 entnehmen.

9 Pferde

- 2 Fohlen unter 1 Jahr
- 3 Pferde von 1 bis 3 Jahren
- 3 Pferde zwischen 3 und 14 Jahren
- 1 Pferd älter als 14 Jahre

80 Schweine

- 62 Ferkel unter 8 Wochen
- 14 Jungschweine unter 1/2 Jahr
- 4 Zuchtsauen
- zur Zeit keine Mastschweine

50 Hühner

- 48 Legehennen
- 2 Hähne

Bei Gänsen, Puten und Enten wurden keine Eintragungen vorgenommen.

In den Jahren 1936/37 gab es 20 Kälbergeburten, 127 Ferkelgeburten, 2 Mastschweine waren schlachtreif, 31 Lämmer wurden geboren und 1 dz Wolle wurde gewonnen. Die ausgebaute Dungfläche war 50 m² groß, und die ausgebaute Dunggrube faßte 25 m³.

23,45 ha Grünland waren eingekoppelt, und diese Fläche verteilte sich auf 13 Einzelkoppeln. 3,20 ha waren Ackerland, und 1937 wurde folgendes geerntet: 3,6 dz Roggen, 1,75 dz Weizen, 4 dz Gerste, 17 dz Gemenge, 7,5 dz Kartoffeln.

Die Nutzfläche betrug einschließlich des 2000 m² großen Gartens insgesamt 26,85 ha.

Es gab auf dem Hof einen 1 PS starken Elektromotor als Antriebsquelle, einen Höhenförderer, einen Futterdämpfer sowie vier eisenbereifte Ackerwagen mit jeweils einer Tragfähigkeit von 15 dz.

Ernst Göttsche erlebte die Technisierung der Landwirtschaft, die nach 1945 rasant zunahm und die er auch für seinen Betrieb nutzte. 1959 kaufte er den ersten Trecker, einen Porsche mit 38 PS, der die Pferde auf seinem Hof verdrängte. Anfang der 60er Jahre schaffte er diese ab.

26 Schafe

- 9 Mutterschafe
- 1 Bock
- 16 Lämmer

45 Rinder

- 8 Kälber unter 1 Jahr
- 12 Stück Jungvieh zwischen 1–2 Jahren
- 1 Zuchtbulle
- 8 tragende Färsen
- 16 Milchkühe



Eine neue Zeit beginnt: der erste Trecker mit der Wiesenwalze

Aus Altersgründen gab er 1969 seinen Hof auf, zu dem zuletzt einschließlich des Pachtlandes 40 ha gehörten.

Er verkaufte die Tiere, die Maschinen, verpachtete die Ländereien, vermietete das Bauernhaus und zog 1970 mit seiner Frau in das neue Altenteilerhaus.



Das Bauernhaus im Jahre 1995

2. Übersicht über Betriebsgrößen

Um 1930 beispielsweise gab es in der Horster Gemeinde insgesamt etwa 75 Landstellen und Höfe einschließlich der wenigen Betriebe, deren Besitzer neben der Gastwirtschaft, Baumschule, Brennerei oder Bäckerei noch Landwirtschaft betrieben.

Die kleinste Landstelle hat nach den Aufzeichnungen von Johannes Gravert in der Gemeinde Horst 5 ha, und der kleinste Hof fängt bei 11,3 ha an.

Ich habe die einzelnen Flächen nach ihrer Größe geordnet, so daß sich folgende Übersicht ergibt.

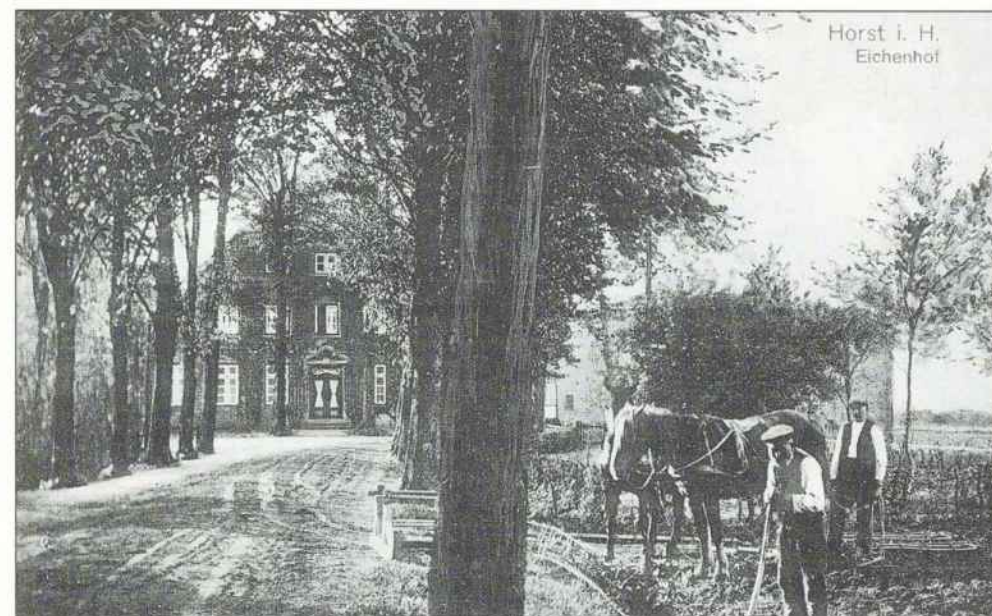
bis	5-10 ha	20 ha	30 ha	40 ha	50 ha	60 ha	70 ha	80 ha
Anzahl	9	22	14	7	7	6	3	1

Die Mehrzahl der Bauern, nämlich 52, bewirtschaftete eine Fläche bis 40 ha, 17 Hofbesitzer führten Höfe zwischen 50 und 80 ha, und den Besitzern der Höfe von Dannwisch und dem Eichenhof standen 104,8 bzw. 131,7 ha Nutzfläche zur Verfügung.

Landwirtschaft wurde auch auf den Katenstellen betrieben. Sie sind nicht aufgeführt, aber ihre Besitzer, die Kätner, hatten oft bedeutend weniger Land als der kleinste Landstellenbesitzer, so daß sie auf zusätzliche Einnahmequellen angewiesen waren.

3. Der Eichenhof

Vorder- und Hinteransicht des größten Hofes in der Gemeinde, des Eichenhofes, der von 1916 bis 1957 im Besitz von Heinrich Stammerjohann war.



4. Der Tagelöhner Hinrich Hinck



Hinrich Hinck lebte von 1859 bis 1954; dreißig Jahre seines Lebens war er bei Scharmer auf dem Hof Dannwisch beschäftigt. Als Tagelöhner hatte er überwiegend die sogenannten Stielarbeiten zu verrichten, bei denen Geräte mit einem Stiel eingesetzt wurden. So lud er z. B. Mist auf, fuhr den Mist auf die Felder, verteilte ihn, reinigte die Gräben, hielt den Hofplatz sauber, half bei der Ernte, wurde im Winter beim Dreschen gebraucht, hackte Brennholz, schlug und sägte die Knicks ab, beserte die Feldwege aus, hackte auf den Feldern Kartoffeln und Rüben oder stach Torf. Mit den Arbeiten in den Stallungen hatte er nichts zu tun, da diese Arbeiten von den Melkern bzw. von den Kutschern ausgeführt wurden. Da er überwiegend im Freien arbeitete, hinterließen Wind und Wetter Spuren in seinem Gesicht.

Die Arbeiten der Tagelöhner



Drei Mann beladen mit Hilfe von Forken den Brettwagen.



Ein mit Stroh gefüllter Sack dient dem Kutscher als Sitzgelegenheit, wenn er Mist fährt.



Nachdem der Mist mit dem Misthaken in Haufen auf dem Feld abgeladen wurde, werden die Haufen mit der Forke zerstreut und anschließend mit der Egge gleichmäßig auf der Fläche verteilt.



Das Ehepaar Hinck vor der Tagelöhnerkate

Hinrich Hinck bewohnte zusammen mit seiner Frau Meta und den Kindern eine Tagelöhnerkate von Scharmer, die hinter dem Haus „Herta“ lag. Zu ihr gehörte auch ein großer Garten, dessen Erträge den Eigenbedarf der Familie deckten. Wenn Überschuß vorhanden war, wurde dieser in der Regel, wie zum Beispiel Johannis- und Stachelbeeren, zum Verkauf nach Elmshorn auf den Buttermarkt gebracht.

5. Der Dielenmacher Otto Köster

Otto Köster wurde 1868 geboren. Er verdiente seinen Lebensunterhalt als Tagelöhner. Die Tagelöhner wurden immer dann gebraucht, wenn dringende Arbeiten anfielen, die sie dann für einen oder aber auch für mehrere Bauern erledigten. Sofort nach Erledigung der Arbeit erhielten sie ihren Lohn, entweder in Geld oder in Naturalien. Außerdem bekamen sie bei Benutzung der eigenen Arbeitsgeräte noch Geschirrgeld.

Die Männer verrichteten oft sehr schwere Handarbeit, und ihr Arbeitseinsatz vollzog sich in einem wiederkehrenden Rhythmus, der von den Jahreszeiten abhing.

Deshalb führte Otto Köster ebenfalls die üblichen Tagelöhnerarbeiten aus. Im Frühjahr stach er Torf, und danach war er mit dem Torfbacken beschäftigt. Er reinigte die zwei Meter breiten Gräben in Siethwende, indem er das Kraut von den Kanten wegschnitt und mit einer breiten Schaufel den Schlamm heraushob, so daß die Gräben sich bei der durchgeführten Schau in einem ordentlichen Zustand präsentierten. Selbstverständlich half er den Bauern bei den Erntearbeiten, und vor dem einsetzenden Frost machte er auf den Wiesen die Gruppen los, damit das Oberflächenwasser abziehen konnte.

Die Arbeiten lassen sich nicht alle aufzählen, und sicher half er beispielsweise auch beim Torffahren, beim Einschlagen der Weidepfähle, beim Knicken der Wallhecken oder beim Zerkleinern des Brennholzes. Wenn man bedenkt, daß er außerdem noch für den Eigenbedarf Torf stechen und Holz hacken mußte, wird deutlich, daß ihm ein großer körperlicher Einsatz abverlangt wurde.

Außerdem hatte er sich aber noch auf eine Tätigkeit spezialisiert, die sich von den üblichen Tagelöhnerarbeiten abhob. Otto Köster war nämlich Dielenmacher, und wenn in einem Bauernhaus oder in einer Kate die Lehmziele ausgebessert oder gar ganz erneuert werden sollte, dann holten die Bauern beziehungsweise die Kätner Otto Köster, von dem es hieß: „Vater Köster kann schöne Lehmziele machen.“ Er sprach mit ihnen die Termine schon ein Vierteljahr vorher ab, um die Vorhaben zeitlich einzuplanen und um sie mit seinen drei bis vier Helfern abzustimmen. Letztere arbeiteten gern mit ihm zusammen und fragten ihn hin und wieder: „Ott, hast du Arbeit für uns?“ Oft arbeitete der Bauer, um Kosten zu sparen, schon vor, indem er mit einer Art Hacke die alte Lehmziele zerschlug oder bei entsprechender Dielengröße die Lehmziele mit Pferd und Pflug losbrach und die Brocken danach mit der Egge

zerkleinerte. Er fuhr auch frischen Lehm heran, denn irgendwo hatte jeder Bauer auf einem seiner Felder eine geeignete lehmhaltige Stelle. Mit dem Brettwagen schaffte er auch die Geräte herbei, die Otto Köster zum Dielenmachen benötigte.

Die alte Lehmschicht mußte in jedem Fall, auch wenn sie schon zum Teil durch die Egge zerkleinert worden war, noch in ganz kleine Stücke geschlagen werden, und ob der Bauer mit seinen Knechten oder Otto Köster dies mit seinen Leuten tat, das war, wie die Beteiligung der Bauern an den Vorarbeiten überhaupt, von Mal zu Mal sehr unterschiedlich.

Entweder wurde der alte Lehm nach draußen gefahren, oder man ließ ihn bei größeren Dielen einfach liegen. Er wurde dann mit Wasser aufgeweicht und mit einem Pferd so lange durchritten, bis die Klumpen sich auflösten und der alte Lehm so geschmeidig wurde, daß er sich mit dem frischen Lehm verbinden konnte.

Auf der Diele wurde der Lehm möglichst gleichmäßig verteilt und danach mit dem Dielenklopfer glattgeschlagen. Diese anstrengende Tätigkeit bezeichnete man als „Deel driven“. Jeder Schlag mußte sitzen, und meistens mußte noch Lehm vorgeworfen werden, um Dellen auszugleichen.

Der Lehm war nach dieser Bearbeitung weich und naß, und er mußte einen Tag liegen, bevor er gewalzt werden konnte. Die mächtige Holzwalze, gefüllt mit nassem Kies, war so schwer, daß sie sich nur von drei bis vier Mann ziehen ließ. Nach dem Walzen war der Lehm glatt und fest, und mit dem Teerquast trugen die Männer heißen Teer auf, auf den sie zum Abschluß weißen Sand streuten.



Das Bild zeigt Otto Köster, flankiert von zwei jungen Leuten. Diese tragen Rundhüte, die im Volksmund „Eierkocher“ hießen. Deutlich ist die schwere, hölzerne Walze zu sehen, und rechts daneben steht der eiserne Teerkessel.

Die Aufnahme ist ungefähr 1905 entstanden und zwar vor Pruns Kate am Schlo-burger Weg, in der Otto Köster mit seiner Familie viele Jahre wohnte. Zu der Kate gehörte auch ein großes Stück Land, und Otto Köster nutzte 2000 m² zum Anbau für Kartoffeln sowie 1000 m² als Gemüseland.

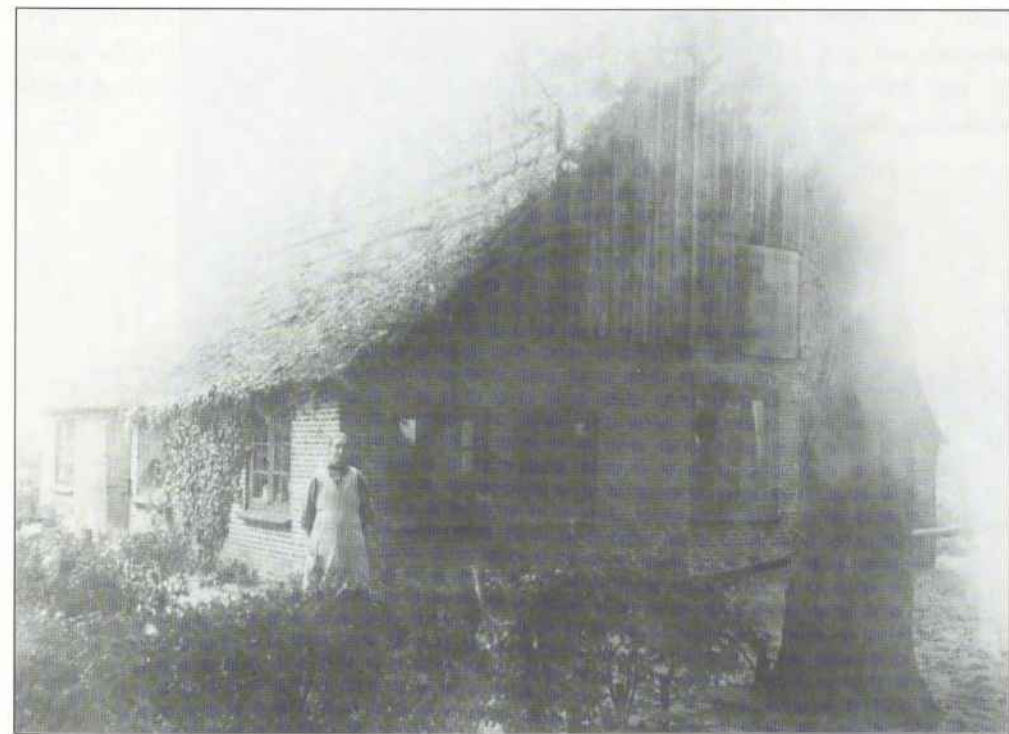
Niemand durfte in den nächsten drei bis vier Tagen die Diele betreten oder gar einen Brettwagen hineinschieben, um Abdrücke sowie Radspuren zu vermeiden.

Wenn die Bauern aber dringend über die Diele in einen Stall mußten, dann legten sie Bretter als Laufstege aus, um den neuen Dielenboden nicht zu beschädigen.

Nach einigen Tagen kam Otto Köster zur Überprüfung, und wenn er meinte: „Jetzt müßte er eigentlich gut sein!“ konnte der weiße Sand abgefegt werden, und zum Vorschein kam ein glatter, ebener Dielenboden, denn, wie schon erwähnt, Vater Köster konnte schöne Lehmdielen machen.

Die Bauern bezahlten für die geleistete Arbeit. Oft steckten sie ihm als Anerkennung noch etwas zu, indem sie sagten: „Otto, hang di mal beetten Fleesch hin!“

Später zog Otto Köster mit seiner Familie in eine Tagelöhnerkarte von Scharmer nach Dannwisch, wo er freies Wohnen hatte. Er mußte sich unter anderem dazu verpflichten, den Diepsgraben in Ordnung zu halten und diesen dreimal im Jahr zu rei-



Frau Köster vor der Tagelöhnerkarte von Scharmer. Rechts am verbretterten Giebel ist die Torfluke zu erkennen.

nigen, was einem Arbeitsaufwand von vier Wochen bei drei bis vier täglichen Arbeitsstunden entsprach, die er immer nach seiner Tagesarbeit noch zusätzlich am Abend leistete.

Im Winter half Otto Köster regelmäßig beim Dreschen, und da in der kalten Jahreszeit nicht so viel Arbeit anfiel, stellte er zu Hause Birkenbesen, Heideschrubber, Wurstprikkel oder Wäscheklammern her. Mit der Schiebkarre zog er dann mit seiner Ware zum Vorfragen von Haus zu Haus, auch bei grimmigen Frost und hoher Schneelage.

Das Leben von Otto Köster war ausgefüllt mit viel Arbeit, und da er mit seiner Frau zehn Kinder hatte, von denen zwei allerdings früh verstarben, mußte er sich schon tüchtig rühren, damit alle hungrigen Mäuler satt wurden.

Otto Köster verstarb 1932 im Alter von 70 Jahren.

6. Der Tagelöhner Joachim Schwering

Der alte Joachim Schwering, Jochen genannt, bringt auf einer Karre Torf nach Hause, den er im Frühjahr im Bereich der Donnerkuhle gestochen hat. Da er in Heisterende auf dem Blömkenhof wohnte, mußte er seine Karre über den Torfmoorweg bis zum Milchweg schieben, dort rechts abbiegen, um dann in Richtung Heisterende weiterzugehen.



Joachim Schwering fährt eine Karre Torf nach Hause.

Er war Tagelöhner und mähte für die Bauern Korn, fuhr Mist, hob die Gräben aus und stach Torf.

Im hohen Alter übernahm er nur noch leichte Arbeiten, hackte bei den Leuten Holz, arbeitete in den Gärten oder säuberte und fegte die Höfe. Er starb 1941 im Alter von 86 Jahren. Das zweite Bild zeigt Joachim Schwering mit einem Helfer beim Torfmachen. Im Hintergrund ist aufgestapelter heller Torf zu sehen, und vorn steht sein Helfer in einem Torfloch. Er zerschlägt gerade mit einem Haken den schwarzen Torfschlamm, der anschließend mit der Torfkarre zu den Holzformen gefahren wird, in die er zum Trocknen eingefüllt wird.



Beim Torfmachen

V. Die Zusammenarbeit von Schmieden, Stellmachern und Malern

1. Der Schmied Hermann Lefenau

Martin Behnke besaß in Heisterende eine RäucherKate, und er baute sich auf seinem Grundstück eine Schmiede, die er ab 1875 als Huf- und Wagenschmiede betrieb.

1886 ließ er sich ein Wohnhaus errichten, das er unmittelbar an die Schmiede anbaute, und die freigewordene Kate nutzte er zum Unterstellen und zum Halten von Schweinen. Außerdem hatte er noch zwei bis drei Kühe sowie ein Pferd, mit dem er das dazugehörige 2 ha große Stück Land bearbeiten konnte.

Da er nur eine Tochter hatte, verkaufte er seine Schmiede 1908 an Johannes Lefenau, der bei ihm gearbeitet hatte, und er selbst baute sich ein Abschiedshaus, das heute die Nummer 14 in der Heisterender Chaussee trägt.



Die Schmiede in Heisterende

Johannes Lefenau nutzte die umgebaute Kate ebenfalls zur Schweinehaltung und hielt darin bis zu 40 Tiere. Da er ein tüchtiger Schmied war, brauchte er sich über fehlende Arbeit nicht zu beklagen.

Er starb 1927, und die Witwe führte die Schmiede so lange weiter, bis diese von dem jüngsten Sohn Hermann 1936 übernommen werden konnte. Seine Hauptbetätigung war, wie bei seinen Vorgängern, der Hufbeschlag. Pferde, die arbeiten mußten, wurden in der Regel mindestens 4–5 mal im Jahr beschlagen, wobei oft nur die Vorderbeine Eisen erhielten. Wenn Pferde aber beim Pflügen eingesetzt waren, hielten die Eisen höchstens acht Wochen, und wenn sie beispielsweise schwere Müllerwagen über die Straßen zogen, waren die Eisen schon nach 8–14 Tagen abgenutzt.

Da die Bauern auf arbeitsfähige Pferde angewiesen waren, brauchten sie natürlich einen tüchtigen Schmied, denn die Dienstauglichkeit der Pferde war vor allen Dingen von einem sorgfältigen Hufbeschlag abhängig. Dieser sollte die Hufe vor übermäßiger Abnutzung schützen und verlangte vom Hufschmied Geschick und tiermedi-



Ein Zimmermann läßt sein Pferd in einer Schmiede, die unbekannt ist, beschlagen.

zinische Kenntnisse, damit die Eisen richtig saßen, nicht klapperten und möglichst lange hielten.

Schon das Auswirken der Hufe mußte der Schmied umsichtig durchführen, der Strahl durfte nicht verletzt werden, und die Auflageflächen für die Eisen mußten gleichmäßig herausgearbeitet werden. Die Eisen durften nur auf dem Tretrand der Wand und der Sohle aufliegen, sie mußten in Form und Stärke dem Huf angepaßt sein, und die Hufnägel durften die belebten Weichteile nicht beschädigen. Der Schmied konnte sich aber nicht ausschließlich nach der Beschaffenheit der Hufe richten, sondern der Hufbeschlag mußte auch dem Bewegungsablauf des Tieres entgegenkommen, um optimale Trittsicherheit zu ermöglichen.

Die Kunden, die zu Hermann Lefenau in die Schmiede kamen, waren überwiegend die Bauern aus Heisterende, und diese hatten je nach Größe ihrer Höfe immer eine gewisse Anzahl von Pferden unter Eisen, wie es die folgende Auflistung aus dem Jahr 1936 wiedergibt.

Diese angegebene Anzahl war aber nicht identisch mit dem tatsächlichen Pferdebestand auf den Höfen. Er war wesentlich größer, denn fast überall auf den Höfen wurde gezüchtet. Die Fohlen und die jungen Pferde, die angelernt wurden, trugen keine Eisen, und es gab auch Pferde, die ohne Eisen ausschließlich auf dem Land arbeiteten und deren Hufe vom Schmied nur ausgewirkt wurden.

Besitzer	Anzahl der Pferde
Hermann Harder	5-6 mit Eisen
Hermann Kelting	5-6
Johannes Böge	2
Adolf Hachmann I	6
Friedrich Ahrens	2
Heinrich Höft	5-6
Julius Wendt	1
(Chausseewärter)	
Hinrich von Aspern	2
Thies Eggers	3
Hans Krohn	2
Klaus Behnke	1
Hermann Brandt	5-6
Adolf Hachmann II	4-5
Johannes Dehde	5-6
Heinrich Mangels	3-4
Antonius Mangels	2
Hans Höft	3
Johannes Walter	2-3
Heinrich Mohrdiek	2

Außerdem brachte der Baumschuler Steffen Kröger vom Bahnhof ein Pferd zum Beschlagen, jeweils vier Pferde kamen von der Mühle Schwarzkopf und der Baumschule „Birkenhorst“, fünf bis sechs Pferde von den Landwirten August Wulf und Klaus Ahrens vom Lüningshof, und Karl Schmidt, der 86 ha bewirtschaftete, schickte acht Pferde zum Beschlagen, wobei ich noch einmal hervorhebe, daß die Bauernpferde überwiegend nur vorn Eisen trugen.

Im Winter, wenn Glätte das Vorwärtskommen behinderte, nahm der Schmied alle drei Tage die Eisen auf, um sie zu schärfen. Oft erhielten die Pferde aber gleich Winterreisen, in die spitze Eisenstollen eingeschraubt werden konnten, oder am Hufeisen wurden vorn zwei alte Nägel entfernt und diese durch zwei scharfe Eisnägel ersetzt. Zusammenfassend kann man feststellen, daß Hermann Lefenau genau wie der Schmied Johannes Nagel in der Schulstraße ungefähr 100 Pferde im Jahr beschlug, während die Schmiede Harder in der Bahnhofstraße und der Schmied Heinrich Klüver in Hahnenkamp, in deren Betrieben ständig Gesellen beschäftigt waren, bei jeweils 200 Pferden den Beschlag vornahmen.

Als Hermann Lefenau die Schmiede 1936 übernahm, war es schon lange nicht mehr üblich, daß der Schmied landwirtschaftliche Maschinen und Geräte herstellte, denn diese wurden zum Teil schon vor 1850 fabrikmäßig produziert.

Hermann Lefenau stellte selbst nur noch Eggen her, und er war ansonsten darauf eingestellt, z. B. Pflüge, Gabelheuwender, Pferdeharken, Vielfachgeräte zum Hacken und Häufeln sowie Drillmaschinen zu reparieren oder auch die Pflugscharen zu schärfen.



Auch bei Schnee und Glätte war der Kutscher mit seinen Pferden unterwegs.

Auch die Hufeisen waren keine Eigenproduktion mehr, denn diese bezog er von der Eisenhandlung Kremer in Elmshorn.

Er lieferte den Bauern die Beschläge für die Futterklappen in den Schweineställen, verkaufte Pumpen sowie Selbsttränkeanlagen für die Kuhställe, übernahm deren Montage und führte anfallende Reparaturarbeiten durch.

Beile, Äxte, Eisenkeile zum Spalten des Holzes, Brenneisen zum Markieren der Tiere, Ketten und teilweise auch Gartengeräte stellte er ebenfalls noch in seiner Schmiede her, in der er immer unterschiedliche Spaten, Dungforken, Dunghaken, Schaufeln, Harken, Hacken, Heuforken und Sensen zum Verkauf bereithielt.

Die Bauern bezogen die Viehbügel von ihm, die er in den Ställen einbaute und die er zum Anbinden des Viehes mit entsprechenden Ketten versah.

Außerdem verkaufte er Mähmaschinen und Selbstbinder, übernahm Wartung und Reparatur und hatte auch noch die Generalvertretung für Futterautomaten von der Firma „Siegperle“ übernommen.

Nebenbei baute er Gartenbänke, Gartenpforten, Eisenzäune und Schlagbäume für die Weidenzugänge, verkaufte Draht und Krampen für die Weideeinfriedigungen, und während der Einmachzeit und der Schlachtzeit verschaffte ihm seine Maschine zum Verschließen der gefüllten Dosen noch einen zusätzlichen Gewinn.

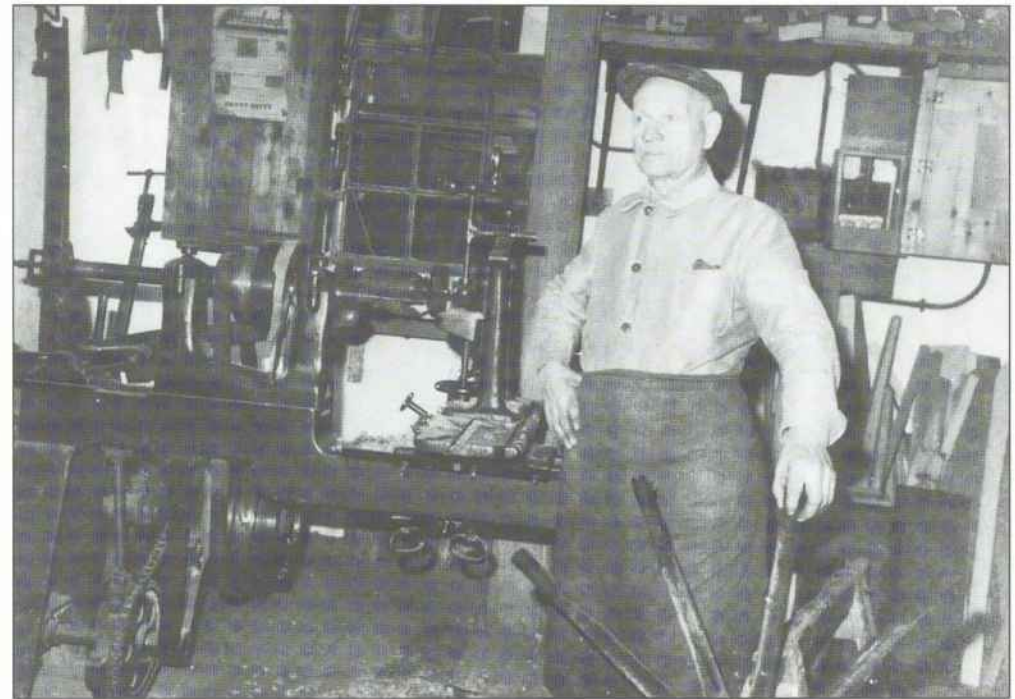
Außerdem bot er in seiner Schmiede Fahrräder an. Er führte die guten und bekanntesten Marken wie Göricke, Wanderer, Mars und Diamant.

2. Die Herstellung eines Brettwagens

Eng arbeitete Hermann Lefenau mit den Stellmachern Meyer und Scheppmann zusammen, und manchmal war es sogar notwendig, daß der Stellmacher zum Aufziehen der Eisenreifen zu ihm in die Schmiede kam.

Letzterer brachte dann die angefertigten Wagenräder mit, während der Schmied Hermann Lefenau die eisernen Reifen maßgerecht vorbereitete, deren Umfang etwas geringer als der der Wagenräder war. Er erhitzte dann einen Eisenreifen, so daß sich das Eisen ausdehnte und sich über das Rad stülpen ließ. Schnell mußte das Eisen dann aber wieder mit Wasser abgekühlt werden, damit das hölzerne Rad nicht anfangen zu brennen, und beim Abkühlen zog sich das Eisen wieder zusammen, so daß es fest auf dem Holzrad saß. Hermann Lefenau lieferte aber auch die Beschläge für die Brettwagen, so daß er als Schmied mit dem Stellmacher zusammen den Wagen erstellte.

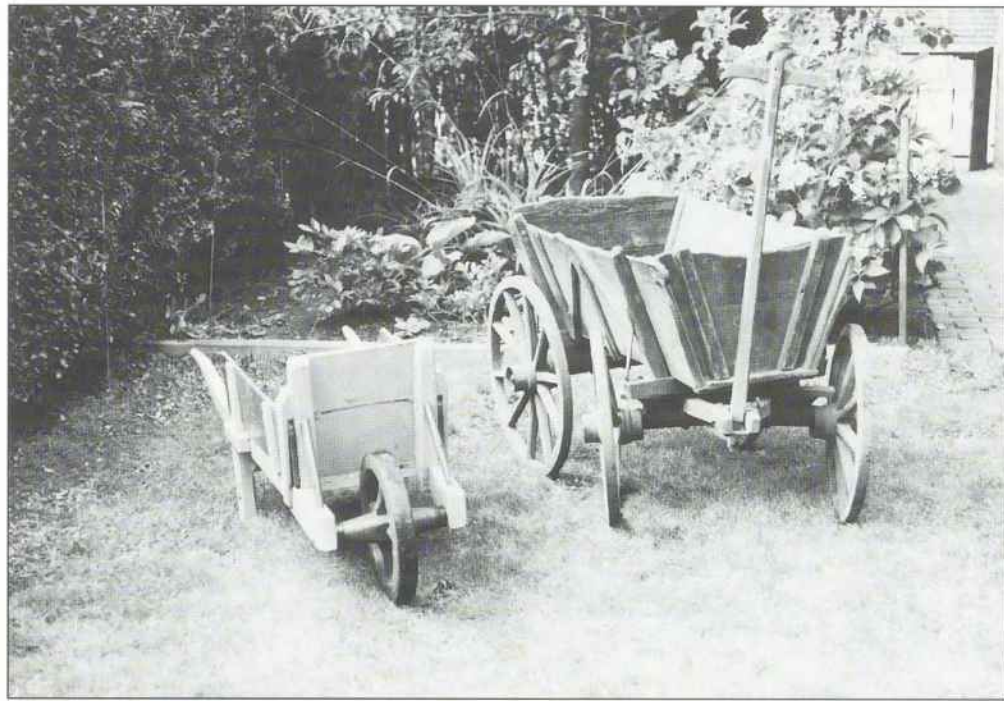
In Auftrag gegeben hatte ihn der Milchwagenfahrer Julius Falk aus dem Heisterender Weg, der außerdem noch 6 ha Land bewirtschaftete und ein kleines Fuhrwesen betrieb, in dem er den schweren Wagen, der 100 Zentner Nutzlast tragen konnte, einsetzen wollte.



Der Stellmachermeister Heinrich Scheppmann



Diesen Brettwagen fertigte Heinrich Scheppmann, der seit 1912 in der Poststraße als Stellmacher tätig war, zu seiner Meisterprüfung am 23. Mai 1924 an.



Die Schiebkarre und den Ziehwagen hatte Heinrich Scheppmann ebenfalls hergestellt

Möglicherweise wurden die Beschläge für diesen Brettwagen von Hermann Lefenaus Vater Johannes angefertigt.

In Horst gab es damals vier Schmiede und drei Stellmacher, von denen die meisten räumlich dicht beieinander wohnten. Gegenüber der Schmiede von Johannes Scheelk, die 1925 sein Schwiegersohn Johannes Nagel übernommen hatte, lag die von Friedrich Marten 1877 gegründete Stellmacherei, die sein Sohn Rudolf 1925 weiterführte.

Die Gebrüder Harder von der Schmiede in der Bahnhofstraße hatten es auch nicht weit zu der Stellmacherei von Heinrich Scheppmann in der Poststraße oder zu Friedrich Meyer in der Bahnhofstraße. Etwas weiter von den Stellmachereien entfernt lag die Schmiede von Johannes Lefenau in Heisterende und die Schmiede von Heinrich Klüver in Hahnenkamp.

Friedrich Meyer betrieb seit 1902 in der Bahnhofstraße seine Stellmacherei, in der er Brettwagen, Schiebkarren zum Mist- und Torffahren, Handwagen, Torfformen zum Torfbacken oder auch Gerätestiele herstellte. Hinter dem Haus befand sich der Platz zum Lagern von Holz.



Die Stellmacherei von Friedrich Meyer (genannt Fiete Pahl)



Die Schmiede von Heinrich Klüver in Hahnenkamp. Die Schmiede ist abgerissen worden, und nur das Wohnhaus steht noch.

3. Die Aufgabe der Maler

War der Brettwagen fahrbereit, dann wurde er zu einem Maler gebracht, der ihn anstrich und beschriftete. In Horst gab es damals die Maler Rudolf Stick und Willi Timm in der Elmshorner Straße, Rudolf Balke in der Bahnhofstraße sowie Claus Kahlke neben der Schmiede von Klüver in Hahnenkamp.



Diese Beschriftung an dem Brettwagen nahm seinerzeit der Maler Claus Kahlke vor. Der Wagen gehörte Hermann Schlüter vom Lindenkamp, der 1908 den Hof von seinem Vater Martin übernommen hatte und 37,5 ha Eigenland bewirtschaftete.

Als Faustregel galt, daß auf drei Schmiede ein Stellmacher kam. Daß in der Gemeinde Horst dieses Zahlenverhältnis nicht bestand, ist sowohl auf die Vielseitigkeit der hiesigen Stellmacher zurückzuführen als auch auf den Absatz ihrer Erzeugnisse, der hier im ländlichen Raum besonders groß war.

Die Stellmacher, die früher Rademacher hießen, stellten nicht nur Räder und unterschiedliche Wagentypen her, sondern ebenfalls Kornreinigungsmaschinen, Strohschneider, Schiebkarren, Handwagen, Pflüge, Eggen, Harken, Schaufeln, Melkschmel, Formen zum Torfbacken oder Holztröge. Ihr Aufgabenbereich begann jedoch an

Bedeutung zu verlieren, als das Eisen den Rohstoff Holz verdrängte, fertige Produkte in Maschinenfabriken hergestellt wurden und 1927 die Patentierung des gummibereiften Ackerwagens erfolgte.

Folglich blieben die Arbeitsaufträge allmählich aus, die Reparaturarbeiten wurden weniger, und der Stellmacher, der einst neben dem Schmied der wichtigste Gerätenschaftshandwerker in den Dörfern war, verlor seine Existenzgrundlage.

Der letzte Stellmacher in Horst war Heinrich Scheppmann. Er hatte seine Stellmacherei zu einem vielseitigen Holzverarbeitenden Betrieb mit Kupperei und Drechslerei ausgebaut und zeitweise sogar Holzkarosserien für den Automobilbau hergestellt.

1962 konnte er sein 50jähriges Jubiläum in Horst feiern, und ein Jahr später schloß er aus Altersgründen seine Stellmacherei in der Poststraße.

4. Das alte Schmiedehandwerk im Spiegel der heutigen Sprache



Der Schmiedemeister Heinrich Klüver aus Hahnenkamp mit seinem Sohn Heinrich Klüver jun. beim Schmieden am Amboß.

Heute existiert in Horst keine Schmiede mehr, denn die technische Entwicklung und die differenzierte Ausprägung des Schlosserhandwerks haben der einst bewährten Schmiede allgemein die Existenzgrundlage entzogen, aber in unserer Sprache lebt das alte Schmiedehandwerk noch weiter, und manchmal benutzen wir unbewußt Formulierungen, Redensarten oder Sprichwörter aus dieser alten Handwerkssprache, wenn wir z. B. sagen: Jeder ist seines Glückes Schmied. – Zwei Eisen im Feuer haben. – Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. – Schmieds Kinder fürchten die Funken nicht. – Pläne oder Ränke schmieden. – Gut beschlagen sein. – Hammer oder Amboß sein. – Die Freunde zusammenschweißen. – Das Feuer schüren.

VI. Die Viehhändler

1. Der Viehhändler Hans Krohn

Als Hans Krohn 1919 die Horster Schule verließ, war er 14 Jahre alt. Sein Berufswunsch war Viehhändler. Er wollte nicht beim Bauern arbeiten, weil man auf den Höfen nicht so viel verdienen konnte. Zum Glück fand er eine Arbeitsstelle bei Heinrich Strüven, einem bekannten Viehhändler in Thesdorf bei Pinneberg.

Bei ihm lernte und abetete er fast vier Jahre und hatte Freude an seinem Beruf. Damals gab es keine vorgeschriebene Lehrzeit, keine Ausbildungsordnung und keine Abschlußprüfung, aber Hans Krohn durfte nach dieser Zeit den Beruf eines Viehhändlers ausüben. Wer zu jener Zeit Schlachter oder Landwirt gelernt hatte, durfte sich ebenfalls als Viehhändler betätigen, wenn er ein Zeugnis vom Lehrherrn vorweisen konnte. Heinrich Strüven bewirtschaftete einen großen Bauernhof, dessen Stallungen er auch für seinen Handel nutzte, und dadurch, daß er Milch- und Viehwirtschaft betrieb, hatte er noch eine zusätzliche Einnahmequelle.

Er kaufte Vieh aus dem weiten Umkreis auf, zu dem auch das Horster Gebiet zählte, um es dann gleich wieder zu verkaufen oder für eine gewisse Zeit in seinen Stallungen unterzubringen. Gleichzeitig lieferte er den Bauern Jungtiere wie Ferkel, Kälber oder Fohlen, so daß er Lieferant und Abnehmer in einer Person war. Seine geschäftlichen Verbindungen reichten weit über den Hamburger Raum hinaus bis nach West- und Süddeutschland.

Sonntags sah man ihn oft mit dem Motorrad nach Heisterende fahren, wo er Hans Krohn abholte, der sich bei ihm hinten auf den Sozius setzte, und mit seinem jungen Mann fuhr er auf die Höfe, um Vieh auszusuchen.

Meistens kaufte er 14 bis 16 Kühe, zahlte den Bauern das Geld auf die Hand und gab Hans Krohn den Auftrag, die Tiere am nächsten Tag nach Hamburg zu treiben. Sicher gab es in Hackelshörn den Bahnhof, wo das Vieh hätte verladen werden können. Da die Bahn damals aber eine Monopolstellung bei der Frachtbeförderung besaß, konnten die Betreiber es sich leisten, entsprechende Frachtkosten zu verlangen.

Diese wollte Heinrich Strüven aber nicht bezahlen, und deshalb brach Hans Krohn beispielsweise an irgendeinem Montag im Jahre 1922 frühmorgens um 5.00 Uhr mit den Tieren in Richtung Hamburg auf.

Die erste Etappe führte über Elmshorn nach Seeth, wo an einer Kuhle Rast gemacht wurde, damit die Tiere saufen konnten, während sich Hans Krohn in der nahegelegenen Wirtschaft stärkte. Nach zweistündiger Pause ging es weiter über Halstenbek, Krupunder und Eidelstedt bis kurz vor Lockstedt, wo die Großschlachtere war. Meistens erreichte er sein Ziel so gegen 17.00 Uhr; für die gesamte Tour einschließ-



Das Motorrad war damals ein beliebtes Beförderungsmittel und zum Befahren der Feldwege sehr geeignet. Auf dem Sozius sitzt Walter Hinck und am Lenker ein Arbeitskollege.

lich der Pause brauchte Hans Krohn meistens ungefähr zwölf Stunden. Diese lange Arbeitszeit war für ihn nicht ungewöhnlich, denn meistens fing sein Arbeitstag um 5.00 Uhr in der Frühe an und endete gegen 22.00 Uhr. Nie wäre er auf die Idee gekommen, sich zu beklagen, die Arbeitsstunden zu berechnen oder gar eine Schlechtwetterzulage zu verlangen. Er war zufrieden, denn für das Heraufhüten bekam er 10 RM pro Tier. Auch Heinrich Strüven war zufrieden, hatte er doch der Bahn ein Schnippchen geschlagen und Geld gespart.

Er kaufte auch Pferde auf, die es damals in großer Zahl auf den Höfen gab und die dann zu einem Pferdeschlachter nach Hamburg gebracht wurden. Der Transport dorthin gestaltete sich denkbar einfach. Eine Wolldecke wurde dem Pferd aufgelegt, die mit einem Gurt befestigt wurde, ein junger Mann schwang sich auf das Pferd und ritt es zu seinem Bestimmungsort.

Wenn Rinder nach Thesdorf gebracht werden sollten, dann wurden sie immer zu zweit auf einen Wagen geladen, der von zwei Pferden gezogen wurde. Wenn Strüven Vieh aus Lübeck mit der Bahn bekam, wurden die Tiere in Pinneberg um 6.00 Uhr früh ausgeladen und anschließend nach Hamburg getrieben.

Große Probleme gab es immer im Gebiet von Halstenbek, wo es viele Baumschu-

len gab. Das Vieh schlug sich gern seitwärts in die Büsche, um vom Grün der Baumschulpflanzen zu naschen. Um den ständigen Ärger mit den Baumschulbesitzern zu vermeiden, mußten immer drei junge Leute abgestellt werden, um die freßgierigen Tiere von den Pflanzen fernzuhalten.

Die Touren von Pinneberg nach Lockstedt dauerten meistens nur vier Stunden, und Hans Krohn machte diese Kurztouren besonders gern mit, weil noch genügend Zeit für einen Bummel in Hamburg verblieb. Von Hamburg ging es dann wieder mit der Bahn zurück nach Pinneberg, und das letzte Stück nach Thesdorf wurde wieder auf Schusters Rappen zurückgelegt.

Trotzdem mußte er am nächsten Morgen schon wieder früh aufstehen, um die Kühe um 6.00 Uhr zu melken. Hans Krohn lernte bei Strüven alle Arbeiten kennen, die auf einem Hof anfielen. So machte er im Frühjahr Gräben los, damit das Oberflächenwasser abfließen konnte. Das war eine mühselige Arbeit, besonders dann, wenn die Erde naß war und am Spaten klebte. Die herausgeworfene Erde wurde zusammengefahren, mit Mist vermischt und als Dünger auf die Weiden gestreut. Bei der Heuernte mußte er ebenfalls mit anpacken, aber der Schwerpunkt seiner Tätigkeit verlagerte sich immer mehr auf den Viehhandel.

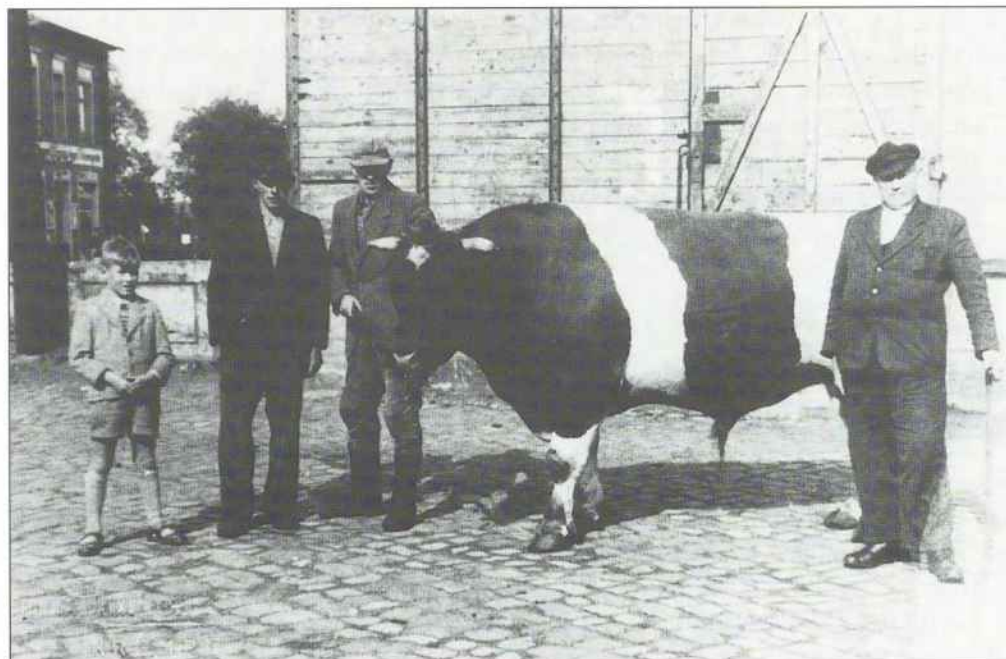
1920 erhielt er 15 RM im Monat bei Kost und Logis, und dazu kamen noch das Hütegeld und die Provisionen, die er von Strüven erhielt, wenn er gut aufgekauft hatte. Da die Bauern keine Waage auf den Höfen besaßen, wurde „auf den Füßen“ gekauft, und wenn der Bauer mit dem geschätzten Gewicht einverstanden war, erhielt er sofort sein Geld.

Nach fast vier Jahren verließ Hans Krohn Thesdorf, denn sein Vater war erkrankt, und er wurde zu Hause in Heisterende gebraucht. Er nahm eine Stellung bei einem Bauern an, arbeitete anschließend in der Baumschule bei Sievers, ehe er 1926 in Heisterende eine kleine Landstelle mit 3–4 ha Land erwarb, die er durch Zukauf von Land auf 8 ha vergrößerte. Er heiratete noch im selben Jahr und fing 1928 als selbständiger Viehhändler an.

Der Handel kam gut in Schwung; die ersten Kälber kaufte er z. B. für 15–20 RM auf und konnte sie wieder für 60 RM verkaufen. Sein Handel war vielseitig, und die Schweine, Rinder und Kälber, die er auf seiner eigenen Landstelle hielt, brachten ihm beim Verkauf ebenfalls gutes Geld ein. Er handelte auch mit Pferden. In einer besonders erfolgreichen Woche verkaufte er einmal 100 Rinder, 100 Schweine mit einem Gewicht zwischen 250 und 350 Pfund, 40 bis 50 Läuferschweine sowie 30 bis 40 Kälber. Alle Tiere wurden gleich wieder gewinnbringend verkauft.

Da er die meisten Bauern aus seiner Beschäftigung bei Strüven kannte, zahlten sich diese vorhandenen Kontakte positiv aus. Die Bauern machten gern mit Hans Krohn Geschäfte, weil er gut zahlte, und das sprach sich schnell herum.

Auf seiner Landstelle beschäftigte er drei junge Leute und zur Unterstützung seiner Frau ein junges Mädchen. Acht Kinder gehörten zu seiner Familie, und Hans Krohn konnte sie alle ernähren; so viel warfen Landstelle und Handel ab.



Die Aufnahme wurde 1949 am Bahnhof von Dauenhof gemacht. Sie zeigt rechts den Viehhändler Hans Krohn. Er hat von dem Bauern Hans Münster aus Bokel, der ganz links steht, einen 20 Zentner schweren Bullen aufgekauft, der per Bahn zu einer Schlachtereier nach Hamburg gebracht werden soll.

Viele junge Leute interessierten sich damals für den Viehhandel, und wenn Hans Krohn einen jungen Mann für den Viehhandel suchte, meldeten sich gleich ein Dutzend.

Hans Krohn hatte seinen Bezirk, in dem er seinen Handel betrieb. Das war das weiträumige Gebiet um Bokel, Brande, Bokelseß, von Dauenhof bis nach Wrist, Westerhorn und natürlich auch Heisterende. Oft riefen die Bauern bei ihm an, und meistens kam ein Geschäft zustande.

Sein Arbeitstag begann morgens in der Frühe, und oft zog er mit zwei jungen Leuten los, die nach abgeschlossenem Handel das Vieh zu ihm nach Heisterende trieben oder aber gleich zum Schlachter Ahrens.

Seine Hauptabnehmer aber waren die Aktionäre in Köln, Duisburg und Berlin, zu denen er rege geschäftliche Verbindungen unterhielt und die bei ihm per Telefon Schlachtvieh bestellten.

Morgens um 5.00 Uhr trieb er dann mit seinen jungen Leuten das Vieh zum Bahnhof nach Dauenhof, wo es in die bestellten Viehwagen der Reichsbahn verladen wurde. Die kleineren Wagen faßten 14 und die größeren Wagen 18 Rinder. Das

meiste Vieh kaufte Hans Krohn „auf den Füßen“, aber es gab auch Bauern, die ihr Vieh auf der Waage der Gastwirtschaft Hachmann wiegen ließen und den Vorgang genau verfolgten.

Um 8.30 Uhr wurde immer verladen, und nach dem Verladen ging es meistens in die Gastwirtschaft zum Abrechnen. Danach saß man noch in gemütlicher Runde bei Bier und Köm zusammen und spielte Skat. Die jungen Leute waren auch für eine gewisse Zeit in der Gastwirtschaft dabei, aber sie mußten schon früher nach Heisterende zurückkehren, um auf der Landstelle zu misten, zu füttern oder zu melken.

Ein junger Mann verdiente bei Hans Krohn 60 Mark im Monat und hatte Kost und Logis frei, während ein junges Mädchen unter den gleichen Bedingungen nur 40 Mark erhielt.

Es kam oft vor, daß Johannes Brettmann, der Viehhändler aus Bullendorf, anrief und ihm den Preis sagte, für den er Schweine und Rinder besorgen sollte. Später fuhr Brettmann die Schweine mit seinem Auto selbst nach Elmshorn, nachdem er sie bei Hachmann in Dauenhof oder bei Hermann Evers auf der Diele hatte wiegen lassen, oder der Fuhrunternehmer Gustav Kanese aus Hahnenkamp transportierte für ihn die Rinder nach Elmshorn. Alle Händler, die für Brettmann Vieh besorgten, erhielten von ihm eine Provision.

1948 kaufte sich Hans Krohn einen Viehtransporter der Marke Matador, den er über den Kfz-Handel bei Soldwedel in der Elmshorner Straße erwarb.

Als Johannes Brettmann 1976 verstarb, rissen auch die guten Geschäftsbeziehungen nach Duisburg ab. Außerdem begannen die Großschlachteereien sowie die Genossenschaften mit den Bauern direkt Lieferverträge abzuschließen, in denen sie ihnen die Abnahme ihres Mastviehes sowie die Bezahlung nach der jeweiligen amtlichen Notierung zusicherten. Sie ließen das Schlachtvieh mit eigenen Lastwagen direkt von den Höfen abholen, so daß die Viehhändler als Zwischenhändler mehr und mehr ausgeschaltet wurden.

Hans Krohn handelte noch bis 1988, und er ließ das aufgekaufte Vieh immer von den Firmen Kanese oder Schlüter und zum Schluß von dem Spediteur Brand aus Wilster nach Hamburg fahren.

Er war Viehhändler mit Leib und Seele, und er erinnerte sich noch lebhaft an seinen stärksten aufgekauften Bullen, der 21 Zentner wog, und an seinen schwersten Eber, der 7 Zentner Lebendgewicht auf die Waage brachte.

2. Der Viehhändler Rudolf Hinck

Auch Rudolf Hinck war ein bekannter Horster Viehhändler. Er hatte anfangs bei Schwarzkopf in der Mühle gearbeitet und zusammen mit seiner Frau fleißig gespart, bis er das Startkapital besaß, um ein kleines landwirtschaftliches Anwesen zu errichten.

Im Jahre 1930 kaufte er die Wiese am Buschweg von Hinrich Brandt, der eine Gastwirtschaft mit einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb in der Straße Am Markt besaß.

Noch im selben Jahr konnte das Ehepaar mit dem Bau beginnen, der aus einem Wohnhaus und einem großen Stallgebäude bestand, die beide durch einen kleinen Anbau verbunden waren.

1931 konnte Rudolf Hinck mit seiner Ehefrau Anna einziehen, und schon bald begann die Viehhaltung auf eigenem Grund und Boden.

Im Stall befanden sich weit über dreißig Schweine, und auf der angrenzenden Wiese liefen vier Milchkühe und etliche Stück Jungvieh. Da die Hauskoppel nicht ausreichte, pachtete Rudolf Hinck noch zwei Wiesen dazu, die am Lüningshofer Weg



Das Anwesen im Buschweg, der heute Wilhelm-Busch-Weg heißt

in Richtung Horster Graben lagen. Eine Wiese diente zum Heuen, während auf der anderen immer Jungvieh weidete. Außerdem pachtete er für einen kurzen Zeitraum vom Gärtner Bubelach eine Wiese auf der gegenüberliegenden Seite des Buschweges.

Rudolf Hinck hatte eine glückliche Hand im Umgang mit Tieren, und er brauchte keinen fremden Kälber zu kaufen, da er immer genügend Jungtiere aus der eigenen Nachzucht besaß. Ferkel aber wurden grundsätzlich gekauft, und es blieb eine Ausnahme, wenn eine Sau im Stall mal Ferkel warf.

Wenn eine Kuh kalben sollte, führte Rudolf Hinck sein Tier zum Lüningshof, wo ein guter Bulle stand, der dann seinen Teil dazu beitrug, so daß in der Regel immer im Dezember Kälber im Stall zur Welt kamen. Die Kälber kamen im Frühjahr auf die Hauswiese, die ihnen frisches, eiweißhaltiges Gras bot. Zusätzlich wurden die Kälber noch gebörnt, d. h. sie wurden gefüttert.

Sie verbrachten den ganzen Sommer draußen auf der Wiese und kamen erst im November in den Stall.

Die Versorgung der Tiere erforderte Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Um 6.00 Uhr früh wurden die Kühe gemolken. Die Milch kam in zwei eiserne Kannen, die jeweils 10 Liter faßten und in denen sich schon die sogenannte Abendmilch befand, die vom Melken am Abend davor stammte. Bei Wärme mußten die Kannen zur Kühlung in mit Wasser gefüllte Wannen gestellt werden, um das Sauerwerden der Milch zu verhindern. Etliche Liter wurden an die Nachbarn verkauft, die sich regelmäßig frische Milch holten. Die größte Menge wurde aber in den Kannen, die rechts und links am Fahrrad über den Lenker gehängt wurden, gleich frühmorgens zur Meierei gefahren.

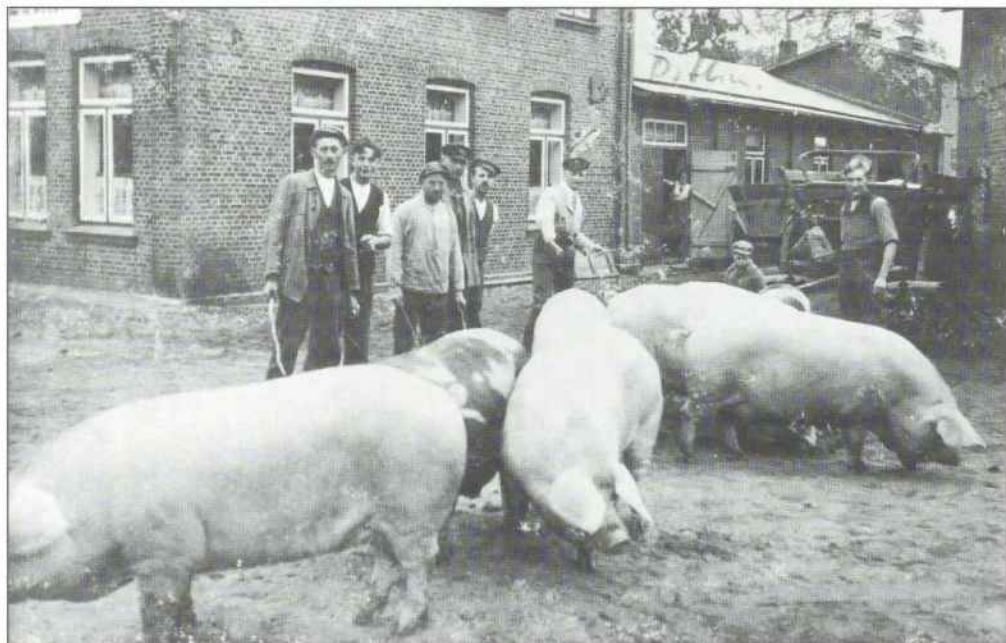
Wenn die Witterungsverhältnisse das Radfahren nicht zuließen, mußte das Rad, besonders im Winter bei Schneelage, zur Meierei geschoben werden. Die Kannen trugen die Registriernummer 88. Diese Zahl war identisch mit dem Geburtsjahr von Rudolf Hinck und löste allgemeines Schmunzeln aus.

In Horst kaufte besonders der Viehhändler Brettmann aus Bullendorf einen großen Teil des Schlachtviehes von den ortsansässigen Viehhändlern auf, die ihm entweder ihr eigenes gemästetes oder das von den Bauern aufgekaufte Vieh wieder verkauften. Sie fanden sich deshalb frühmorgens in der Gastwirtschaft „Stadt Hamburg“ ein, wo in der Diele eine Waage stand, zu der das Vieh in Wagen gefahren oder über kurze Strecken auch einfach hingetrieben wurde.

Letzteres machte auch Rudolf Hinck, und man sah ihn hin und wieder frühmorgens 10 bis 12 Schweine in Richtung „Stadt Hamburg“ treiben. Das erste Stück des Weges war der Buschweg, der wie ein alter Ochsenweg aussah und der allgemein als Dreckweg bezeichnet wurde. Er hatte keinen Bürgersteig, und nur auf der einen Seite befand sich ein erhöhter Steig, den man einigermaßen begehen konnte, weil ihn die Räder der Wagen nicht zerstörten. Im Herbst war der Buschweg sehr matschig und im Sommer sehr sandig, so daß es bei Wind tüchtig staubte. Dann liefen die



„Stadt Hamburg“ um 1902



Auch in anderen Dörfern war es üblich, Schweine zur Viehwaage zu treiben.

Schweine in die Schulstraße. Sie war die Durchgangsstraße und mit Kopfsteinen gepflastert. Zu beiden Seiten war ein Bürgersteig angelegt, der aus roten Ziegelsteinen bestand. Da eine Straßenbeleuchtung noch nicht vorhanden war, traf der Ausspruch zu, wenn man sagte, es war dunkel im Dorf. Wenn es morgens um 5.00 Uhr im Herbst noch dunkel war, ging die Ehefrau stets mit einer Stallaterne, dem sogenannten Kugel, voran. Ihr Ehemann mußte viel Geschick aufbringen, um die grunzenden Schweine voranzutreiben, wobei der schwankende Schein der Laterne Mensch und Tier zur Orientierung diente. Im Dorf war es um diese Zeit noch ganz ruhig. Nur in „Stadt Hamburg“ herrschte emsiges Treiben. Die Schweine quiekten, die Rinder verhielten sich oft störrisch und mußten mit viel Getöse auf die Waage gedrängt werden.

Der Viehhandel entwickelte sich für Rudolf Hinck zu einer guten Einnahmequelle. Er handelte mit einigen Bauern, die er regelmäßig aufsuchte. So kam er stets zu Bienenberg nach Horstreihe oder zu Heydorn, zu Kelting und zu Höft nach Heisterende. Er kaufte ihnen die Mastschweine ab und verkaufte ihnen bei Bedarf wieder Ferkel. Die Bauern gaben ihm entweder per Telefon Bescheid, oder er setzte sich auf sein



Die Aufnahme entstand Anfang der 60er Jahre auf dem Hof von „Stadt Hamburg“. Sie zeigt links den Bauern, der die sieben Zentner schwere Sau verkauft hat, in der Mitte den Viehhändler Rudolf Hinck und rechts daneben seinen Bruder, den Fuhrmann Emil Hinck.

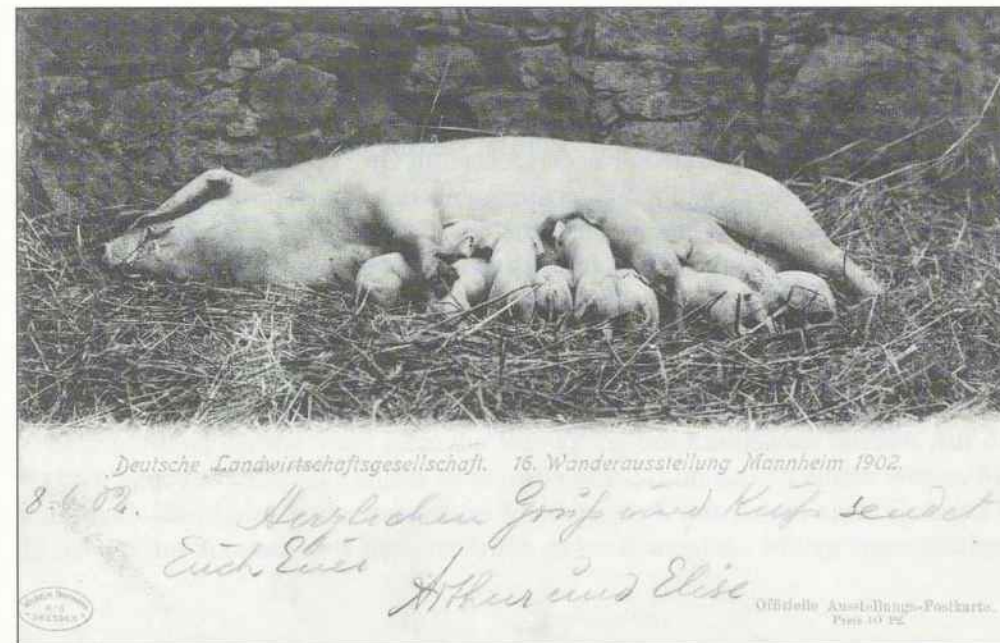
Rad und fuhr selbst auf die Höfe zum Aufkauf. „Hast du was zu verkaufen?“ war seine übliche Frage, und danach führte der Weg in den Stall, um die Schweine zu begutachten. Der Preis für ein Pfund Lebendgewicht wurde ausgehandelt. Er richtete sich grundsätzlich immer nach den Hamburger Schweinepreisen. Per Handschlag wurde der Kauf besiegelt, und die Bauern kamen natürlich nach „Stadt Hamburg“, um das Wiegen zu verfolgen. Rudolf Hinck rechnete mit ihnen in der Gaststube ab, bezahlte aus der gutgefüllten Brieftasche oder brachte das Geld noch am selben Abend den Bauern ins Haus. Oft passierte es nach der Abrechnung auch, daß man in gemütlicher Runde sitzenblieb, Karten spielte, dem Korn und Bier ordentlich zusprach und dabei sogar das Mittagessen zu Hause vergaß.

Rudolf Hinck verkaufte das Schlachtvieh gleich weiter an Johann Brettmann, der ihm eine Provision zahlte und der das Vieh zu seinen Abnehmern in Duisburg und in Süddeutschland mit der Bahn befördern ließ.

Der Handel mit Schweinen lohnte sich für Rudolf Hinck, und obwohl es neben guten auch schlechte Jahre gab, bewahrheitete sich der Spruch: „Und ist der Handel noch so klein, mehr als Arbeit bringt er ein!“ Auch sein Sohn Walter fing 1947 mit



Auf diesem Bild, aufgenommen ungefähr 1970 in „Stadt Hamburg“, sind gleich drei Viehhändler beim Abrechnen in der Gaststube zu sehen. Rechts am Tisch sitzt Rudolf Hinck, links Rudolf Hanemann ebenfalls mit Zigarre, und hinten am Tisch im hellen Kittel sitzt Walter Hinck, der Sohn von Rudolf Hinck.



Die Postkarte stammt aus dem Jahre 1902. Karten mit dem Schwein als Motiv wurden häufig verschickt, weil die Menschen zu diesem Haustier meistens einen persönlichen Bezug hatten, es schätzten und achteten.



Viehhandel fand auch auf den Viehmärkten statt. Viehmarkt in Wilster um 1910.

dem Handel an, und er setzte diesen nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1969 allein fort. Außerdem hielt er noch Bullen und Schweine.

Da aber die Preise für Schweine sanken, gab er die Schweinemast auf und stellte später aus Altersgründen auch die Bullenhaltung ein.

Die Schweinemast ist heute nur noch lohnend in Großbetrieben, wo die Tiere bei zeitgemäßer Stallhaltung und mit computergesteuerten Futtereinrichtungen in kurzer Zeit mastfertig abgeliefert werden können. Das fettreiche Fleisch, das früher gern gegessen wurde, ist heute auch nicht mehr gefragt, und die abgelieferten Schweine dürfen heute nur noch zwischen 200 und 220 Pfund wiegen.

Außerdem ist der Verzehr an Schweinefleisch stark zurückgegangen, und überhaupt hat das Schwein heute als Fleischlieferant nicht mehr die große Bedeutung wie in den vergangenen Zeiten.

VII. Die Schlachtereien

1. Die Schlachtereier Matthiessen

Im Haus Schulstraße Nr. 10 führte Heinrich Schüder seit 1887 eine Schlachtereier mit Ladengeschäft. Zu seiner Zeit war es noch üblich, daß er an die Haken, die sich noch heute rechts und links von der Tür befinden, vor Weihnachten je $\frac{1}{2}$ Schwein und $\frac{1}{4}$ Rind hängte.

Hermann Matthiessen, der aus Kollmar stammte, übernahm 1909 diese Schlachtereier von Schüder und arbeitete am Anfang mit einem Gesellen und einem Lehrling.

Sehr umständlich war viele Jahre die Versorgung des Kühlhauses mit Eis. Auf der rechten Seite des folgenden Bildes sieht man einen Schimmel vor einem Wagen. Mit diesem Gefährt holte Schlachtermeister Matthiessen Kunsteis von einer Gerberei in Elmshorn. Im Sommer, es konnte natürlich nicht während der Mittagshitze gefahren



Ein Bild von dem Geschäftshaus um 1917

Ganz links Magarete Matthiessen und auf dem Kutschbock ihr Mann Hermann Matthiessen sen. Auf dem Wagen die Kinder: rechts Hermann Matthiessen jun. und links Katrine Matthiessen

werden, wurde der Schimmel besonders zur Eile getrieben, damit das transportierte Eis nicht zu stark abschmolz. Im Kühlhaus wurden die einen Meter langen Eisblöcke dann aufeinandergestapelt, so daß sie über einen längeren Zeitraum Kälte ausstrahlten und das Fleisch frischhielten.

Hermann Matthiessen hatte meistens auf der Hinfahrt Rinderhäute geladen, die er dem Gerber für 35 bis 70 Mark pro Stück verkaufte. Der Preis fiel immer unterschiedlich aus, da er nach der Unversehrtheit der Häute berechnet wurde.

Als 1923 der Anschluß an das Stromnetz erfolgte, wurde gleich eine Kühlmaschine angeschafft, so daß die zeitraubenden Fahrten nach Elmshorn der Vergangenheit angehörten.

Die Bauern der Umgebung lieferten das Schlachtvieh, das sie nach dem Wiegen in „Stadt Hamburg“ selbst zur Schlachterei brachten.

Die Arbeitswoche in der Schlachterei verlief nach einem eingefahrenen und bewährten Rhythmus. Montags wurden immer ein Rind sowie 4-5 Schweine geschlachtet. Das Rind mußte zerlegt und die verschiedenen Teile mußten zurechtgeschnitten werden.



Mitte der 20er Jahre im Hof

Von links: Hermann Matthiessen sen., der Geselle Walter Hinck und der Lehrling Helmut Averhoff

Die Schweine wurden ebenfalls zerteilt und aus dem Rücken beispielsweise Koteletts und Filetstücke herausgeschnitten, das Schulterstück für den Braten herausgenommen, die Keulen für die Schinken abgenommen und fetter oder durchwachsener Speck abgetrennt.

Möglichst alles wurde verwertet. Sogar Snuten, Poten und Ohren wurden gesäubert, und das Blut für die Zubereitung von Schwarzsauer aufgefangen. Man kann sich vorstellen, ohne noch weitere Arbeiten zu beschreiben, daß von morgens bis nachmittags Hochbetrieb im Schlachthaus herrschte und daß die anfallende Arbeit nicht an einem Tag zu bewältigen war, sondern daß dienstags noch weiter gearbeitet werden mußte.

Der Dienstag war übrigens der sogenannte Fischtag, weil die Leute an diesem Tag überwiegend Fisch aßen, und der Verkauf im Ladengeschäft war entsprechend schlecht. Umso emsiger aber wurde im Schlachthaus gearbeitet, damit rechtzeitig für den Verkauf, der am Donnerstag verstärkt einsetzte, genügend frische Ware im Laden vorhanden war.



1928 bei Matthiessen auf dem Hof.

Von links: Walter Hinck, der Geselle Otto Meier, Hermann Matthiessen sen. und der Barbier Richard Stoffel, der sich nebenbei noch als Fleischbeschauer betätigte.

Am Mittwoch war der Wursttag, an dem Koch-, Leber-, Blut-, Zungen-, Grütz-, Lungen- oder Sardellenwurst hergestellt wurden.

Am Donnerstag war bis auf die reine Schweinemettwurst alles fertiggestellt, und der Verkauf für das Wochenende war gut vorbereitet. Deshalb fuhren die Lehrlinge auch donnerstags zum Vorfragen mit dem Geschäftsrad nach Offenseth, Hahnenkamp, Steinburg und Hohenfelde. Oft begrüßten die Leute sie mit den Worten: „Schlachter, was hast du mitgebracht?“ Tatsächlich hatten die Lehrlinge in der Mulde, die sie in einem Gepäckträger vorn auf dem Fahrrad transportierten, immer einige Fleisch- und Wurstwaren liegen. Da freitags in der Regel Suppentag war, verlangten die Leute meistens Suppenfleisch und Würstchen, oder sie kauften auch gern frisches Hack.

Im Winter, wenn Schnee lag, ging es mit einem Schlitten, den der Hund ziehen mußte, auf Tour.

Alle Bestellungen schrieb der Lehrling in ein Buch, und am Sonnabend wurde die Ware ausgefahren.

Hermann Matthiessen belieferte auch das Hotel Stein gegenüber der Davidswache auf St. Pauli mit frischer Schweinemettwurst. Das war für den Lehrling schon eine



Das Geschäftsrad war ein typisches Beförderungsmittel, um Ware auszufahren.



Das Ausfahren mit der Mulde

längere Tour, denn erst fuhr er mit dem Fahrrad nach Elmshorn, um anschließend mit dem Zug nach Hamburg zu fahren.

Freitags kauften die Leute tüchtig ein, und am Sonnabend war der Laden wie an den anderen Wochentagen von 7 bis 18 Uhr geöffnet. Auch sonntags war regelmäßig von 7 bis 9 Uhr geöffnet, aber wenn z. B. noch Karbonade dringend nach „Stadt Hamburg“ geliefert werden mußte, wurde es manchmal 11 oder sogar 11.30 Uhr, ehe der Laden geschrubbt, gereinigt und abgeschlossen werden konnte.

Wenn nur wenig Ware auszutragen war und die Wege nur kurz waren, nahm der Lehrling die Mulde auf seine Schulter, schwang sich aufs Rad und fuhr zu den Kunden.

Noch bis 1939 wurde sonntags verkauft, und es gab auch bis zu diesem Zeitpunkt keine Regelung, die die Arbeitszeit begrenzte. Die Arbeitstage waren deshalb für alle sehr lang und sehr anstrengend.

Die Lehrlinge mußten auch regelmäßig im Garten arbeiten, die Hecken schneiden, die Straße fegen, und sie brachten auch am Sonntag Ware zu einem Kunden, wenn es nötig war.

Die Gesellenprüfung wurde im Betrieb abgenommen. Viele Jahre kam der Prüfer mit Pferd und Wagen aus Glückstadt. Der praktische Prüfungsteil erfolgte immer am Vormittag im Schlachthaus, danach gab es um 13 Uhr ein gemeinsames Mittagessen und anschließend wurde bis 17 Uhr weitergeprüft. Nach bestandener Gesellenprüfung saßen der Lehrherr, der Prüfer, der Lehrer und auch die Eltern mit dem frischgebackenen Gesellen zusammen und feierten den erfolgreichen Abschluß.

Am 1. 6. 1937 übernahm der älteste Sohn Hermann den väterlichen Betrieb, aber die erfolgreich begonnene Weiterführung des Betriebes wurde leider durch den 2. Weltkrieg unterbrochen und schließlich ganz zum Erliegen gebracht.

Hermann Matthiessen jun. wurde 1939 eingezogen, und als während des Krieges die Zuteilung von Fleisch und Fett eingeführt wurde, schloß die Ehefrau 1941 das Geschäft, da unter diesen erschwerten Bedingungen keine lohnenden Gewinne zu erzielen waren.

Als Hermann Matthiessen nach Kriegsende wieder nach Horst zurückkehrte, eröffnete er schon 1945 wieder die Schlachterei. Dies war eine richtige Entscheidung,



Hermann und Gertrud Matthiessen beim Bedienen im Laden

denn die Bevölkerung war durch den Flüchtlingszustrom stark angewachsen. Der Bedarf an Fleisch und Wurstwaren war im Verhältnis zur Vorkriegszeit stark angestiegen, so daß Hermann Matthiessen 15 bis 16 Schweine und ein bis zwei Rinder pro Woche schlachtete.

Deshalb wurde 1950 im Horstheider Weg Nr. 9 eine Filiale eingerichtet, und beide Läden machten guten Umsatz.

Leider wollte keine der drei Töchter und auch keiner der Schwiegersöhne den Schlachtbetrieb weiterführen, und deshalb mußte sich Hermann Matthiessen einen Nachfolger suchen. Er verkaufte am 1. 6. 81 den Betrieb an den Schlachtermeister Kurt Hahn. Dieser hatte auf Klostersande in Elmshorn einen gutgehenden Betrieb besessen, den er aber wegen städtebaulicher Sanierungsmaßnahmen aufgeben mußte. Als Ersatz kaufte er sich die Schlachterei in der Schulstraße Nr. 10.



Die Postkarte, die einen Teil der Schulstraße mit der Schlachterei von Matthiessen zeigt, wurde 1915 verschickt. Links ist das Haus zu sehen, in dem der Gärtner Bubelach wohnte, und dahinter liegt die Bäckerei von Henning Sievers.



Das Geschäftshaus von Kurt Hahn, aufgenommen 1992

2. Die Schlachterei Ahrens

Klaus Wilhelm Ahrens gründete 1887 die Schlachterei in der Friedhofstraße. Er arbeitete anfangs nur mit einem Gesellen und vorgefragt wurde in Offenseth, Horstheide und in Siethwende. Seine vier Söhne hatten alle das Schlachterhandwerk erlernt und arbeiteten im väterlichen Betrieb. Während des 1. Weltkrieges, als die anderen Horster Schlachter eingezogen waren, versorgte die Schlachterei die gesamte Horster Bevölkerung mit Fleischwaren. Nach dem 1. Weltkrieg wurden überwiegend Wurstwaren für den Versand hergestellt und pro Woche 40 bis 60 Schweine sowie 12 bis 15 Rinder geschlachtet.

Heute führt Paul Stoffregen in der 4. Generation den Familienbetrieb, den er am 1. 1. 1970 übernommen hat.



Vor der Schlachterei von Johannes Ahrens um 1930

Links: Bauer Heinrich Wilkens, Besitzer Johannes Ahrens mit seinem Sohn Albert

Mitte: die Gesellen Ernst Stüben + Willi Voß

Rechts: Willi Ahrens mit seinen Söhnen Heinz und Richard



Ein gut 20 Zentner schwerer Bulle aus dem Stall von Heinrich Gerdt aus Dovenmühlen wird 1949 nach dem Wiegen in „Stadt Hamburg“ mit einem vorgebundenen Blindtuch zur Schlachtereih Ahrens gebracht. Rechts hinter dem Bullen steht der Schlachter Johannes Ahrens.

3. Die Schlachtereih Hanemann

Friedrich Hanemann gründete 1872 eine Schlachtereih auf einem langgezogenen Grundstück, das von der Schulstraße bis zur Jahnstraße reichte. 1908 übernahm sein Sohn Adolf den Betrieb, der im gleichen Jahr in der Schulstraße ein Wohnhaus mit einem Laden baute und den Betrieb noch zusätzlich durch eine Versandschlachtereih erweiterte.

Er machte 1932 seinen Sohn Hans zu seinem Teilhaber, aber leider wurde dieser 1939 bei Ausbruch des 2. Weltkrieges eingezogen, so daß der Betrieb vorübergehend geschlossen werden mußte.

1945 konnte das Geschäft wieder eröffnet werden. Da jedoch die Verkaufsregelungen in der Nachkriegszeit die Fleischrationen z. B. auf 100 g pro Person in der Woche begrenzten, wurde der Verkauf im Laden wegen mangelnden Umsatzes geschlossen. Statt dessen richtete Hans Hanemann eine Notschlachtereih ein, holte anfangs das Vieh mit Pferd und Wagen von den Höfen, schlachtete zu Hause und brachte das Fleisch zum Fleischmarkt nach Hamburg.

Später schaffte sich Hans Hanemann einen Viehtransporter an, so daß er sein Einzugsgebiet durch den Einsatz des Autos erheblich erweitern konnte und besonders in der Umgebung von Kollmar handelte.

Er schloß mit Erreichen der Altersgrenze seinen Betrieb. Das Geschäftshaus ist inzwischen zum Wohnhaus umgebaut worden und hat die Nummer 26 in der Schulstraße.



Landarzt, geb. am 25. 3. 1927, geschlachtet am 8. 5. 1930 / Gewicht 1960 Pfund, Besitzer Hermann Groth, Kl. Offenseth / Geschlachtet von Adolf Hanemann
 Von links: Schlachtermeister Adolf Hanemann, Bauer Hermann Groth, Schlachtermeister Hans Hanemann, Hermann Groth jun., Friedrich Hanemann, Geselle Max Jürgens aus Dägeling

VIII. Über die Selbstversorgung mit Fleisch

1. Schweinemast und Hausschlachtung

Schweine wurden auf jedem Hof gehalten, und besonders in den Mästereien wurden Schweine in großer Zahl gemästet, aber es war auch typisch, daß es außer den großen Schweinehaltern noch eine riesige Anzahl von kleinen sowie größeren Schweinehaltern gab, die sowohl für den Eigenbedarf als auch für den Verkauf produzierten. Man kann behaupten, daß jeder, der irgendwie die Möglichkeit zur Schweinehaltung hatte, diese auch nutzte, und es war eigentlich die Regel, daß jeder, dem ein Haus gehörte, auch einen Stall für die Schweinehaltung besaß, denn es gab das geflügelte Wort: „Wer sich kein Schwein halten kann, ist arm dran!“

Im zeitigen Frühjahr wurden die Ferkel gekauft, die sich nach kurzer Mastdauer im Herbst zu fetten Fleischschweinen entwickelt hatten, so daß nach dem Schlachten oder dem Verkauf dieser Tiere die Ställe wieder leerstanden. Allerdings wurde auch über einen längeren Zeitraum gemästet, und nach 1½ Jahren waren die Schweine schlachtreif.

Der Ankauf der Ferkel richtete sich sehr nach dem vorhandenen Geld, und wer genügend Geld hatte, der konnte auch entsprechend viele Ferkel kaufen, zumal er sich sicher auch einen größeren Stall leisten konnte.

Die Handwerksmeister hielten grundsätzlich mehrere Schweine, denn sie beherbergten und beköstigten die Lehrlinge sowie die unverheirateten Gesellen, so daß diese zu den Essenszeiten alle mit am Tisch saßen. Heinrich Klüver z. B., der Schmiedemeister in Hahnenkamp, hatte zwei bis drei Lehrlinge, drei bis vier Gesellen und eine Hausgehilfin angestellt, und da er mit seiner Frau fünf Kinder hatte, umfaßte dieser Haushalt im Schnitt 12 bis 15 Personen. Sie wollten alle satt werden! Die Schmiede hatten zudem noch wegen ihrer schweren körperlichen Arbeit einen hohen Kalorienbedarf. Deshalb legte der Schmiedemeister großen Wert darauf, möglichst günstig selbst Fleisch zu erzeugen. In etlichen Betrieben, wie z. B. in den Bäckereien, den Meiereien, den Gastwirtschaften oder in den Schnapsbrennereien, fielen außerdem noch viele verwertbare Abfälle ab, so daß dadurch gute Voraussetzungen für eine kostengünstige Schweinemast gegeben waren.

Eltern mit zahlreichen Kindern aber waren auf die Schweinemast besonders angewiesen, denn das Geld war knapp, und es war nicht immer leicht, alle hungrigen Mäuler zu stopfen. Deshalb gingen die Frauen mit ihren Kindern auch auf die abgernteten Stoppelfelder zum Stoppeln. Sie sammelten die übriggebliebenen Ähren, taten diese in einen Sack und schlugen zu Hause auf diesen mit einem Knüppel, damit durch diese Art des Dreschens die Körner aus den Ähren fielen. Sie wurden dann zum Schroten in die Mühle gebracht, so daß auf diese mühselige Art und Weise zu-

sätzlich Schweinefutter gewonnen wurde. Außerdem sammelten die Frauen die Küchenabfälle in der sogenannten Dranktonne, in der sich aus den tierischen und pflanzlichen Abfällen der Drank, dünnes Schweinefutter, bildete, den das Schwein als Allesfresser gern fraß.

Die Schweinehalter gehörten fast allen Berufsgruppen an, und dieser Tatbestand läßt sich durch einige Angaben aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg anschaulich belegen.

Anzahl der Schweine	Schweinehalter
2-3 Schweine	der Weichensteller Wulf der Bahnarbeiter Voigt der Schlosser Hermann Brütt der Schrankenwärter Reker der Bäckermeister Hugo Schröder der Arbeiter Stender der Maurer Wulf der Arbeiter Ehlers der Fuhrknecht Brammann der Kirchendiener Hinz
3-4 Schweine	der Zieglermeister Vogt der Schneider Mohr (manchmal bis zu 10 Stück)
4-5 Schweine	der Kaufmann William von Bargaen der Schlachtermeister Blöcker
4-6 Schweine	der Bäckermeister Böde der Gärtnermeister Wilkens
6-8 Schweine	der Zimmermeister Fehrs in Heisterende
20-25 Schweine	der Viehhändler Krohn
80 Schweine	der Meierist Lohse (zeitweise auch mehr)
100 Schweine	der Milchfuhrmann Julius Falk

Die Zahl der gehaltenen Schweine war jedoch nicht immer konstant. In Zeiten großer Arbeitslosigkeit, wie beispielsweise in den zwanziger Jahren der Weimarer Republik, versuchten die Menschen viele Schweine zu halten, weil die Arbeitslosenunterstützung knapp bemessen war und für kinderreiche Familien kaum zum Leben ausreichte. So ergab sich neben der Geflügelhaltung und der Nutzung des Gartens durch die Schweinemast eine der wenigen Möglichkeiten, um die eigenen Lebensverhältnisse etwas aufzubessern und um etwas Geld zu verdienen.

Für die vielen Hausschlachtungen wurden Hausschlachter benötigt, von denen es 1930 in Horst etliche gab, die zum Teil schon vor dem 1. Weltkrieg die Schlachtun-

gen bei den Bauern und bei den vielen kleinen Schweinehaltern durchgeführt hatten. Sie besaßen keine eigenen Schlachtereien und hatten auch nicht immer den Beruf des Schlachters erlernt. Im Sommer gingen sie einer ganz anderen beruflichen Tätigkeit nach, aber im Frühjahr, Herbst und Winter, wenn es für sie keine Arbeit gab, nutzten sie diese Zeit, um sich durch Hausschlachtungen Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen.

Hinrich Wulf und Hinrich Lüdemann z. B. arbeiteten im Sommer als Maurer. Johannes Radzuweit arbeitete in der Saison als Dreschmeister und bediente im Frühjahr den Buschhacker. Claus Eymers betrieb eine Schweinemästerei am Bahnhof und half als gelernter Schlachter beim Schlachtermeister Heinrich Blöcker aus. Hans von Fehren arbeitete hauptberuflich in der Elmshorner Schlachtereier von Dölling, und auch Walter Lamprecht fungierte nebenbei als Hausschlachter. Alle genannten Hausschlachter fanden zur Hauptschlachtzeit im Herbst und im Winter ein reiches Betätigungsfeld und hatten ihre Stammkunden, die sie über viele Jahre betreuten.



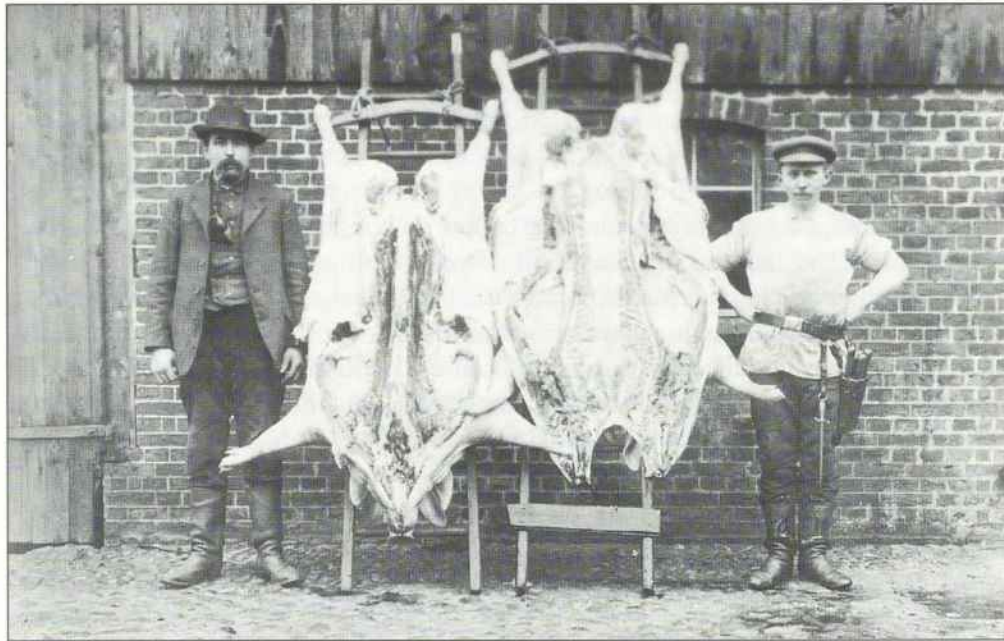
Die Aufnahme wurde Anfang der 30er Jahre am Ende der Dreschsaison auf dem Hof des Lohndresch-Unternehmens von Harder in der Bahnhofstraße gemacht, bei dem Johannes Radzuweit arbeitete.

Von links: Johannes Radzuweit, Willi Seemann, Johannes Carstens, Richard Claus, Martin und Johannes Harder, Jakob Hirschmann aus dem Rheinland, Ferdinand Wischmann Am Steuer des Selbstfahrers sitzt Hinrich Neve.

Wenn der Hausschlachter so zwischen 8.00 Uhr und 8.30 Uhr morgens mit dem Fahrrad erschien, dann hatte die Hausfrau im Waschkessel schon das Brühwasser heißgemacht, und draußen auf dem Hof lag bereits der hölzerne Brühtrog. Der Bauer oder ein Knecht standen bereit, um dem Hausschlachter zur Hand zu gehen, denn manchmal mußte ein 3 bis 4 Zentner schweres Schwein mit einer Seite auf den umgedrehten Brühtrog gelegt werden, was nur mit Geschick und Kraft zu bewerkstelligen war. Hinten am Trog befand sich ein eiserner Ring, und an diesem wurden die zusammengebundenen Hinterbeine des Schweines befestigt, während der untere Teil des Vorderbeines ebenfalls mit einem Strick an diesem Ring festgemacht wurde. Danach stach der Schlachter am Brustbein, wo sich die Halsschlagader verzweigt, mit dem Messer ein, so daß das Blut heraussprudelte, wenn die Ader getroffen war. Die Hausfrau fing das frische Blut in einer Schüssel oder in einem Eimer auf und rührte es mit einem Löffel um, damit es nicht zu verklumpen begann.

Wenn das Schwein völlig ausgeblutet war, wurde erstmal ein Körn getrunken. Diese Art des Tötens war bis etwa 1926/27 erlaubt, und danach mußte das Tier vor dem Töten mit der Axt betäubt werden, was später durch die Benutzung eines Schußapparates gänzlich entfiel.

Das Schwein wurde danach vom Trog heruntergenommen, der Trog wieder umgedreht und das getötete Tier in diesen hineingelegt. Es wurde mit Brühwasser übergossen, damit sich die Haare durch die Hitze von der Haut ablösten. Zusätzlich bearbeitete der Hausschlachter die eine Körperhälfte noch mit einer eisernen Schrape, im Plattdeutschen kurz Schrafer genannt, um möglichst alle Haare und Borsten durch das Schaben zu entfernen. Anschließend mußte das Tier im Trog umgedreht werden, weil die andere Körperhälfte in gleicher Weise bearbeitet werden mußte. Dann wurde das Schwein angehoben und eine kurze Leiter unter das Tier geschoben, so daß das Schwein danach auf der Leiter über dem Trog lag. Der Hausschlachter übergieß das Tier zur Säuberung mit kaltem Wasser, das nun in den Trog abfließen konnte, und er putzte mit einem Messer die letzten verbliebenen Haare ab. Wenn eine Körperhälfte vollkommen gesäubert war, erfolgte nach dem Umdrehen des Tieres die gleiche Prozedur mit der anderen Körperhälfte. Danach legte der Schlachter mit Unterstützung eines Helfers das Schwein auf den Rücken, und er schnitt die Sehnen der Hinterbeine auf, um ein Krummholz dazwischenzustecken, das er gleich darauf an der Leiter festband. Er schnitt dem Tier den Hals auf und entfernte mit dem Messer Schlund und Zunge. Nun wurde die Leiter schräg an die Wand gestellt, so daß das Schwein mit dem Kopf nach unten an der Leiter hing. Nach dem Abspülen des Tieres mit kaltem Wasser schlitze der Schlachter dem Tier den Bauch auf und holte die Eingeweide heraus, die er in eine hölzerne Waschbalge legte. Er schnitt Lunge und Herz heraus, steckte sie auf die Zinken einer Heugabel und lehnte diese ebenfalls schräg an die Wand. Das Innere spülte er mit Wasser aus und schlug danach mit einem Beil den Rücken des Tieres auf, so daß das Schwein geteilt war.



Zwei geschlachtete Schweine hängen an der Leiter. Links steht der Bauer Diedrich Kröger aus Offenseth und rechts der Hausschlachter, an dessen Gürtel der lederne Köcher mit den Messern hängt sowie der Stahl, mit dem die Messer geschärft werden.

So aufgeschlagen blieb das Schwein zur Auskühlung draußen hängen, und in der Zwischenzeit wurden die Därme, die später als Wursthüllen Verwendung fanden, gereinigt, indem man mit den Händen die äußere Fettschicht abstreifte und nach Umkrepelung der Därme das Innere unter Zusatz von Alaun vom Schleim befreite.

Gegen 9.45 Uhr gab es ein Frühstück mit Brot und Mettwurst, dazu Kaffee oder auch Grog zum Aufwärmen, wenn es draußen beim Arbeiten besonders kalt gewesen war. Inzwischen war auch der benachrichtigte Fleischbeschauer erschienen, und wenn er bei Unbedenklichkeit die Stempelmarkierungen vorgenommen hatte, wurde nach der halbstündigen Pause die Arbeit wieder fortgesetzt.

Die einzelnen Schweinehälften zerlegte der Hausschlachter in der Küche auf einem großen Tisch, und es wurde vom Schwein eigentlich fast alles verwertet. Besonders wertvoll waren die beiden gewichtigen Schinken, die eingepökelt und später geräuchert wurden, oder das Rückenstück, der Karbonadenstrang, aus dem die saftige Karbonade geschnitten wurde. Aber auch weniger hochwertiges Fleisch, wie z. B. Poten und Snuten, verarbeitete die Hausfrau zusammen mit Blut sowie Fleischresten von Herz, Niere oder Lunge zu Schwarzsauer, und sogar der Schwanz, durch das Einpökeln haltbar gemacht, diente später der Verfeinerung der Erbsensuppe.

Meistens beendete der Schlachter seine Arbeit so gegen 11.00 Uhr, und wenn er es

eilig hatte, ging er noch schnell zu einer anderen Stelle zum Schlachten; war es aber schon später geworden, dann blieb er in der Regel auch noch zum Mittagessen.

Die Arbeit jedoch war noch lange nicht beendet, denn das Fleisch mußte sorgfältig verarbeitet werden, damit es nicht verdarb, denn damals gab es weder Kühlschrank noch Gefriertruhe. Das Fleisch wurde deshalb gebraten, gekocht, eingeweckt oder eingepökelt. Zum Einpökeln verwendete man sogenanntes Pökelsalz, das aus einem Gemisch von Kochsalz, Zucker und etwas Salpeter bestand. Beim Trocken-Pökeln wurde das Fleisch mit Pökelsalz eingerieben und anschließend 4–8 Wochen eingelegt. Beim Naß-Pökeln kam das Fleisch in eine Pökellake, blieb dort 3–4 Wochen, um anschließend geräuchert zu werden.

Das Einpökeln war ein bewährtes Konservierungsmittel, denn das Salz entzog dem Fleisch das Wasser, so daß den Bakterien die Lebensgrundlage fehlte. Allerdings mußten die Lebensmittel vor dem Genuß gewässert werden, um für den Menschen wieder genießbar zu sein.

Viel Arbeit bereitete auch das Herstellen der Wurst, was überwiegend Aufgabe der Frauen war. Da die Hausfrau auch zusammen mit ihrem Mädchen diese aufwendige Arbeit oft nicht schaffen konnte, holte sie sich eine der Frauen zur Hilfe, von denen es im Dorf etliche gab, die überall dort einsprangen, wo es viel Arbeit gab. Eine von ihnen war z. B. Trina Brammann vom Bahnhof. Sie half beim Wurstmachen, Waschen, Saubermachen, Einwecken, bei den Nährarbeiten, hütete Kinder ein, pflegte



Trina Brammann vom Bahnhof

Kranke und war außerdem noch als Leichenfrau tätig. Trotz der vielen Arbeit, und sie arbeitete in ihrem Leben sehr viel, blieb sie ihrem Wesen stets treu; sie war immer fröhlich und sehr hilfsbereit.

Es wurden verschiedene Wurstsorten hergestellt: Grützwurst, Mettwurst, Lungenwurst, Leberwurst, Blutwurst, Brägen- oder Gehirnwurst, Bratwurst oder auch Knackwurst. Alles, was zur Herstellung der Wurst benötigt wurde, hatte der Kaufmann vorrätig, und er verkaufte auch die unterschiedlichen Darmhüllen in getrocknetem Zustand sowie die Prickel, kleine und spitze Holzstäbchen zum Verschließen des Wurstdarmes.

Für die Herstellung der Wurst waren meistens mehrere Arbeitsgänge nötig, die sich zudem mit Unterbrechung über einen längeren Zeitraum erstreckten, so daß die Arbeitskraft der Frauen tüchtig beansprucht wurde.

Für die Mettwurst benutzte man beispielsweise das rote und das durchwachsene Fleisch, hackte es klein und tat etwas feingeschnittenes Fett hinein. Anschließend vermischte man alles mit Salz, gab schwarzen und weißen Pfeffer und auch noch etwas feinen Zucker und Salpeter hinzu, damit das Fleisch einen roten Farbton erhielt. Nachdem die Masse tüchtig durchgeknetet war, stopfte man sie in dicke Ochsen Därme. Danach wurden die Würste fest gebunden und über Nacht in die Wärme gehängt, um eine Verdichtung des Fleisches zu bewirken.

Am folgenden Tag drückte man noch sorgfältig nach, legte die Würste für eine Nacht in Pökel und hängte sie anschließend in den Rauch. Die dünnen Würste mußten nach 8–14 Tagen aus dem Rauch genommen werden, die dicken nach 3–4 Wochen, um zu verhindern, daß sie durch zu langes Räuchern hart und dunkel wurden. Eine Spezialität war die Lungenwurst, die bevorzugt zu Bohnen und Speck, Grünkohl, Grauen Erbsen, grünen und weißen Bohnen oder zu den dicken Pferdebohnen gegessen wurde. Man stellte sie aus den Abfällen von häutigem Fleisch sowie aus Fett her, schnitt aus ihnen kleine Würfel, tat die gekochte Lunge ohne die knorpeligen Röhren hinzu und hackte alles zusammen etwas durch. Anschließend kamen Salz, schwarzer Pfeffer und Nelkenpfeffer hinzu, man durchmischte das Ganze und stopfte die Masse in nicht zu dicke Därme. Man band und prickelte diese und legte die Würste etwas in Pökel. Nach einigen Tagen kamen sie dann ein wenig in den Rauch und mußten anschließend trocken aufbewahrt werden.

Vor dem Verzehr mußten die Lungenwürste allerdings 2 bis 3 Stunden gekocht werden, und dann wurden sie gern zu den oben genannten typischen Wintergerichten gegessen. Oft nutzte man sogar den Magen, um ihn mit Blutwurst oder Preßkopf, Sülze, zu füllen, und aus dem herausgelösten Fett stellte man Griebenschmalz her, das z. B. als Belag für die leckeren Schmalzbrote Verwendung fand.

Allerdings kam es auch vor, daß der „Swiensteert“ zweckentfremdet und jemandem heimlich hinten an die Jacke geheftet wurde, um Schabernack zu treiben.

Die Schweinsblase dagegen erhielten meistens die Mädchen und Jungen, die sie aufgeblasen gern zum Fußballspielen benutzten, oder aber sie wurde zu Silvester zur

Herstellung eines Rummelpotts benötigt. Man spannte zu diesem Zweck die angefeuchtete Blase ganz stramm über eine aufgeschnittene Blechdose und stach ganz vorsichtig in die Mitte der Haut ein Loch hinein, in das die Kinder einen starken Reethalm steckten. Hatte sich die Haut nach dem Trocknen ganz stramm gezogen, und bewegten die Kinder den Halm in dem Loch hin und her, dann erzeugten sie dadurch das laute Rummeln. Es nahm an Lautstärke zu und war entsprechend laut am Silvesterabend zu hören, wenn sich mehrere Kinder zum Rummelpottlaufen zusammengeschlossen hatten, um sich mit ihren selbstgebastelten Klangkörpern zu vergnügen.

Das Einschlachten war trotz der damit verbundenen vielen Arbeit immer ein großes Ereignis. Schon am Vormittag schauten die Nachbarn mal herein, um die geschlachteten Tiere zu begutachten, und es war Ehrensache, daß sie einen Köm eingeschenkt bekamen. Wenn das Nachbarschaftsverhältnis besonders herzlich war, dann stellten sich die Nachbarn auch zum Abendbrot ein. Dann gab es warme Grützwurst aus dem Kessel oder zu den Bratkartoffeln frisch gebratene Karbonade, und wenn die Kinder ins Bett geschickt waren, wurde zusammen weiter gefeiert, getrunken, gesungen und vor allen Dingen viel, viel erzählt, so daß manches Schlachtfest sich oft bis in die tiefe Nacht ausdehnte.

Der hölzerne Brühtrog übrigens, an dem sich vorn ein Rad befand und der sich wie eine Schiebkarre vorwärtsbewegen ließ, war indessen schon irgendwann am Tage wieder abgeholt worden und befand sich jetzt dort, wo er am nächsten Tag beim Schlachten wieder gebraucht wurde.

2. Der Ochse als Fleischlieferant

Bauern und Handwerksmeister, die zahlreiche Leute beschäftigten und die auch für deren Beköstigung sorgten, ließen nicht nur Schweine, sondern meistens zusätzlich noch einen Ochsen schlachten, um das Essen abwechslungsreicher gestalten zu können.

Nach dem Weideabtrieb, meistens so gegen Ende Oktober oder Anfang November, wurden bei den Bauern zuerst die Ochsen und erst viel später um die Weihnachtszeit die Schweine geschlachtet, damit noch rechtzeitig zum Weihnachtsfest frischer Schweinebraten zur Verfügung stand.

Die schlachtreifen Ochsen waren im Schnitt drei Jahre alt, wogen ca. 12–13 Zentner und wurden ebenfalls vom Hausschlachter geschlachtet.

Zum Schlachten wurde der Ochse mit einem Strick um den Hals auf der Diele festgebunden, ein Helfer hielt den Kopf hoch, und der Schlachter betäubte das Tier durch einen gezielten Schlag mit der Axt. Es fiel auf die Seite, wurde abgestochen, und die heraussprudelnden 15 bis 16 Liter Blut wurden in einem Gefäß aufgefangen.

Nach dem Abziehen des Felles trennte man den Kopf ab und zog den Ochsen an einem Seil mit einer Winde so hoch, bis er von einem Balken in der Diele herabhing.

Der Schlachter nahm die Innereien heraus, zerteilte den Körper in zwei Hälften und ließ diese zum Auskühlen über Nacht dort hängen.

Damit hatte der Schlachter seine Arbeit am ersten Tag gegen Mittag erledigt, und die Frauen begannen mit der Nacharbeit, indem sie den 35–40 Meter langen Darm reinigten, der später die Hüllen für die Schweinewürste lieferte, oder sie säuberten den Pansen, schabten die inwendige Haut ab, brühten den Magen mit kochendem Wasser ab und rieben mit Salz oder Weizenkleie nach. Danach legten ihn die Frauen einige Zeit ins Wasser, kochten ihn dann mürbe, schnitten etwa handgroße Stücke, legten diese in Essig, und nach acht Tagen konnte der Pansen gegessen werden.

Am nächsten Tag erschien der Schlachter wieder um 8.00 Uhr und hatte bis um 10.00 Uhr mit dem Zerlegen des Tieres zu tun. Die Frauen dagegen waren noch fast zwei Tage damit beschäftigt, das Fleisch zu verarbeiten.

In Horst stellte man verhältnismäßig wenig Wurst aus Rindfleisch her, höchstens Grütz- und Pansenwurst, da die Würste aus Schweinefleisch lieber gegessen wurden.

Trotzdem hatte die Bauersfrau mit der Köksch oder die Frau des Handwerksmeisters mit ihrem Dienstmädchen alle Hände voll zu tun.

Das Rollfleisch für die Rouladen, die Frikadellen aus dem durchgedrehten Hack oder der Gulasch mußten erstmal zubereitet werden, bevor sie gebraten und anschließend eingeweckt werden konnten.

Das angerichtete Schwarzsauer wurde in Kruken aus Ton geschüttet, als Abschluß mit ausgelassenem Talg übergossen, damit die entstehende Fettkruste die Luft fernhielt, und anschließend zur Aufbewahrung in den kühlen Keller gestellt.

Das gekochte Beinfleisch lieferte vorzügliches Suppenfleisch, das genau wie die frische Suppe, beispielsweise hergestellt aus dem Fleisch der Querrippen, ebenfalls zum Einwecken in die Gläser kam.

Auch der in Stücke geschnittene Ochsenchwanz wurde gekocht und eingeweckt, und dann zu den zahlreichen Weckgläsern gestellt, die sich schon auf den Holzregalen im Keller oder in der Speisekammer befanden.

Beefsteak jedoch hängte man bei kühler Witterung am liebsten in die Speisekammer und verbrauchte das Fleisch je nach Bedarf. War es aber verhältnismäßig warm, so mußte auch dieses Fleisch gebraten und eingeweckt werden, und genauso verfuhr man mit dem Bratenfleisch aus dem Rücken und den Keulen des Rindes. Zum Rauchfleisch wurde bevorzugt das Fleisch vom dicken Rippenstück, von der Kluft, vom Schwanzstück oder von den Beinkeulen genommen, das vor dem Räuchern aber noch sorgfältig eingepökelt werden mußte, was wiederum Arbeit machte und eine Menge Zeit kostete.

Das Fleisch konnte aber nur so unterschiedlich verarbeitet werden, wenn der Fleischbeschauer es vorbehaltlos für den menschlichen Verzehr freigab.

Um ihm die Überprüfung zu erleichtern, spießte man den Kopf des Ochsen auf eine Heufurke und lehnte diese mit den Zinken nach oben draußen an eine Wand. Der Fleischbeschauer entnahm dem Kopf einige Proben, indem er Teile aus den Backen herausschnitt, weil in ihnen mit Vorliebe die Finnen des Bandwurmes saßen. Stellte er einen Bandwurmbefall fest, mußte das gesamte Fleisch abgekocht werden, um die Finnen im Muskelgewebe abzutöten. Entweder wurde das Fleisch danach für den Eigenbedarf verarbeitet, oder es wurde zur Freibank gegeben. Das war eine Verkaufsstelle für bedingt taugliches oder minderwertiges Fleisch, das nicht in den Schlachtereien als vollwertiges Fleisch verkauft werden durfte. Diese Freibank befand sich auf dem Saal bei Stammerjohann in der Elmshorner Straße, wo der jeweilige Schlachter das abgekochte Fleisch verkaufte. Der Gemeindediener informierte die Leute im Ort über einen bevorstehenden Verkauf. Er zog klingelnd mit einer großen Glocke durch die Straßen, zog dadurch die Aufmerksamkeit der Leute auf sich und gab z. B. mit lauter Stimme bekannt: „Morgen von 2.00 Uhr nachmittags bis 6.00 Uhr abends Fleisch auf der Freibank zu kaufen!“

Da Fleisch teuer war, machten die ärmeren Leute von dieser günstigen Einkaufsmöglichkeit regen Gebrauch.

So hatten diejenigen den Schaden, deren geschlachtete Tiere keine einwandfreie Fleischqualität aufwiesen, während viele andere aber daraus ihren Nutzen ziehen konnten.

3. Die Bedeutung der Schefflerschen Räucherkate

Julius Hermann Scheffler stammte aus Westpreußen, und da es in seiner Heimat wenig Arbeit gab, ging er auf Arbeitssuche und kam irgendwann vor 1890 nach Schleswig-Holstein in den Horster Raum. Wahrscheinlich blieb er hier, weil er seine spätere Frau, Luise Harder aus Steinburg, kennengelernt hatte, die er 1891 heiratete, als er auf dem Glindhof bei Hohenfelde als Knecht in Stellung war.

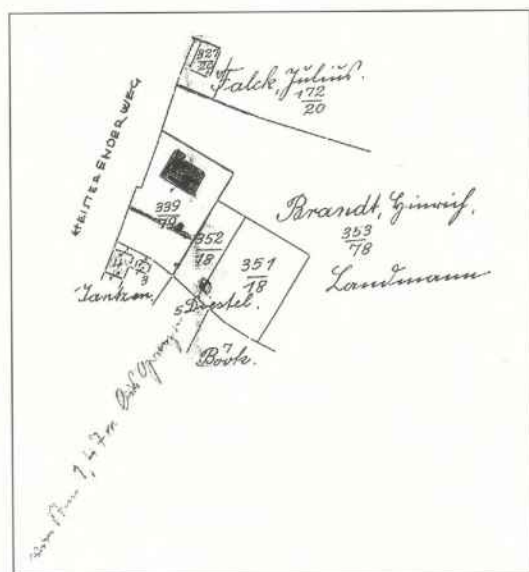
Er zog mit seiner Frau nach Horst, und da er ein fleißiger und vielseitiger Mensch war, half er bei den Bauern aus, stach Torf, kaufte abgetragene Moorparzellen, kultivierte das Land, betrieb etwas Ackerbau und war auch noch als Fischhändler tätig.

Frühmorgens fuhr er mit seinem Schimmel und dem Plattenwagen zum Horster Bahnhof, holte dort direkt vom Zug eisgekühlten Frischfisch ab, den er anschließend im Kirchspielort und in der Umgebung verkaufte.

1909 kaufte er dem Gastwirt Hinrich Brandt die im Heisterender Weg gelegene Rauchkate für 4000 Mark ab. Zu ihr gehörte noch eine kleine Koppel, auf der sich heute ein Teil der Badeanstalt befindet.

In der Kate gab es drei gemauerte Feuerstellen, die jeweils mit einem bogenartigen Überbau, dem sogenannten Schwibbogen, versehen waren und von denen zwei immer mit weißem Torf beheizt wurden.

Der Rauch entwich durch die Abzuglöcher in den Schwibbögen oder aber, wenn gerade viel Torf nachgelegt worden war, quoll er vorn heraus und zog durch einen



Lageplan

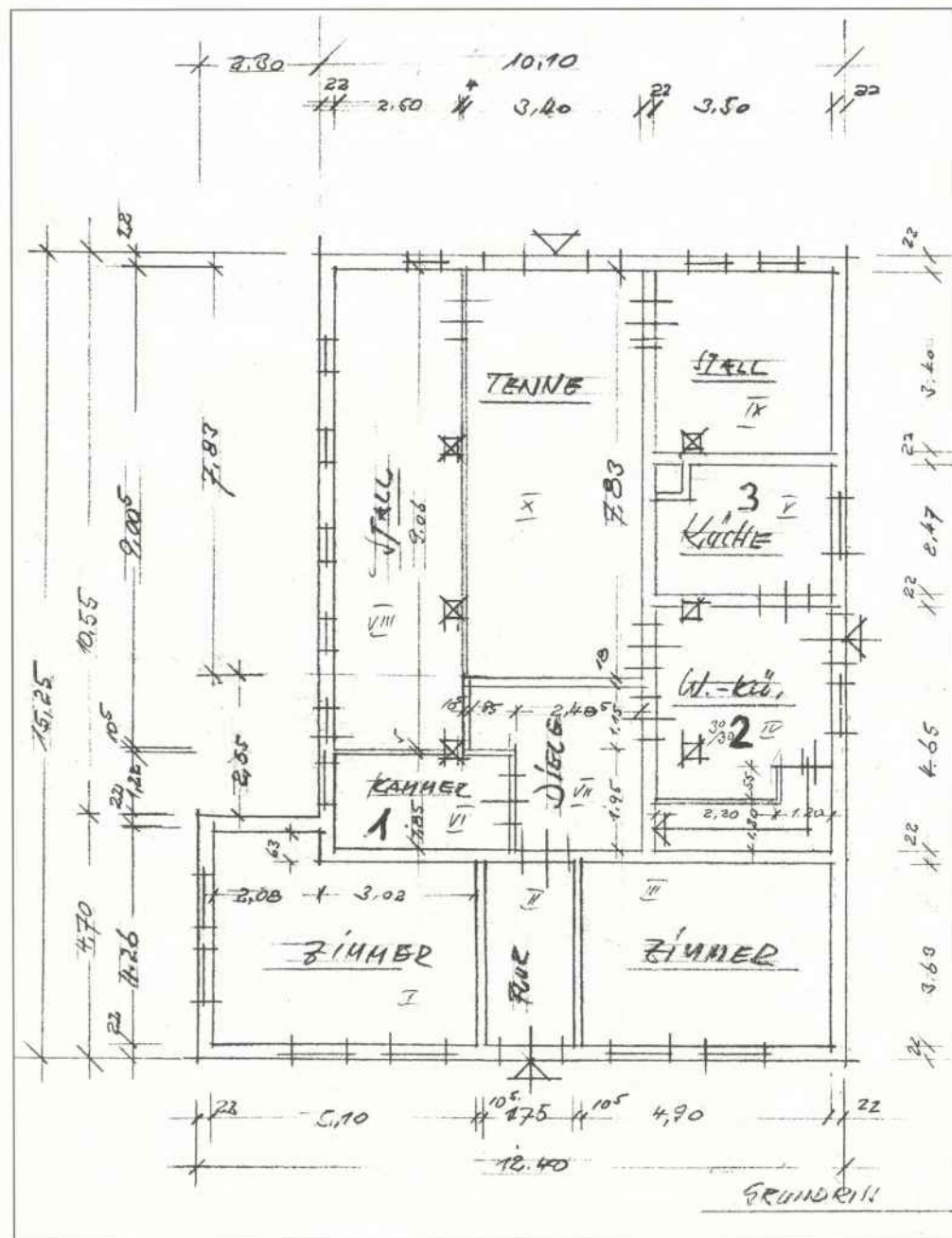
Lattenverschlag von der Küche in die Diele und dann zum Boden, wo die Schinken und Würste hingen. Da der Rauch schnell erkaltete, wurde das hingehängte Rauchgut kalt geräuchert, was die Schinken bretthart machte und ihnen einen vorzüglichen Geschmack verlieh. Von diesen drei Feuerstellen konnten auch Beilegger beheizt werden. Das waren Beilegeröfen, die von einem anderen Raum befeuert wurden, um beispielsweise Stuben zu erwärmen.

Sie waren mit Schamottsteinen ausgemauert, standen auf hohen, eisernen Füßen und besaßen als Verkleidung gußeiserne Platten, die mit Engelsgestalten oder mit Bildern aus der Bibel verziert waren.



Die Platte eines Beileggers

Diese Abbildung zeigt Jesus beim Beten auf dem Ölberg. Es ist die Szene, die den Angel- und Wendepunkt im Leben des 33jährigen Jesu darstellt. Nach dem Lukasevangelium 22,39-46 spricht er dabei die Worte: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Ein Engel, der Bote zwischen Gott und den Menschen, erscheint, und er gibt Jesus die Kraft, die ihn bestärkt, den Kreuzigungstod auf sich zu nehmen.



Der Grundriß der Kate

Der Eingang sowie zwei Zimmer liegen zur Straßenseite hin. Man gelangt über den Flur unmittelbar ins Haus zur geräumigen Diele, dem Wirtschafts- und Arbeitsraum der Kate. Zwei Küchen und ein Zimmer liegen rechts von der Diele, während sich der Stall auf der linken Seite befindet. Die Feuerstellen mit den Schwibbögen befinden sich in der Kammer Nr. 1 sowie in den beiden Küchen Nr. 2 und Nr. 3. Als Hermann Scheffler die Kate 1909 kaufte, wohnten in ihr drei Familien. Die Kate war im Prinzip ein Kleinbauernhaus, weil Mensch und Tier gemeinsam unter einem Dach lebten. Sie war zudem noch ein Rauchhaus, weil sie keinen Schornstein besaß.

Besonders die Bauern, aber auch viele der Horster Bewohner brachten entweder mit Pferd und Wagen oder mit dem Handwagen oder in der Schiebkarre das Fleisch bzw. die Würste zu Scheffler in die RäucherKate. Die Leute hatten das Fleisch in der Regel schon selbst eingepökelt, aber wer zu Hause keine Holzbalge besaß und außerdem nicht genügend Platz hatte, für den besorgte der Hausschlachter Johannes Radzuweit das Einpökeln direkt in der Kate.

Das Rauchgut hing zeitweise bis zum Mai im Rauch, denn die Leute holten das Geräucherte immer nur dann ab, wenn es benötigt wurde. Im Mai tauchte regelmäßig eine besondere Fliege auf, die ihre Eier gern in die geräucherten Schinken legte, und Hermann Scheffler machte dann deren Besitzer auf die Gefahren aufmerksam, die daraufhin weiße Beutel zum Umhüllen der Schinken brachten, um auf diese Weise den Fliegenbefall zu vermeiden. Leberwürste, Mettwürste oder Lungenwürste hingen je nach Beschaffenheit höchstens bis zu vier Wochen im Rauch, während Schinken und Schweinebacken gut 2 1/2 Monate geräuchert wurden.

Im Mai, wenn es frischen Spargel gab, holten sich die Leute die letzten Schinken ab, von denen allein auf den verschiedenen Böden 250 Stück untergebracht werden konnten.

In der Kate war immer Rauch, und als es noch keinen elektrischen Strom gab, benutzte Hermann Scheffler die Petroleumlampe, den Kugel.

Wenn er dann bei Dunkelheit mit der Lampe über die Diele ging, dann war im Rauchdunst nur der Körperumriß seiner Gestalt schemenhaft zu erkennen.

Hermann Scheffler war ein Horster Original, und jeder kannte ihn. Sein Spitzname war „Hermann Bickel“, weil Bückel, mit denen er handelte, sich in seinem westpreußischen Dialekt so aussprach. Fische allerdings räucherte er nicht, denn der kalte Rauch war dazu ungeeignet. Während er als Fischhändler die Ware vom Bahnhof holte, sie nach Hause fuhr und weiter entfernt wohnenden Kunden anbot, zog seine Frau mit einem Korb voller Fische im Ort von Haus zu Haus.

Zur Weihnachtszeit wurden immer Kieler Sprotten angeboten, aber auch selbstgemachte Rollmöpse, fangfrischer Kabeljau und vor allen Dingen Heringe, das Essen des kleinen Mannes, waren immer sehr begehrt. Außerdem hielt er noch ein halbes Dutzend Ziegen sowie zwei Böcke, die für die Ziegenhalter zum Decken zur Verfügung standen. In seinen Stallungen waren bis zu 12 Schweine untergebracht, auch hielt er Hühner und anderes Geflügel sowie Kaninchen.

Um 1930 fuhr Hermann Scheffler auch mit seinem Plattenwagen, den er mit Seitenwänden versehen konnte, Wollpakete für die Wollfabrik und für die Post Postpakete zum Bahnhof.

Am Sonntagmorgen versammelten sich regelmäßig immer fünf bis sechs Männer bei ihm zum Frühschoppen auf der Diele, klönten, tranken Korn und hörten gern Hermann Scheffler zu, der ein guter Erzähler war. Leute, wie z. B. der Viehhändler Klötzing, waren seine geschätzten Gäste, aber es gab auch Leute, mit denen er nicht viel und nicht lange zu tun haben wollte. Dann sagte er leise zu seiner Frau: „Lise, böt in!“ (Lise, heiz ein!)

Lise warf flink Torf in das Feuer, und wenn der beißende Qualm kurz danach durch die Diele zog, machten sich die nicht gern gesehenen Leute meistens schnell davon.

Das viereckige Loch im unteren Mauerbereich diente, wie bei andern Häusern auch, zur Belüftung des Holzfußbodens, während die runde Öffnung, versehen mit einer gußeisernen, perforierten Blende, zum Entlüften des Zimmers beitrug. Wenn sich im Winter die zugefrorenen Holzfenster nicht öffnen ließen, konnte der Rauch, der durch jede Ritze zog, durch diese Öffnung entweichen, und er stand nicht in der Stube.



Hermann Scheffler mit seiner Ehefrau 1934 vor der großen Dielentür an der Rückseite des Hauses

Im Türbalken ließ sich der Erbauer mit seiner Ehefrau verewigen, denn dort steht eingeschnitzt: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. Claus Huckfeldt Elsebe Huckfeldt Anno 1775 d. 1. July“



Die umgebaute RäucherKate mit dem Schornstein

1931 ließ Hermann Scheffler einen Schornstein einbauen, damit die Küche, in der sich das Leben überwiegend abspielte, ziemlich rauchfrei wurde. Das Bild zeigt die Kate, die mit dem Schornstein nicht mehr eine typische RäucherKate ist.

Hermann Scheffler, der mit seiner Frau sieben Kinder großzog, starb 1937. Sein Sohn Paul übernahm dann die Kate; seine Mutter lebte bis zu ihrem Tode im Jahre 1949 bei ihm im Heisterender Weg. Paul Scheffler war hauptberuflich in Elmshorn bei Sölter und Kurzhals als Maurer beschäftigt, aber nach Feierabend widmete er sich der Räucherei. So gegen 17.30 Uhr brachten ihm die Leute das, was geräuchert werden sollte. Mit der Schlachterei Stich aus Elmshorn hatte er einen besonders guten Kunden, denn die Angestellten brachten bei jeder Tour nach dem Krieg gleich 250 Schinken mit, die Paul Scheffler immer oben auf die Böden hängte, während der obere Teil der Diele seinen Horster Kunden vorbehalten blieb. Er reduzierte den Schweinebestand auf 2–3 Tiere, schaffte die Ziegenzucht ab und hielt nur noch einige Hühner und Kaninchen.

Auf dem Torfmoor stach er sowohl Torf für den Eigenbedarf als auch für den Verkauf, und da er selbst kein eigenes Pferd besaß, lieh er sich Pferd und Wagen von seinem Bruder Hermann, der im Torfmoor als „Moorvogt“ die Aufsicht führte. Sein Bruder besaß ein Haus, das mitten im Moor lag, fern jeder Zivilisation, und das heute unmittelbar am aufgeschütteten Damm der Autobahn liegt. Wenn Paul Scheffler dann mit einer Fuhre Torf am Bahnhof bei der Wirtschaft von Schmidt vorbeikam, hielt das Pferd schon von alleine an. Er stieg rasch vom Bock, trank in der Wirtschaft einen Korn oder Lütt un Lütt, unterhielt sich lebhaft mit den anwesenden Gästen, und nach kurzer Zeit setzte er meistens die Fahrt fort.



Auf dem Bild aus den 20er Jahren stehen von links: Paul, Emma und Hermann Scheffler (Moorvogt)

Aus Altersgründen gab er die Räucherei Ende der 50er Jahre auf. Heute erinnert eigentlich nichts mehr an die „Blaue Kate“, die ihren Namen nicht nach der Farbe des Rauches, sondern nach einem Besitzer namens Blaue bekommen haben soll.

Sie wurde 1983 abgerissen, und nur der Lindenschirm, bestehend aus vier Bäumen, blieb stehen.

Auf dem Grundstück ist ein Doppelhaus entstanden, und in der rechten Haushälfte hat Frau Pagel eine Buchhandlung eingerichtet, während der Sohn von Paul Scheffler, Hans Scheffler, zusammen mit seiner Frau die linke Hälfte bewohnt.



Hans Scheffler hat einige Arbeitsgeräte sowie eine Bileggerplatte aus der alten Kate aufbewahrt, die einen Einblick in das Katenleben von früher ermöglichen.

Von links nach rechts sind zu sehen:

1. Mit dem Dreschflegel schlug man die Körner aus den Ähren.
2. Der Reisigbesen diente zum Ausfegen des Hofes, der Diele oder der Stallungen.
3. Die Mistforke wurde zum Ausmisten der Ställe benutzt.
4. Der Bilegger war mit gußeisernen, verzierten Platten versehen.
5. Die Axt diente zum Zerkleinern des Brennholzes.
6. Die Speckgaffel ermöglichte das Hinhängen des Räuchergutes in die Räucherwiemen.
7. Der Torfspaten leistete gute Dienste beim Herausheben der Torfsoden.
8. Mit dem Torfmesser ließen sich Soden heraus schneiden.

IX. Zur Geschichte des Gemischtwarengeschäftes in der Bahnhofstraße

1. Der Gründer Jacob Christopher Soltau

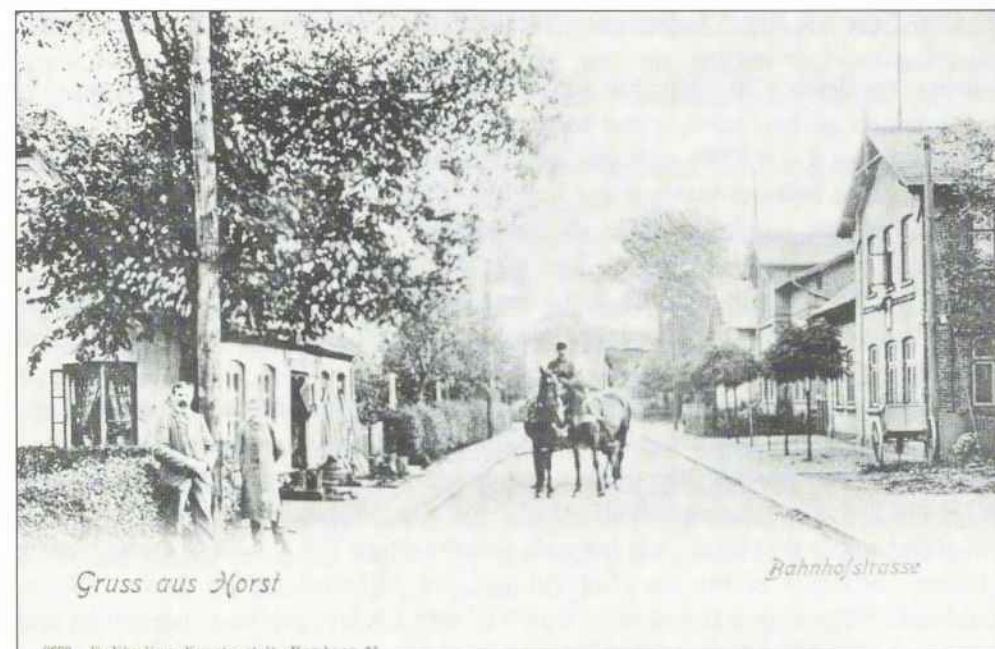
Jacob Christopher Soltau gründete 1873 als erster gelernter Kaufmann ein Eisenwarengeschäft in der Bahnhofstraße Nr. 23.

Er stammte aus einer seit 1640 in Bullendorf ansässigen Bauernfamilie, besuchte während der letzten Jahre seiner Schulzeit das Privatinstitut des preußenfreundlichen Pastors Gerber in Elmshorn, wo ihm ein gutes Abschlußzeugnis ausgestellt wurde, das folgenden Satz enthielt: „Soltau hat Freude daran, Schwierigkeiten zu überwinden.“ Er absolvierte eine Kaufmannslehre in Segeberg, arbeitete anschließend in Schleswig und hatte sich danach in Rendsburg bei Wilhelm Reimers bis zum Filialleiter hochgearbeitet.

In Rendsburg wurde er für den Krieg 1870/71 ausgebildet. Auf dem Rothenhof lernte er Catharina Ahrens vom Panzerberg aus Horst kennen, die dort als Mamsell arbeitete und die er 1875 heiratete. Das zwei Jahre zuvor in Horst gegründete Geschäft wurde bald unter dem Namen: „J. C. Soltau, Eisen-, Kurzwaren und Zigarren“ bekannt, und es entwickelte sich zum bedeutendsten Großhandelsgeschäft der Pro-



Der Kaufmann Soltau verkaufte und vertrieb auch eine eigene Zigarrenmarke, deren Name sich von seinem Familiennamen ableitete.



Eine Ansicht auf einer Postkarte zeigt den Teil der Bahnhofstraße mit dem Eisenwarengeschäft und der schräg gegenüberliegenden Post, vor der eine Schottsche Karre steht.

vinz, zumal angestellte Reisende, wie z. B. der erste Reisende Theodor Uhde, für kräftigen Umsatz sorgten und gleichzeitig Werbung für das Geschäft im Holsteinischen machten.

1888 wurden die Hauptaktivitäten in ein Geschäft nach Altona/Ottensen verlagert, wo Soltau die Möglichkeit hatte, sich zu vergrößern.

2. Die Nachfolger Johannes Friedrich Wulf und Arnold Wulf

Johannes Friedrich Wulf übernahm am 19. Januar 1898 das Geschäft von Soltau. Anfangs pachtete er den Laden, später konnte er das Geschäftshaus kaufen.

Er wurde am 4. 11. 1867 in Wasbek bei Neumünster geboren, wo sein Vater eine Zimmerei, eine Hökerei sowie etwas Landwirtschaft betrieb. Sein Bruder Heinrich, der 1860 geboren wurde, arbeitete als Bahnbeamter, während sein Bruder Wilhelm die Zimmerei des Vaters übernahm. Johannes Wulf besuchte die Volksschule in Wasbek und mußte im Sommer oft die Kühe der Eltern und die vom Schulmeister hüten.

Gern wäre er Schornsteinfeger geworden, aber seine Mutter wollte unbedingt, daß er Kaufmann wurde.

Seine Eltern hatten Kontakt zu der Firma „Christian Wiechmann, Stabeisen, Kohlengeschäft und Haushaltswaren“, die in Nortorf ansässig war und deren Kaufwagen regelmäßig durch Wasbek fuhr, um Hausrat und Haushaltswaren anzubieten. Bei dieser Firma begann Johannes Wulf 1882 eine vierjährige, strenge Lehrzeit. Anschließend war er dort noch zwei Jahre als Gehilfe tätig.

Danach arbeitete er bis zur Einberufung zum Militärdienst im Jahre 1888 in Wandsbek. Wegen eines Herzfehlers wurde er zum Lazarettgehilfen ausgebildet und diente drei Jahre beim Ratzeburger Jägerbataillon Nr. 9.



Johannes Friedrich Wulf auf dem Kutschbock des Verkaufswagens

Als er sich entscheiden mußte, entweder Verwalter eines Lazarets zu werden oder wieder in seinen alten Beruf zurückzukehren, entschied er sich für das letztere und fing 1892 wieder bei seiner Lehrfirma an, die ihn zwischenzeitlich schon mehrmals gebeten hatte, wieder nach Nortorf zu kommen.

Etliche Jahre fuhr er mit Pferd und Wagen für die Firma bei Wind und Wetter über die Dörfer und verkaufte überwiegend Haushaltsartikel.

Als er die Gelegenheit bekam, Geschäftsführer bei Kruse in Neumünster zu werden, gab er seine Anstellung bei Wiechmann auf. Aber schon 1897 wechselte er nach Husum in das Geschäft von John Fedde, der mit Eisenwaren und Porzellan handelte.

Seit seiner Gehilfenzeit aber als Verkaufsfahrer bei der Firma Wiechmann hatte er Kontakt zu Jacob Soltau in Horst, der ihm eines Tages sein Eisenwarengeschäft anbot.

Er nahm dessen Angebot an, weil das Geschäft sehr verkehrsgünstig lag. Gegenüber dem Haus lag die Post, zu der täglich Menschen kamen, und ein Stückchen weiter lag die 1891 erbaute Meierei, in der zahlreiche junge Leute arbeiteten und auch wohnten. Nach Feierabend kamen sie regelmäßig zu Soltau zum Einkaufen genau



Die Aufnahme zeigt das von Soltau übernommene Geschäft. Links steht eine Kundin mit ihrem Kind, direkt vor der Tür Johannes Wulf, daneben ein Kunde und ganz rechts befindet sich der Lehrling.

wie die vielen Beschäftigten von der Fabrik, die auf der anderen Straßenseite lag. Die Fabrik bot den Menschen im Ort die meisten Arbeitsplätze, und wenn es freitags Lohn gab, stieg der Umsatz in Friedrich Wulfs Laden merklich an.

Fast vierzehn Jahre führte Johannes Wulf in diesem Haus sein Geschäft, ehe er sich 1912 auf dem nebenan gekauften Grundstück ein Wohn- und Geschäftshaus von der Horster Baufirma Johannes Harder errichten ließ.

Das alte Haus kaufte Herr Peter Struve, der mit August Koch zusammen die Wollfabrik, die Firma H. Ottens & Co, führte. Er ließ das weißgetünchte, traufenständige Haus abreißen, um für seine Tochter, die Martin Piening heiratete, an dieser Stelle ein Haus, sein Hochzeitsgeschenk, zu bauen.

Das neue Geschäft bot bedeutend mehr Raum als das alte, so daß Johannes Wulf das Geschäft in drei Abteilungen unterteilen konnte. Auf der rechten Seite befand sich die Eisenwarenabteilung, in der überwiegend Eisenwaren verkauft wurden.

Dort gab es unterschiedliches Werkzeug, Hammer, Zangen, Meißel, Sägen, Wasserwaagen, Maurerkellen sowie Krampen, Nägel, Schrauben und Baubeschläge, ferner Stangen und Haken für die Gardinen, Schlüssel und Schlösser für Türen und



Das neue Wohn- und Geschäftshaus. Vor dem Haus stehen: Frau Emma Wulf, geb. Mohrdiek, Johannes Wulf, rechts der Lehrling Ernst Baas aus Elmshorn, der im 1. Weltkrieg fiel, und ganz rechts sieht man einen Postboten.

Schränke, Eisenharken, Spaten, Schaufeln, Heuforken, Gartenscheren, Heckenscheren, Sicheln, Sensen, Weiden- und Drahtkörbe, Blecheimer, verzinkte Gießkannen, Messer, Scheren, kleine und große Schleifsteine, Drahtgeflecht für die Hühnerausläufe, Wildzäune zum Schutz der Baumschulen, Fliegendraht für die Fenster, Stacheldraht für die Weideeinzäunung, feinen Blumendraht zum Kranzbinden, Herde und Öfen, Anschlußteile und Ofenrohre, aber auch Stricke zum Anbinden des Viehes, Pferdehalfter und beispielsweise jede Menge Peitschen, kurze und lange, einfache und elegante.

Die Kunden konnten auch Gartenbänke und Gartentische kaufen, von denen immer ein Musterexemplar im Laden stand, während ansonsten nach Katalog bestellt wurde.

Nach Katalog wurden auch die Fahrräder der Marke „Brennabor“ gekauft, und selbstverständlich gab es sämtliche Fahrradartikel einschließlich Flickzeug und Bereifung. Die Fahrräder wurden auch so lange entweder auf dem Hof oder im Stall repariert, bis sich Arthur Bongartz in der Elmshorner Straße auf diese Reparaturen spezialisierte.

In der linken Ladenhälfte waren Kolonialwaren untergebracht wie Mehl, Zucker, Salz, Rosinen, Graupen, Reis, Mandeln, koffeinfreier Malzkaffee, Backobst, Bon-



Die Fliegenschränke standen entweder in der Speisekammer oder im kühlen Keller.

bons, Schokolade, Brühwürfel, Gewürze, Suppen, viele Sorten Käse, aber auch Schnaps und Wein oder Brot von Bäcker Witt aus Grönland und vom Bäcker Mohrdiek aus der Elmshorner Straße. Angeboten wurden außerdem Tabak, Kautabak, kurze und lange Pfeifen und, nicht zu vergessen, Essig.

Der Weinessig diente zum Einmachen der Pflaumen, die Essigessenz zum Einlegen der Gurken und der einfache Essig für die Zubereitung von süß-sauren Soßen.

Drei Stufen im hinteren Ladenbereich führten zur höhergelegenen Haushaltsabteilung, wo Weckgläser, Wasserkessel, Kaffeemühlen, emaillierte Töpfe, Aluminiumtöpfe aus der Aluminiumfabrik von Mebus am Bahnhof, Bratpfannen, Kruken, viele Sorten Bürsten, Besen, Schrubber, Aufnehmeschaufeln oder Feudel zu finden waren. Ein gängiger Artikel war damals der Fliegenschrank, den es in verschiedenen Größen gab und der zur Aufbewahrung von Essensresten, Fleisch oder sonstigen Nahrungsmitteln diente, weil die Vorderfront und die Seiten mit Fliegengaze bespannt waren, um den Fliegenbefall zu verhindern.

Die Jäger kauften nach Katalog Jagdgewehre, es gab Patronen und zur Bekämpfung der vielen Spatzen Luftgewehre mit der dazugehörenden Munition.



Die Firma Ottens & Co. Zur Fabrik gehörten eine Kammgarn- und Streichgarnspinnerei, eine Färberei sowie eine Strumpfwirkerei. Die Strickwolle, bekannt unter dem Qualitätsbegriff „Horstia-Wollgarne“, wurde über Vertreter in vielen Teilen Deutschlands verkauft.



Johannes Friedrich Wulf und seine Ehefrau Emma



Im Geschäft von Wulf auf der Eisenwarensseite
Von links: Klaus Wulf (erster Gehilfe, nicht verwandt), Olly Zolldann (erste Sekretärin), der Chef Arnold Wulf, Hans Sinn (Gehilfe), Elisabeth Wulf (erste Verkäuferin für Lebensmittel).

Auf der rechten Seite befand sich das Kontor, von dem aus Johannes Wulf durch ein kleines Fenster in den Laden blicken konnte und wo er seine Buchführung machte. Die meisten Kunden zahlten nicht sofort, sondern sie ließen sich die Waren und die Beträge in ein Einkaufsbuch schreiben, so daß am Monatsende abgerechnet werden konnte. Zur Kontrolle hielt Johannes Wulf die Einkäufe auch in seinen Büchern fest, was praktisch einer doppelten Buchführung gleichkam. Der Stall auf dem Hof diente als Warenlager, denn dort standen die Essigfässer, lagerten die Drahtgeflechte, die Stacheldrahtrollen, die Petroleumfässer, die Zinkwannen, die Öfen und Herde oder ein großer Vorrat an Weckgläsern und Kruken, die im Laden nicht unterzubringen waren.

Rückschauend hatte sich für Johannes Wulf die Übernahme des Geschäftes von Soltau sowie der Neubau gelohnt.

Der Umsatz entwickelte sich gut, und besonders die in unmittelbarer Nähe liegende Fabrik, in der um 1930 ca. 400 Personen beschäftigt waren, trug entscheidend dazu bei, die Kaufkraft der Menschen zu stärken. Der überwiegende Teil der Beschäftigten arbeitete in Horst und nur eine geringe Anzahl in der zur Firma gehörenden Strumpfwirkerei in Elmshorn.

1932 übernahm der Sohn Arnold Wulf das Geschäft, das während des 2. Weltkrieges, als er eingezogen war, von seiner Frau und seiner Schwester allein weitergeführt wurde. Nach 1945 war er wieder selbst im Geschäft tätig, verpachtete es aber später wegen Krankheit an Herrn Paul Voß.

3. Der Pächter Paul Voß

Paul Voß stammte mit seiner Familie aus Mecklenburg. Er pachtete 1955 das Gemischtwarengeschäft in Horst und begann den Handel zu aktivieren.

Der Raum mit dem Kontor wurde beispielsweise als Ausstellungsraum umfunktioniert, in dem bevorzugt Geschenkartikel wie Vasen, Tassen oder Porzellan ausgestellt werden konnten.

Da Paul Voß, genau wie seine Vorgänger, auch die Konzession für den Waffenhandel besaß, brachte er dort auch Schrotflinten, Kleinkalibergewehre und Luftgewehre unter. Wenn ein Jäger jedoch eine Kugelbüchse kaufen wollte, fuhr er mit dem Kunden direkt zum Großhändler nach Hamburg. Der Boden über dem Stall wurde als Drahtlager genutzt, während im unteren Bereich die schweren Teile wie Bolzen, Nägel, Schrauben, Beschläge und Öfen lagerten.

Herr Voß bediente eigentlich zu fast jeder Zeit, und es kam häufiger vor, daß er frühmorgens, noch im Bademantel eingehüllt, einem Bauern etwas verkaufte.

Überhaupt war das Einkaufen für die Landwirte sowie für die Handwerker sehr be-

quem, denn sie mußten nicht weit fahren, brauchten sich nicht umzuziehen und verließen nur für kurze Zeit ihren Arbeitsplatz.

Als der Ofensetzer Walter Trademann den Betrieb des Ofensetzers Weitschat 1955 übernahm, ging der Verkauf von Öfen und Herden bei Paul Voß rapide zurück, so daß dieser schließlich gänzlich zum Erliegen kam. Statt dessen wurden andere Sortimente erweitert, um den Bedarf im ländlichen Bereich für die Haushalte, die Handwerker, die Landwirte und für die Jäger zu decken.

Besonders die Landwirte fanden vieles, was auf den Höfen benötigt wurde: Abflüsse für die Stallungen, Eisenroste, Eisenketten, Stricke, Schiebkarren und später auch Elektroweidezäune.

Der Dachdecker August Meier aus Grönland bezog von Voß den Kupferdraht zum Binden der Reetbündel und sogar die Eternitkappen für den Dachfirst.

Maurerartikel wurden an das Baugeschäft Sommer geliefert; die Baumschulbesitzer kauften die Spezialmesser der Marke „Tina“, die Zimmerleute Fehrs, Schlüter und Ahrens ihr Handwerkszeug, die Schmiede Harder und Lefenau hochwertige Eisenfeilen, der Gärtnermeister Hachmann aus der Jahnstraße holte sich Arbeitsgeräte und Draht, und auch das Werkzeug für die Lohndrescherei Harder konnte im Laden von Paul Voß erworben werden.

Man kann sagen, daß Paul Voß die Bewohner von Horst und Umgebung mit Eisenwaren versorgte, während die Kunden, die Kolonialwaren bei ihm kauften, hauptsächlich in der Bahnhofstraße und im Horstheider Weg wohnten. Es kamen auch Käufer aus weiter entfernt liegenden Gebieten wie Grönland und Siethwende.

Wenn der Milchwagenfahrer Gustav Peters aus Oberreihe die Milch zur Horster Meierei brachte, dann hatten die Bauern ihm meistens Einkaufszettel mitgegeben, die er vor dem Abladen der Milchkannen noch schnell bei Voß hineinreichte und nach einer Dreiviertelstunde oder manchmal auch nach einer Stunde, wenn er seine Arbeit auf der Meierei erledigt hatte, kam er auf dem Rückweg wieder vorbei, um die entsprechenden Waren abzuholen und diese später an Ort und Stelle zu verteilen.

Das Vorfragen kam nur für bestimmte Kunden in Frage, die es extra wünschten, und die Ware wurde ihnen dann mit einem Ford-Transport-Wagen gebracht.

Wenn es freitags in der Fabrik Lohn gab, kam regelmäßig eine große Anzahl von Frauen in den Laden, um einzukaufen. Sie verstaute die Waren in ihren Taschen, die sie dann mit dem Fahrrad nach Hause transportierten. Im Grunde wurde so ziemlich alles im Dorf gekauft, auch wenn es etwas teurer war, denn es galt der Grundsatz „Leben und leben lassen“. Deshalb kauften die Leute auch nicht immer bei einem Kaufmann, sondern, wenn auch nur die geringste Verpflichtung bestand, in der einen Woche bei Voß, in der folgenden bei Bruno Harder am Bahnhof, dann wieder bei Balke in der Bahnhofstraße oder bei Johannes Mohrdieck in der Schulstraße.

Im Geschäft wurde auf Qualität geachtet, ganz gleich, ob es die Saisonartikel wie Weihnachtsbaumschmuck, Tannenbaumständer, Schlitten, Schlittschuhe und Schnee-



Ein Blick in die Bahnhofstraße in den 50er Jahren; rechts das Postgebäude und dahinter das Geschäft von Wulf

schieber betraf oder die Randartikel wie Schnürsenkel, Kämmen, Mäusefallen und Bindeband.

Vieles änderte sich im Laufe der Zeit; anfangs baumelten die Holzpantoffeln von einer Eisenstange im Laden herunter. Diese wie auch viele andere Artikel verschwanden nach und nach, während neue Artikel im Verkaufssortiment auftauchten. Paul Voß, der mit seinen beiden Söhnen das Geschäft führte und der im Laufe der Zeit einen großen, treuen Kundenstamm gewann, hatte bis 1968, als der Pachtvertrag auslief, den Laden fast dreizehn Jahre mit großem Geschick erfolgreich geleitet. Er verzichtete aus verschiedenen Gründen auf dessen Weiterführung, und als es „Voß von de Host“ dann plötzlich nicht mehr gab, da merkten die Leute sehr schnell, daß der Ort eine vielseitige Einkaufsquelle verloren hatte, die bequem zu erreichen gewesen war und wo beim Einkaufen eine persönliche Atmosphäre geherrscht hatte.

1971 wurde das gesamte Anwesen veräußert, und der neue Besitzer baute den Laden zu einer Wohnung aus.

X. Über die Bäckereien

1. Zur Geschichte der Bäckerei in der Schulstraße Nr. 5

Henning Sievers wurde am 5. 5. 1855 geboren. Er stammte aus Beringstedt bei Rendsburg und hatte Katharine Schlüter aus dem ebenfalls bei Rendsburg liegenden Ehlersdorf kennengelernt und sich mit ihr 1881 verlobt.

Das Bild zeigt die beiden an ihrem Verlobungstag, an dem die Verlobte 19 Jahre und ihr Verlobter 26 Jahre alt waren.

Katharine Schlüter trägt ein langes Kleid mit einer Jacke. Letztere ist wie das Kleid eng tailliert und besteht aus Duchesse-Seide, einem dichten, glänzenden, feinfädigen Gewebe. Der Kragen sowie die Ärmel sind mit Rüschen aus Valenciennespitze, einer feinen Klöppelspitze mit Blumenmustern, besetzt.



Katharine Schlüter und Henning Sievers 1881

Aufgenähte Litzen, die an den Enden in kleinen Quasten auslaufen, dienen der Verzierung und unterstreichen das festliche Aussehen dieser Jacke.

Ein besonders auffälliger Blickfang aber ist die schwarzweiße Spitzenkrause am Halsausschnitt des Kleides. Es ist ein sogenannter Jabot, der nicht nur den Halsausschnitt von Frauenkleidern zierte, sondern auch als schmückendes Attribut an Männerwesten zu finden war.

Der Rock des Kleides besteht aus Taft. Dieses Halbseidengewebe besitzt die Eigenschaft, sich leicht bearbeiten zu lassen, und deshalb ist es auch möglich, die lange Bahn des Rockes an drei Stellen zu unterbrechen und mit Smokarbeit zu verzieren.

Katharine Schlüter trägt Ohringe und an einer Halskette ein Medaillon, das vor dem Jabot hängt. Sie hat einen akkuraten Mittelscheitel, ihre Haare straff nach hinten gekämmt und zu einem Knoten zusammengebunden.

Ihr Verlobter trägt einen Anzug mit einer dreiviertellangen Jacke, die nur am oberen Knopf, so wie es üblich war, zugeknöpft ist. Deutlich ist auch die goldene Uhrkette zu erkennen, an deren Ende sich die Taschenuhr befindet, die sicher in einer kleinen Westentasche steckt.

Der steife, weiße Kragen ist typisch für die damalige Zeit genauso wie der kleine, schwarze Knoten, der an einem Gummiband befestigt ist, welches den Knoten in der richtigen Position hält.

Henning Sievers trägt Stiefeletten; das sind kurze Herrenstiefel mit einem kleinen Absatz, die nicht geschnürt werden, sondern in die man durch eine eingnähte Gummilasche hineinschlüpft.

In jungen Jahren schon zeigte er eine Vorliebe für den Bart, und auf dem Verlobungsbild trägt er einen Oberlippenbart, während er später bis ins hohe Alter hinein einen Vollbart bevorzugte.

1882 wurde geheiratet, und wahrscheinlich hatte Henning Sievers vor der Heirat mit dem geerbten Geld von seinem verstorbenen Onkel die Bäckerei in Horst in der Schulstraße gekauft. Sicher ist, daß er dort seit 1883 die Bäckerei betrieb, die er Jakob Richter abgekauft hatte, der diese seinerzeit von seinem Vater Lüder Richter übernommen hatte.

Aus der Zeit, als Jakob Richter noch Bäcker war, stammt folgender mündlich überlieferter Spruch:

Mein Gott, nu wird es wieder Morgen,
wo krieg wi nu den Stuten her?
Jakob Richter will uns keen mehr borgen!
Marten Mohr de seggt, kommt hier man her,
ik borg ju en und noch en mehr!

Dieser Spruch macht deutlich, daß es in etlichen Familien an Geld mangelte und daß, wie es allgemein üblich war, auch beim Bäcker angeschrieben wurde. Wenn



Der Eingang der Bäckerei um 1909; in der Tür steht Frau Katharine Sievers mit Kindern.

aber die aufgeschriebene Summe zu stark angewachsen war, gab es, ehe nicht bezahlt wurde, auch bei Jakob Richter keinen Stuten mehr, und die Leute waren gezwungen, einen anderen Bäcker zu finden, der ihnen etwas gab.

Henning Sievers war damals schon Bäckermeister, und das Bild zeigt die Vorderfront seiner Bäckerei um 1909, zu der aber noch eine Konditorei sowie eine Gewürz-Colonial- und Fettwarenhandlung gehörte, wie es auf dem Schild steht.

Das Wort „Fettwaren“ wird noch mit ‚aa‘ geschrieben, wenn man davon ausgeht, daß dieses Schild gleich nach der Übernahme der Bäckerei 1883 angefertigt wurde, so kann man zur Überprüfung der Rechtschreibung das von Konrad Duden im Jahre 1880 herausgegebene „Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache“ heranziehen, und dort wird Ware mit ‚aa‘ geschrieben. Das Wort kann jedoch auch nur mit ‚a‘ geschrieben werden, denn dieses Wörterbuch war der erste Versuch, zu einer einheitlichen Schreibweise zu kommen. Deshalb enthielt es nur Vorschläge, die nicht bindend waren und stellte teilweise sogar frei, auch andere abweichende Schreibweisen zu gebrauchen. Zwei Doppelformen waren damals noch möglich, und erst mit dem 7. Duden von 1902 wurde definitiv festgelegt, das Wort Ware mit ‚a‘ zu schreiben.

Die Kolonialwarenhandlung war im Grunde ein Hökerladen, auf den auch das typische sechsteilige Sprossenfenster hinweist, das sich links vom Eingang befindet. Hier konnte man vieles kaufen, was im Haushalt gebraucht wurde: Brote und Krucken aus der Backstube, Mehl, Zucker, Salz, Essig, Sirup, Pfeffer, Bonbons, Kathreiners Malzkaffee, Tee in Blechdosen, Brühwürfel von Maggi, Seifenpulver, grüne Seife, Tabak, Zigarren, aber auch große Kruken zum Einlegen von Eiern und Gurken sowie auch kleinere zum Aufbewahren von Salz und Schmalz.

Selbstverständlich gab es bei Sievers auch Petroleum für die Lampen und eine Vielzahl unterschiedlicher Bürsten, die an einer Stange hinter dem Fenster rechts neben dem Schild hingen und die man mit Hilfe einer Lupe erkennen kann.

Blechschilder für Reklamezwecke waren damals modern. Deshalb hatte auch Henning Sievers drei größere an der Hauswand und zwei kleinere an der Tür anbringen lassen. Es sind schon überwiegend emaillierte Schilder, die die witterungsanfälligen Blechschilder ablösten.

Heute sind sie beliebte Sammelobjekte. Sie stammen aus einer Zeit, in der die Produkte über einen längeren Zeitraum mit derselben Bezeichnung im Handel waren. Ein begehrtes Emaillenschild bei Sammlern ist heute z. B. „Dr. Thomson's Seifenpulver“. Dieses Schild befindet sich an dem Haus direkt unter dem Reklameschild von „Solo“, das für Margarine wirbt, die in den meisten Familien die teure Butter ersetzen mußte. Nach dem 2. Weltkrieg kam diese Werbung aus der Mode, weil die Produkte sich rasch veränderten und die Medien für Werbezwecke benutzt wurden.

Das folgende Bild zeigt fast die gesamte Vorderfront des Hauses.



Die Vorderfront um 1909

An der linken Seite des giebelständigen Hauses befindet sich ein Vorbau, die Utlucht. Sie hat zur Straße hin zwei gleichgroße zweiflügelige Fenster, damit genügend Licht in den Raum fällt, so daß die Hausfrau beispielsweise in dem lichtdurchfluteten Raum ihre Näh- und Stopfarbeiten verrichten kann. An der einen schmalen Seite befindet sich außerdem noch ein kleineres Fenster, durch das ein Blick auf die Schulstraße in Richtung Dorfausgang geworfen werden kann, wo die Schmiede von Johannes Scheelk, heute die Tankstelle Nagel, und ihr gegenüber die Stellmacherei von Friedrich Marten liegen. Hinter dieser Utlucht befindet sich die gute Stube mit dem großen Kachelofen, während die Fenster auf der rechten Seite zum Hökerladen gehören.

Der Giebel des Hauses ist im oberen Teil verbrettert, und unterhalb der Verbretterung befindet sich eine zweiteilige Luke, durch die das Brennmaterial wie Holz oder Kohle auf den Boden gebracht werden kann.

Am Mauersockel fallen etliche rechteckige Öffnungen auf, die eine Zirkulation der Luft unter den Fußbodenbrettern ermöglichen sollen, damit das Holz in den wenig oder manchmal gar nicht beheizten Räumen nicht zu faulen beginnt. In kalten Wintern mußten die Löcher von außen zugestopft werden, um das Eindringen der Kälte zu verhindern.

Henning Sievers arbeitete meistens allein, und nur selten beschäftigte er einen durchreisenden Gesellen.

Frühmorgens begann er, den Steinbackofen, einen „Deutschen Holzofen“, anzuzünden, der aus einem dicken Mauerwerk mit einem Gewölbe im Inneren bestand.

Der Backraum war gleichzeitig Feuerungsraum, in dem das Holzfeuer brannte. War das Feuer heruntergebrannt, verteilte Henning Sievers die Glut und machte die Züge zu. Nach etwa zwei bis drei Stunden Brenndauer hatten die Steine die benötigte Backhitze gespeichert, so daß die Glut mit einem eisernen Schaber herausgekratzt und der letzte Rest der Asche mit einem Reisigbesen herausgefegt werden konnte. Dann reinigte Henning Sievers mit einem nassen Jutefeudel, der an einer Stange befestigt war, das Innere des Ofens, und das Backen konnte beginnen. Am Tage zuvor hatte er schon den Teig vorbereitet und über Nacht in den Gärraum gestellt, der sich über dem Backofen befand und zu dem er über eine hölzerne Leiter nach oben gelangen konnte. Der Teig wurde vor dem Backen noch einmal tüchtig durchgeknetet und mit Mehl angereichert, so daß sich beispielsweise Brotlaibe gut formen ließen.

Er schob die Roggenbrot- und Roggenmischbrotteiglinge flink in den Ofen, um die Anfangstemperatur, die Fluchthitze, zu nutzen. Sie machte ungefähr 330 Grad aus und hielt nur kurze Zeit an. Zwischendurch nahm er die Brote heraus, brachte mit einem Quast Wasser auf ihre Oberfläche, um diese möglichst feucht zu halten. Bei der großen Hitze schlossen sich die Poren, die Oberfläche blieb aber elastisch, und es entstand auf diese Weise eine starke Kruste mit dem begehrten Krustenglanz. Außerdem blieb das Brot saftig und bekam einen vollen aromatischen Geschmack.

Nachdem die Fluchthitze abgeklungen war, blieb eine Grundtemperatur von 270

bis 280 Grad, und die Brote backten bei diesen etwas niedrigen Temperaturen langsam aus.

40 bis 50 Roggenbrote oder 35 bis 40 Rundbrote paßten in das 1,60 m bis 1,80 m tiefe Backloch, und speziell bei den erwähnten Brotsorten erreichten die Bäcker mit dem Holzofen gute Backergebnisse, während der Ofen zum Backen von Kleingebäck wegen der nicht immer gleichbleibenden Temperatur nicht so gut geeignet war. Ununterbrochenes Backen war auch nicht möglich, da die benötigte Backtemperatur immer wieder durch erneutes Aufheizen erzeugt werden mußte.

An zwei Seiten der Backstube befanden sich Tische als Arbeitsplatten, und ein größerer Backtrog diente zum Durchkneten des Teiges. Die Arbeit in der Backstube war reine Handarbeit und erforderte viel Muskelkraft. Henning Sievers mußte deshalb in der Backstube sehr rüdrig sein, und es wird erzählt, daß er trotz der vielen Arbeit nicht viel Schlaf brauchte, sondern manchmal nur zwei Stunden am Backofen ausruhte, um dann wieder seiner Arbeit nachzugehen.

Frühmorgens gegen 7.00 Uhr mußten die Brote und Kuchen fertig für den Verkauf im Laden sein, wo seine Frau bediente. Henning Sievers dagegen zog mit einer Kiepe voll Brot über Land und versuchte, seine Ware am Lüningshofer Weg, in Grönland, Hinterm Holz, in Moordiek oder in Siethwende abzusetzen. Als Gegenleistung nahm er aber auch Naturalien wie Mehl, Butter oder Eier entgegen, die er in der Backstube verwenden konnte.

Aus dem Jahre 1895 gibt es noch eine lustige Anekdote zu erzählen. Wenn bei Sievers um 10.00 Uhr die Schnecken mit Korinthen fertig zum Verkauf waren, kamen die Schulkinder, die Geld hatten, während der Pause in den Laden, um sich für 2 Pf. eine Schnecke zu kaufen. Die Lehrer aber untersagten dies, und Henning Sievers wandte sich in dieser Angelegenheit deshalb an den Horster Propst Ernst Lilie, bei dem er als Kirchenrechnungsführer aushalf. Ernst Lilie, eine einflußreiche Persönlichkeit, war 1886 in Horst zum Pastor gewählt worden, hatte dann die Kreisschulinspektion übertragen bekommen und war 1892 sogar Propst in der Propstei Rantzau geworden, zu der auch Horst gehörte.

Er wurde jedenfalls in dieser Angelegenheit bei den Lehrern vorstellig, und daraufhin wurde den Kindern der Kauf von Schnecken bei Sievers erlaubt, ohne daß sich aber das bestehende herzliche Verhältnis zwischen den Lehrern und dem Propst trübte.

Wie jeder Bäcker, so hatte auch Henning Sievers seine Spezialitäten, deren Backrezepte er streng geheim hielt. Es waren dies eine Marzipantorte sowie eine Schokoladen-Sahne-Torte, die noch heute von den Urenkelkindern zu besonderen Anlässen hergestellt werden, und der Verfasser bekam selbst einmal die Gelegenheit, „Opas“ wohlschmeckende Schokoladen-Sahne-Torte in Kiel zu probieren.

Im Zeitraum von 1883 bis 1908 wurden dem Ehepaar Sievers 14 Kinder geboren, die ich namentlich in der Reihenfolge ihrer Geburt aufführe, und zu denen ich einige Anmerkungen mache, um aufzuzeigen, in welchen vorgezeichneten Bahnen



Gustav mit 20 Jahren als Bäcker

das Leben nach der Schulentlassung aus der Volksschule verlief, wenn es nicht jäh durch Krieg oder Krankheit ausgelöscht wurde.

1. Johannes lernte bei seinem Vater Bäcker, aber da er mit 16 Jahren noch Schläge bekam, lief er aus dem Elternhaus fort und fuhr zur See. Später schloß er die Bäckerlehre bei einem fremden Meister ab, blieb aber seinem Beruf nicht treu, sondern arbeitete zuletzt bei den Hamburger Gaswerken.
2. Sophie blieb nach der Schulentlassung erstmal zu Hause, suchte sich dann aber eine Stellung im Haushalt und heiratete mit 19 Jahren einen Schmiedemeister aus Schwartbuk bei Schönberg.
3. Helene I hatte leider nur ein kurzes Leben, da sie mit 9 Jahren an Diphtherie starb.
4. Christine wurde 1888 im Dreikaiserjahr geboren. Da sie gut lernen konnte, durfte sie in der Schule eine Klasse überspringen und verließ die Schule schon mit 13 Jahren. Sie war in Kiel und in Hamburg in Stellung, konnte sehr gut nähen und kochen, so daß sie später eine Anstellung in einem Haushalt als Köchin fand.
5. Wilhelm hatte Kaufmann in Hamburg gelernt und fiel mit 27 Jahren am 6. 5. 1917 als Landsturmmann.
6. Hermann hatte zu Hause Bäcker gelernt und arbeitete später als Geselle in anderen Bäckereien.



Gustav als Soldat

7. Berta verstarb mit 7 $\frac{1}{2}$ Monaten.
8. Gustav hatte beim Vater Bäcker gelernt, war fast immer zu Hause und sollte die Bäckerei übernehmen. Er fiel mit 23 Jahren am 20. 9. 1917 in Langemark.
9. Katharine blieb während des gesamten Weltkrieges zu Hause und nahm 1920 bei einem Arzt in Kopenhagen eine Stellung an. Später heiratete sie einen Kaufmann, der in Kiel ein Kolonialwarengeschäft besaß.

10. Otto kam nach dem Tod der Mutter zu seiner Schwester nach Schwartbuk, wo er beim Schwager das Schmiedehandwerk erlernte.
11. Helene II, die ihren Namen in Erinnerung an die früh verstorbene Schwester erhielt, nahm 1919 eine Stellung an und heiratete dann nach Hamburg.
12. Emma war nie auswärts in Stellung, sondern blieb immer zu Hause. Sie heiratete den Schlachter Ludwig Ahrens, dessen Vater in Horst eine Schlachterei besaß. Ihr Mann war aber beim Schlachter Dölling in Elmshorn beschäftigt, und deshalb wohnten sie auch in Elmshorn.
13. Walter absolvierte beim Finanzamt eine Lehre, war anschließend bis 1938 in der Gemeindeverwaltung in Horst tätig und zog dann nach Kiel, wo er sich beruflich verbessern konnte.
14. Fünf Jahre nach der Geburt von Walter wurde Paula als letztes Kind 1908 geboren. Sie lernte bei der Sparkasse in Horst und heiratete später einen Bauern in Loob bei Neumünster.

Es fällt auf, daß die Mädchen in der Regel nicht wie die Jungen verschiedene Berufe erlernten. Das war damals auch nicht üblich, statt dessen halfen die Mädchen im elterlichen Haushalt oder gingen in Stellung, um sich die Kenntnisse in der Haushaltsführung anzueignen, die sie später brauchten, wenn sie nach der Heirat selbst einmal einen Haushalt führen mußten.



Henning Sievers mit Paula, dem jüngsten Kind

So viele Kinder verursachten viel Arbeit, und Frau Sievers konnte nicht gleichzeitig den Haushalt führen, sich um die Kinder kümmern und dann noch im Laden bedienen. Deshalb lernten die Kinder schon früh, tüchtig mitzuhelfen. Sie halfen in der Küche, beim Saubermachen, bei der Torfgewinnung, jäteten im Garten, fegten Hof und Straße, bedienten im Laden und paßten auf die jüngeren Geschwister auf.

Da Geld in solch einer großen Familie sicher nicht üppig vorhanden war, war es für die Kleinen selbstverständlich, die Schuhe der Großen sowie deren Kleidung aufzutragen. Auch mangelte es an Platz, und deshalb wurde die gute Stube hinter der Utlucht zur Schlafstube umfunktioniert und statt dessen ein kleinerer Raum hinter dem Laden als Wohnstube genutzt.

Die Familie mußte sich in ihren Ansprüchen zwar sehr bescheiden, aber Not litt niemand.

Ein schwerer Schlag für die Familie war der Tod von Frau Sievers, die 1913 an Magenkrebs starb. In dieser schweren Zeit hielt die Familie zusammen, und Christine kehrte wieder in ihr Elternhaus zurück, um sich der fünf noch schulpflichtigen Geschwister anzunehmen. Zwei Kinder holte die Schwester Sophie zu sich nach Schwartbuk, so daß alle Kinder ordentlich betreut werden konnten.

Ein sehr schwerer Schicksalsschlag war auch der Tod der beiden Söhne Wilhelm und Gustav, die beide im Kriegsjahr 1917 fielen. Durch den Verlust von Gustav hatte Henning Sievers den designierten Nachfolger für seine Bäckerei verloren.



*Ein Bild um 1917
Von links: Emma, Helene, Christine, Heinrich Luttmann,
davor Paula im Kleid, Henning Sievers, Gustav und Walter Sievers.
Die beiden Personen in der Tür sind nicht bekannt.*



Das Brautpaar inmitten seiner Gäste im Jahre 1919

Der Nachfolger wurde statt dessen sein Schwiegersohn Heinrich Luttmann, der 1919 seine Tochter Christine heiratete. Er stammte aus Hannover, hatte in Horst einen Kriegskameraden besucht, und während dieses Besuches seine zukünftige Frau kennengelernt. Christine Sievers war mit 30 Jahren in der damaligen Zeit für eine Heirat schon verhältnismäßig alt, aber da sie dem Vater den Haushalt geführt hatte und da die meisten jungen Männer zwischen 1914 und 1918 zum Kriegsdienst eingezogen waren, hatte sich für sie zum Heiraten keine Gelegenheit ergeben.

Rechts neben dem Bräutigam steht dessen Schwester Lina, und neben dieser sieht man die Schwestern der Braut, Emma und Helene II. Die Mutter von Heinrich Luttmann sitzt auf einem reich verzierten Stuhl, daneben Henning Sievers mit seinem weißen Vollbart, und der freundliche Junge ganz rechts im Bild ist Walter Sievers. Ganz links steht der Soldat Otto, und das kleine Mädchen mit der großen, weißen Schleife im Haar ist die 11jährige Paula mit ihrem Hund Prinz.

Als Heinrich Luttmann den Betrieb übernahm, stellte er das Angebot im Bäckerladen um; er spezialisierte sich mehr auf kleine Kuchen, Gebäck und selbstgemachte Pralinen. Auf Wunsch stellte er Torten her, was vor 1914 nicht so üblich war. Zudem begnügte er sich mit dem reinen Ladenverkauf, doch der Umsatz entwickelte sich



Heinrich Luttmann mit seinem Sohn Günther im Jahre 1925. Ganz rechts befindet sich ein Stapel Brennholz.

nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Auch verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage zusehends, so daß die rasch ansteigende Inflation und das Anwachsen der Arbeitslosigkeit, hervorgerufen durch die weltweite Wirtschaftskrise, eine kontinuierliche Entwicklung des Betriebes verhinderten.

Im Dezember 1919 kostete ein Roggenbrot beispielsweise 80 Pf und 1923 auf dem Höhepunkt der Inflation im Dezember schon 399 000 000 000 Mark. Wenn Heinrich Luttmann sich vor der Inflation noch über seine Ersparnisse auf dem Sparkassenbuch freuen konnte, so war sein Geld 1923 wertlos geworden, weil es nicht mal mehr zum Kauf eines Brotes reichte.

Deshalb suchte er nach einem Ausweg und fuhr zeitweise wie in jungen Jahren als Koch zur See, während sein Schwiegervater die Bäckerei weiterführte.

1926 unternahm er dann den Versuch, den Backofen mit Öl zu beheizen, was aber mißlang, da das Brot den Ölgeruch zu stark annahm. Diese fehlgeschlagene Investition hatte viel Geld gekostet, verschlechterte seine finanzielle Lage erheblich, und außerdem hatte er noch das Pech, daß sein Backofen durch die Ölbefuerung Schaden genommen hatte.

Als Heinrich 1928 plötzlich verstarb, wurde die Bäckerei noch im selben Jahr an Claus Thormählen verkauft. Frau Luttmann zog mit ihren beiden Jungen und dem 75jährigen Vater in das Haus in der Gärtnerstraße, aus dem die Familie Thormählen

ausgezogen war. Als sie sich 1941 zum zweiten Male verheiratete, zog sie mit ihren beiden Kindern zu ihrem Mann nach Kiel.

Auf Thormählen folgte für kurze Zeit der Bäcker Fleeth, und 1934/35 übernahm Hans Rademacher aus Uetersen bis etwa 1938 die Bäckerei. Er ersetzte den alten Holzofen durch einen Zweiseitenfeuerungssofen, der einige Vorteile hatte. Er konnte mit Holz oder Kohle beheizt werden, die Asche fiel durch ein Rost in einen Auffangbehälter, und die Feuerstelle befand sich nicht mehr im Backraum.

Der Bäckermeister August Zöftig, der aus dem Raum Dauenhof stammte, hatte die Bäckerei von Hans Rademacher übernommen. Leider fiel er im 2. Weltkrieg, und seine Bäckerei, die während seines Kriegsdienstes schon geschlossen war, wurde nach seinem Tode von seiner Frau nicht wieder eröffnet. Sie verließ Horst und zog mit ihren Kindern zu ihren Eltern auf den Hof nach Bargtheide.

Herbert Stahmer stammte aus Fischbek, das in der Nähe von Bargtheide lag, wo sein Vater eine Bäckerei besaß.

Auf jeden Fall hatte Herbert Stahmer, der inzwischen Bäckermeister war, von der geschlossenen Bäckerei in Horst erfahren, und er wurde mit Frau Zöftig einig, diese zu pachten.

Im März 1946 zog Herbert Stahmer mit seiner Frau Herta in die Schulstraße Nr. 5.

Es war gar nicht so einfach, in der Nachkriegszeit die Genehmigung für die Wiedereröffnung der Bäckerei zu erlangen, weil die deutschen Behörden in ihrer Entscheidungsbefugnis von der englischen Besatzungsmacht abhängig waren.

Außerdem war das Haus mit Menschen belegt. Auf der rechten Seite wohnte das aus Hamburg ausgebombte Ehepaar Haupt, und die linke Seite wurde von dem Ehepaar Pfeifer mit seinen beiden Kindern bewohnt. Herbert Stahmer zog mit Frau und Kind in ein kleines Zimmer, das direkt vor der Backstube lag. Sie richteten sich in einem schräg gegenüberliegenden Raum eine Notküche ein, indem sie einen Herd aufstellten und ein Ofenrohr durch ein in die Außenwand geschlagenes Loch nach draußen führten. Zum Glück fanden Pfeifers schon zu Pfingsten eine neue Wohnung, so daß die Familie Stahmer die gute Stube mit dem großen Kachelofen sowie die angrenzende Küche mit dem aufgemauerten Herd für sich nutzen konnte. Als das dritte Kind bei Stahmers geboren wurde, verzog auch das Ehepaar Haupt 1949 ins Rheinland, um für die fünfköpfige Familie Platz zu machen.

Anfangs gab es noch andere Probleme. Das Dach des Hauses war undicht, die Wände feucht, im Keller stand Wasser, die alten Holztröge in der verwaisten Backstube waren voller Holzwürmer, und in den Ritzen hatten sich Kakerlaken angesiedelt.

Diese Mißstände ließen sich durch einen großen Arbeitseinsatz beseitigen, aber leider fehlte ein eigener Brunnen auf dem Grundstück. So mußte das Wasser in Eimern vom Brunnen des Nachbarn herbeigeschafft werden, was umständlich, zeitraubend und bei schlechtem Wetter sehr unangenehm war.

Herbert Stahmer ließ deshalb vom Nachbarbrunnen zwei Rohre in seinen Keller

legen, wo er zwei Bassins hatte aufmauern lassen, in die das Wasser mit Hilfe einer Flügelpumpe hineingepumpt werden konnte, so daß ein ständiger Wasservorrat im Haus vorhanden war. In dem Stall mit der Außentür, der sich im hinteren Teil des Hauses befand und der mit einfachen Feldsteinen ausgelegt war, richtete sich das Ehepaar eine Waschküche ein.

In der Backstube stand noch der gute alte Backofen, ein Zweiseitenfeuerungs-ofen, der auf der rechten sowie auf der linken Seite Feuerungstüren hatte, während sich die Tür zum Backofen dazwischen befand. Dieser Ofen besaß seine Qualitäten, aber leider schluckte er viel Feuerung, weil durch jede Tür jeweils ein Zentner Briketts hineingeschüttet werden mußte. Damit dem Bäcker die Brote beim Einschieben nicht von seinem Holzschieber rutschten, befand sich vor dem Ofen eine gemauerte Fußgrube, in der der Bäcker tiefer stehen konnte, um somit den Höhenunterschied auszugleichen.

Ein Lehrling goß zuweilen warmes Wasser in diese Grube und funktionierte sie zur Badewanne um. Nach dem Bad mußte er dann das Wasser wieder herausschöpfen; er goß es in ein Sieb an der Außenwand, durch das das Badewasser nach draußen durch den Garten in einen offenen Abzugsgraben floß.

Gegen 18.00 Uhr fing Herbert Stahmer an, den Ofen zu beheizen, und wenn dann gegen 22.00 Uhr die Briketts ausgebrannt waren, wurden die Züge im Ofen geschlossen. Die Gluthitze heizte unterdessen den Ofen immer stärker auf, so daß von 4.00 Uhr morgens bis gegen 11.30 Uhr gebacken werden konnte. Der Anfall an Asche war so stark, daß der Fuhrunternehmer Röpcke aus der Jahnstraße diese einmal im Jahr mit Pferd und Wagen abfahren mußte.

In der Nachkriegszeit gab es anfangs kein Mehl für Brötchen und Weißbrot, und das Mehl für Misch- und Schwarzbrot wurde zugeteilt. Diese Zuteilung orientierte sich leider noch nach dem Mehlverbrauch des Vorgängers August Zöftig, was aber nicht mehr dem tatsächlichen Bedarf entsprach. Horst hatte vor dem Weltkrieg im Jahre 1939 lediglich 2613 Einwohner, während im Oktober 1946 die Einwohnerzahl auf 4906 angewachsen war und im September 1950 sogar den Höchststand von 5148 erreichte, da viele Flüchtlinge und in Hamburg ausgebombte Menschen in Horst eine Unterkunft gefunden hatten.

Wenn Herbert Stahmer für den nächsten Tag kein Mehl mehr zum Backen hatte, dann mußte er vom Amt neue Zuteilungskarten holen. Es war schon ein Fortschritt, als die Bemessungsgrundlage den tatsächlichen Verhältnissen angepaßt wurde und die Mehlrationen für eine Woche und später sogar für einen Monat freigegeben wurden. Die Mühle von Schwarzkopf lieferte anfangs ausschließlich das Mehl, und der Fuhrunternehmer Emil Hinck holte aus Elmshorn die Hefe und verteilte diese an alle Horster Bäcker.

In den ersten Jahren war auch die Feuerung sehr knapp, und da Kohle kaum zu bekommen war, ließ sich Herbert Stahmer 1946 mit Pferd und Wagen schwarzen Torfschlamm in die Schulstraße fahren. Der Brei wurde auf den Hof gekippt, wo an-

schließend die Torfaufbereitung begann, wie sie sonst üblicherweise auf dem Torfmoor stattfand. Der Torfbrei wurde in Formen gepreßt, die Soden in Reihen und Türmen zum Trocknen gestapelt und danach zum Lagern auf den Boden gebracht.

Sehr segensreich war in dieser schwierigen Zeit auch die Existenz eines kleinen Stalles im Garten, in dem das Ehepaar Stahmer sechs Schweine halten konnte, die leicht durchzufüttern waren, da es in der Backstube immer genügend Abfall gab und nur wenig Schrot dazugekauft werden mußte.

Anfangs brachten die Leute auch noch selbstzubereiteten Teig zum Backen nach hinten in die Backstube, und Frau Stahmer erinnert sich noch besonders gut an das geschäftige Treiben am Heiligen Abend, wenn die Leute ihre Backwaren abholten. Sie waren froh, wenn sie nach dem Besuch des Gottesdienstes in der Kirche nach 18.00 Uhr noch schnell das Gebackene in Empfang nehmen konnten.

Nach der Währungsreform im Jahre 1948 besserte sich die Lage zum Glück zusehends. Bald fuhr Frau Stahmer mit dem Rad morgens um 6.00 Uhr Brötchen aus, und sie mußte sich stets beeilen, weil sie um 7.00 Uhr den Laden pünktlich öffnen mußte.



Herbert Stahmer mit dem Tempo in Heisterende. Das kleine Mädchen ist Maren Süllau.

1948 kaufte Herbert Stahmer das erste Auto, ein Dreirad der Marke Tempo, mit dem er sofort nach dem Backen gegen 11.30 Uhr auf Tour fuhr.

Der Tempo-Wagen gehörte zur Baureihe A 400, von der zwischen 1938 und 1943 24 201 Stück bei Vidal & Sohn in Hamburg gebaut wurden. Herr Stahmer hatte die-

ses Kombinationsfahrzeug zum Bäckerwagen umfunktioniert. Das Auto hatte 400 ccm Hubraum, 12 $\frac{1}{2}$ PS, einen Zwei-Zylinder-Zweitaktmotor mit Wasserkühlung, einen Vorderradantrieb, drei Vorwärts- und einen Rückwärtsgang, eine Tragkraft von 750 kg, einen Verbrauch von 8 l auf 100 km, und es fuhr bis zu 50 Stundenkilometer.

Die Straßenlage des Autos war besonders in Kurven sehr unsicher.

1954 wurde ein größeres Auto, ein DKW 3=6, angeschafft.



Vor dem DKW stehen links Herbert Stahmer und daneben sein Sohn Dieter.

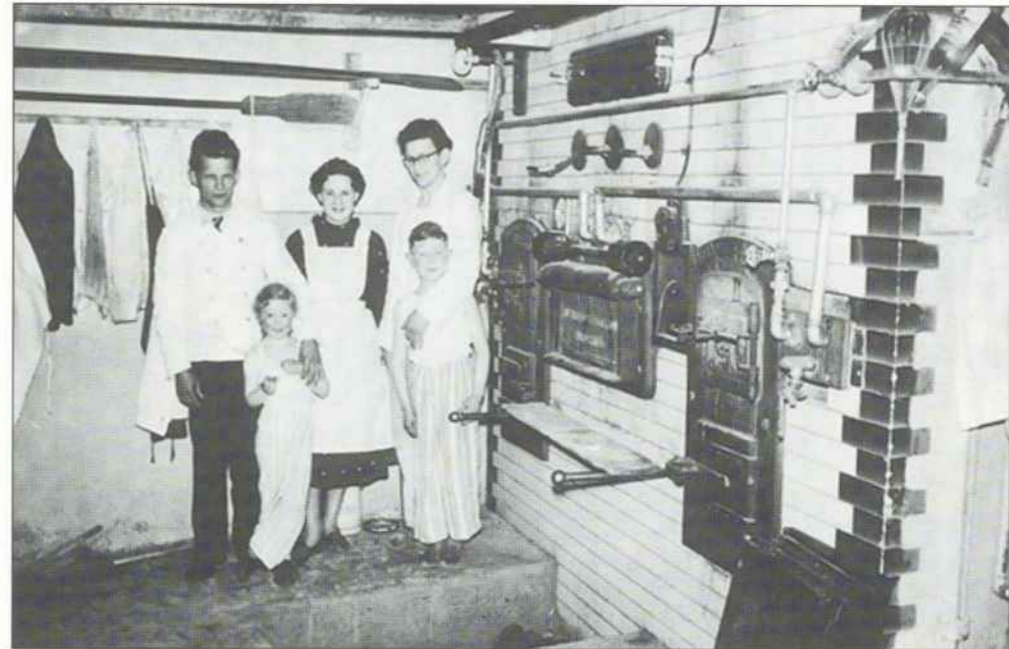
Der Wagen, auch „Großer DKW“ genannt, war 10 cm breiter, einige Zentimeter länger, besser gefedert, mit stärkeren Bremsen versehen sowie mit einem höheren Leistungsvermögen ausgestattet als sein Vorgänger, die DKW-Sonderklasse.

Der gekaufte DKW war ein Dreizylinder mit 996 ccm Hubraum, entwickelte 40 PS, besaß vier Gänge, eine Lenkradschaltung und verbrauchte als Zweitakter ca. 10,5 l Gemisch.

In dem geräumigen Kleinwagen hatten fünf Personen Platz, und die Höchstgeschwindigkeit betrug 115 km/h.

Dieser Universal-Kombi, den bevorzugt Geschäftsleute kauften, kostete 6670 DM, und von dem Typ DKW 3=6, der von 1955/56 bis 1959 vom Band lief, wurden insgesamt 19 531 Stück gebaut.

Übrigens absolvierte Frau Stahmer, die bei der Fahrschule Leonhartsberger Unter-



Vor dem Zweiseitenfeuerungssofen stehen von links nach rechts: Herbert Stahmer mit seiner Tochter Elke, die Angestellte Erna Lüdemann, die beiden Söhne Dieter und Manfred Stahmer.

richt genommen hatte, auf dem neuen DKW am 15. 10. 1954 ihre praktische Fahrprüfung.

Herbert Stahmer hatte seine festen Touren außerhalb des Ortskerns: dienstags und sonnabends ging es nach Horstheide und zum Bahnhof und mittwochs beispielsweise nach Grönland, Moordiek und Heisterende. Gegen 18.00 Uhr oder gegen 18.30 Uhr war er in der Regel wieder zu Hause. Außer montags fuhr er jeden Tag Ware aus. Zuletzt benutzte er für seine Verkaufstouren einen VW-Bus. Jeden Tag wurden Brötchen, Weißbrot, Mischbrot und zwei- bis dreimal in der Woche auch Schwarzbrot gebacken.

Die Arbeit in der Backstube war anfangs anstrengend, da keine Maschinen zur Verfügung standen, deren Anschaffung sich erst allmählich vollzog.

1956 lief die Pacht ab, und das Ehepaar Stahmer kaufte von Frau Zöftig die Bäckerei. Im selben Jahr erfolgte auch der Anschluß an die Kanalisation und 1957 der Anschluß an das Wassernetz.

1964 löste eine Schnellknetmaschine die alte abgebildete Maschine ab; der alte Backofen wurde abgerissen und durch einen ölbeheizten Ofen der Marke „Monsum“ ersetzt.



Der Lehrling Reinhard Rehberg aus Krempe vor einer Knetmaschine, die aus alten Wehrmachtsbeständen stammte und die auf dem Bild durch den großen Bottich zum Teil verdeckt wird.

Dieser Ofen war ein Etagenofen mit Heißluftumwälzung. Da er keine Wärme zu speichern brauchte, bestand er aus reinem Stahl. Ein Gebläse führte die heiße Luft unmittelbar zu den sechs Herden, wo gebacken wurde und die von außen über Klappen zu erreichen waren.

Weil die Feuerung im Backofen gezielt dem Backen diente und die Außenwände zudem aufwendig isoliert waren, gab der Ofen kaum Wärme in die Backstube ab. Um diese aber zu erwärmen, öffnete der Bäcker beim „Monsum“ die Herdklappen, damit das Gebläse die angewärmte Luft in den Raum pusten konnte, der in kurzer Zeit angenehm warm wurde. Der Ofen war eine riesengroße Arbeitserleichterung, denn nun konnte Herbert Stahmer ihn morgens um 4.00 Uhr anstellen, und schon nach einer Dreiviertelstunde erreichte er die gewünschte Arbeitstemperatur. Diese ließ sich auch regeln, die Backzeit konnte eingestellt werden, und außerdem arbeitete der Ofen noch sehr preisgünstig, denn der Liter Öl kostete 1964 nur 9 Pf.

Die Backzeit für Butterkuchen betrug 11 Minuten, für Brötchen 20 Minuten, für Weißbrot 30 Minuten und für Roggenbrot beispielsweise 60 bis 90 Minuten.



Der Laden 1955/56



Heute wird das Haus nur noch als Wohnhaus genutzt. Foto 1995

Außerdem wurde im hinteren Bereich des Gebäudes noch eine Konditorei eingerichtet, so daß der große Kundenstamm gut versorgt werden konnte.

Zu Ostern, zu Pfingsten, zu Weihnachten oder zu Silvester war die Nachfrage nach Kuchen immer sehr groß, und Herbert Stahmer bot folgende Spezialitäten an: Schwarzwälder Kirschtorte, Schokoladentorte, Blätterteigtorte, Nußtorte oder auch Quarkkuchen.

1975 schloß das Ehepaar Stahmer die Bäckerei, denn auch die beiden Söhne Manfred und Dieter, die ebenfalls Bäcker und Konditor waren, kamen als Nachfolger nicht in Frage, da sie schon eigene Existenzen gegründet hatten.

2. Die Bäckerei Schröder in der Bahnhofstraße

Hugo Schröder stammte aus Heide in Dithmarschen, wo sein Vater eine Gastwirtschaft, den Ratskeller, betrieb. Gern arbeitete er in der Küche, erlernte aber selbst den Beruf des Bäckers.



Rechts auf dem Bild die Bäckerei in der Bahnhofstraße. Hinten am Giebel des Hauses ist eine Luke zu erkennen, hinter der der Mehlboden lag, auf den die Mehlsäcke mit Hilfe eines Aufzuges nach oben gezogen wurden.

In Horst kaufte er sich in der Bahnhofstraße einen Bauplatz und errichtete dort 1908 ein Wohnhaus mit einem Laden sowie einer Bäckerei.

Er heiratete Lene Mohrdiek, die aus Offenseth stammte. Zur Hochzeit kamen seine Eltern mit einer von vier Pferden gezogenen Kutsche und brachten in einem großen Weidenkorb das Hochzeitsessen mit.

Seine Frau übernahm das Ladengeschäft, in dem auch Kolonialwaren verkauft wurden. Außerdem hielt das Paar noch zwei Schweine, um die Abfälle der Bäckerei sinnvoll und gewinnbringend zu verwerten.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist noch das Haus zu erkennen, das dem Kapitän Heinrich Hohmann gehörte und das später abgerissen wurde, um Platz für die im Jahre 1950 erbaute Käserei zu schaffen.

Das folgende Bild zeigt die alte Backstube. Links steht der hölzerne Backtrog, und rechts ist eine Rührmaschine zu erkennen.

Hugo Schröder arbeitete immer mit einem Lehrling. Wenn er seine Arbeit in der Backstube verrichtet hatte, fuhr er gegen 10.30 Uhr mit Pferd und Wagen Brot aus. Seine Spezialität war der Butterkuchen.

1932 starb leider seine Frau; 1936 übernahm der Sohn Emil mit seiner Frau Wilma, geb. Lohse, die Bäckerei, und beide führten diese in bewährter Weise weiter.



Backtrog und Rührmaschine



Die Aufnahme von 1935 zeigt Hugo Schröder, der gerade aus der Backstube gekommen ist und seine Schürze abgelegt hat.



Heinrich Rickert



Links steht Emil Schröder und rechts Heini Rickert.

Das Brotausfahren wurde auch beibehalten, und das Pferd stand nach getaner Arbeit im Stall oder graste auf der angrenzenden Wiese des Nachbarn Schuster Meyn.

Das Brot wurde auch mit dem Fahrrad ausgefahren, an das ein Anhänger gehängt wurde, und vorn stand eine Kiepe in einem eisernen Gestell. Die Aufnahme wurde 1938 gemacht. Sie zeigt Heinrich Rickert, der bei Emil Schröder gelernt hatte und danach weiter als Geselle bei seinem Lehrherrn arbeitete.

Noch 1938 wurden die Weihnachtskuchen den Kunden bei Schneelage mit dem Schlitten ins Haus gefahren.

1939 schaffte das Ehepaar das erste Auto an, einen Opel Kadett, in dessen Kofferraum der Tischler Oswald Harder eine Kiste mit zwei Brettern als eine Art Regal einbaute, damit die Ware besser transportiert werden konnte.

Der erste Kadett wurde 1936 gebaut. Er hatte eine selbsttragende Ganzstahlkarosserie und war zwischen 1938 und 1939 der meistgekaufteste deutsche Wagen.

Das 1939 gekaufte Auto hatte 1,1 l Hubraum, vier Zylinder, 23 PS, ein Dreiganggetriebe mit Mittelschaltung, einen 27 l fassenden Tank und einen Verbrauch zwischen 7,5 und 8,5 l.

Die Zuladung betrug ca. 347 kg, und die normale Limousine, die 1795 DM kostete, erreichte eine Höchstgeschwindigkeit von 98 km/h.



Bäckermeister Schröder 1941 auf seiner Tour in Heisterende bei Süllau

1945 wurde die gesamte Fertigungsanlage in Rüsselsheim von den Sowjets demontiert und diente in Rußland als Ausgangsbasis für die Fertigung des Moskwitch 400.

Im 2. Weltkrieg mußte auch Emil Schröder Kriegsdienst leisten, aber als 1942 der alte Zweiseitenfeuerungsöfen durch einen neuen ölbeheizten Ofen ersetzt wurde, erhielt er ein Vierteljahr Freistellung, um den Umbau in seiner Bäckerei vornehmen zu lassen.

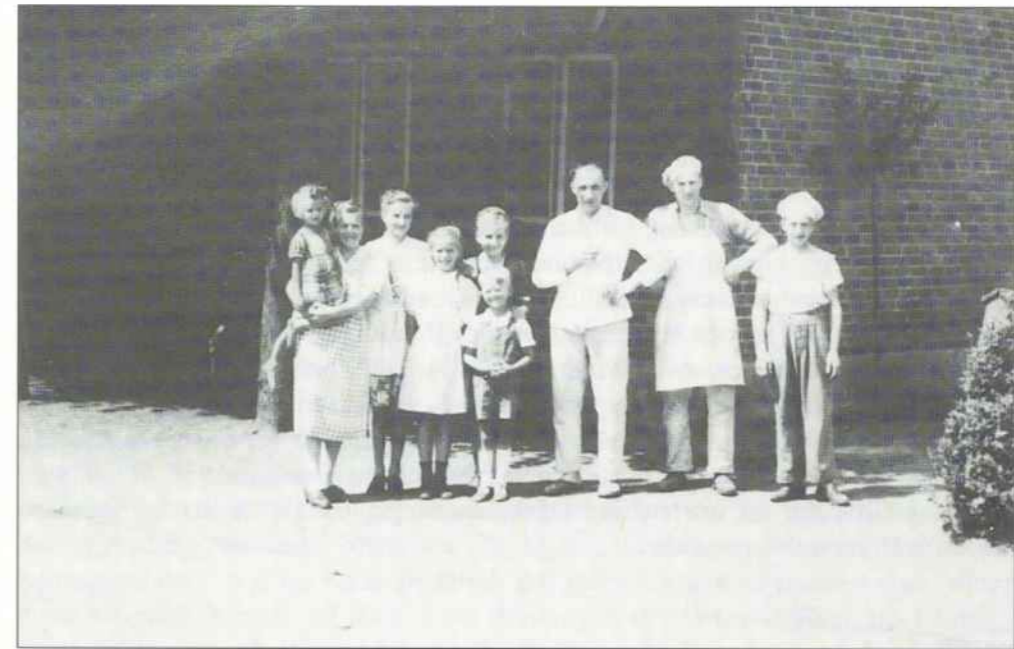
Während der Kriegsjahre mußte seine Frau die Bäckerei allein weiterführen, und sie erhielt von der Gemeinde zur Unterstützung immer einen französischen Kriegsgefangenen. Damals mußten ungefähr 20 Franzosen in den verschiedenen Horster Betrieben arbeiten, die in der Stellmacherwerkstatt von Friedrich Meyer einquartiert waren.

Leider fiel Emil Schröder noch in den letzten Kriegstagen am 31. März 1945, und so war Frau Schröder gezwungen, den Betrieb allein weiterzuführen.

1945 wurde das Auto sofort von den Engländern beschlagnahmt, so daß das Brot bis 1957 wieder mit Pferd und Wagen ausgefahren werden mußte. Anfangs betätigte sich Max Dettmann als Brotkutscher. Im Laden konnte in der Nachkriegszeit nicht viel verkauft werden, denn es gab kaum Ware, und die Zuteilung erfolgte über Lebensmittelkarten.

Das folgende Bild aus dem Jahre 1948 zeigt die Angestellten der Bäckerei, zu denen sich auch drei Kinder gestellt haben.

Nach der Währungsreform 1948 änderte sich das wirtschaftliche Leben schlagartig, und der Umsatz von Backwaren, Kolonialwaren und Spirituosen begann zu florieren.



Von links: die Hausgehilfin Herta Nottelmann; Ulla Marquardt, angestellt als Kindermädchen, Hausgehilfin und Ladengehilfin; die Kinder Annelene Lensch, Elke Schröder und Peter Starckjohann. Dann folgen: Bäckermeister Ehlers (1946–1956); Bäcker Erich Bornhold (1946–51); der Lehrling Ewald Voicke (1946–51).

1957 pachtete Heinz Wulf die Bäckerei mit dem Geschäft und führte beide 14 Jahre.

1971 übernahm der Sohn Werner als Bäcker- und Konditormeister den Betrieb. Er vergrößerte den Laden um zwei Stuben und legte den Fußboden tiefer. Da er sich aber beruflich verändern wollte, gab er die Bäckerei sowie den Laden im Februar 1977 auf.

XI. Die Hökereien

1. Die Gastwirtschaft und Hökerei in Heisterende

Die Hökereien waren meistens verbunden mit einer Bäckerei oder einer Gastwirtschaft, und ein typisches Beispiel für eine solche Verbindung gab es in Heisterende.

Jochen Pingel hatte schon 1819 die Konzession für eine Gastwirtschaft erhalten, die dann später von Martin Micheels, Johannes Rohwer sowie Carsten Schippmann weitergeführt worden war, ehe sie Andreas Klüwer 1907 übernahm.

Die folgende Postkarte, abgestempelt am 13. 8. 1909 zwischen 12 und 14 Uhr in Horst, zeigt die Gastwirtschaft, die den Namen „Zur Hoffnung“ trägt und Andreas Klüwer als Besitzer ausweist. Elsa Lingemann schickte diese Karte an Fräulein A. Sievers in Groß Borstel, um letzterer auf diesem Wege viele Grüße aus der Sommerfrische in Heisterende zu senden.



Die Gastwirtschaft „Zur Hoffnung“ von Andreas Klüwer

Vor der Gastwirtschaft haben fünfzehn Personen in zwei Reihen Aufstellung genommen. In der hinteren Reihe stehen sieben Erwachsene und unter ihnen, fast ganz links, wohl der Gastwirt Klüwer mit seiner Frau, während sich in der vorderen Reihe ausschließlich Mädchen und Jungen befinden. Eine Zuordnung der Personen zur Familie Klüwer oder zum Hauspersonal ist leider nicht möglich. Vielleicht hat sich auch die eine oder die andere Nachbarin, was durchaus üblich war, mit Kindern einfach dazugestellt, genauso wie es der Schornsteinfeger tat, der gerade zufällig mit dem Rad vorbeikam. Wenn früher nämlich ein Fotograf auftauchte, war sein Erscheinen immer ein Ereignis. Jedermann kam schnell herbei, um ihm bei der Arbeit zuzusehen, und jeder stellte sich dem Fotografen auch gern für die Ausgestaltung eines Bildes zur Verfügung. Der Fotograf benutzte als Fortbewegungsmittel meistens ein Fahrrad, auf dem er den schweren, kastenförmigen Apparat transportierte, den er für die Aufnahmen jedesmal aufbauen und auf ein Stativ setzen mußte, was immer einige Zeit in Anspruch nahm. Währenddessen standen die zu Fotografierenden schon in Positur, und da die Belichtung oft mehrere Sekunden dauerte, mußte sich jeder vor der Aufnahme für eine bestimmte Position entscheiden und dann stillstehen. Schnappschüsse, wie sie heute praktisch mit jeder Kamera zu machen sind, waren damals technisch nicht möglich. Statt dessen gab der Fotograf Regieanweisungen und wartete einen günstigen Moment ab, ehe er den Auslöser betätigte. Deshalb wirken die Personen vor der Gastwirtschaft beim genauen Betrachten auch etwas steif und gestellt.

Die Gastwirtschaft mit der Hökerei lag gegenüber der Schmiede von Johannes Lefenau, unmittelbar an dem Verbindungsweg, der von Horst über Heisterende direkt zur Landstraße nach Glindesmoor führte, auf der man weiter nach Dauenhof, Westershorn oder Hörnerkirchen fahren konnte.

Dieser Weg wurde als Abkürzung gern benutzt, um die fast doppelt so lange Fahrstrecke über Steinburg und Hohenfelde zu vermeiden. Ein Bauer benötigte mit seinem Pferdefuhrwerk für diese Strecke bei normalen Wegeverhältnissen nur 30 Minuten; ein Reiter legte diesen Teil sogar in knapp 20 Minuten zurück.

Allerdings bestand der Weg überwiegend aus Schotter und Sand und war nicht jederzeit leicht passierbar. Das beste, trockene Stück befand sich im Bereich des Apfelgartens von Dehde, während die schlechteste Wegstrecke dort war, wo sich heute der geteerte Weg Tamfort befindet. Während der Erntezeit zerwühlten die Wagenräder und die Hufe der Pferde regelmäßig den Weg, und wenn es dann noch regnete, verwandelte sich dieser in einen Matschweg mit unzähligen kleinen und großen Schlaglöchern. Fast unpassierbar wurde der Weg oft im Herbst, wenn er durch anhaltende Regenfälle grundlos wurde, und die Wagenlenker mußten stets viel Geschick aufbringen, um ihre Wagen ohne Achsenbruch über diese Wegstrecke zu bringen.

Die Gastwirtschaft lag hinter den beiden hohen Holzfenstern rechts vom Eingang. Der Raum war sechs Meter lang und vier Meter breit, und er konnte, wenn es erforder-

derlich war, bis zu dreißig Gäste aufnehmen. Im Alltagsbetrieb jedoch hatten auf den beiden Eckbänken, auf dem Sofa sowie auf den Stühlen bedeutend weniger Leute Platz.

Der Eingang der Gastwirtschaft befand sich übrigens an der rechten Hausseite, wo auch der Name „Zur Hoffnung“ angebracht war.

Die Gaststube wurde mit Hilfe eines großen Kachelofens beheizt, und an einer Seite stand ein Grammophon, aus dem nach dem Einwurf von 10 bis 20 Pfennigen Musik ertönte, nach der häufig in der Gaststube getanzt wurde.

Das Bier wurde stets in Flaschen verkauft. Knackwurst aus Dosen gab es zu jeder Zeit, während es belegte Brote oder „Rundstück warm“ nur nach Voranmeldung gab.

Im Sommer konnte man auch draußen im Garten sitzen, wo Tische und Stühle in berankten, schattigen Lauben standen.

Es kam auch vor, daß ein Kaffeeball stattfand. Dann ließ der Gastwirt im Garten ein Zelt aufstellen, aus Holzbohlen eine Tanzfläche erstellen, so daß man, wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, nach den Klängen einer Kapelle tanzte und in den Pausen Kaffee und Kuchen genoß. Jedermann beteiligte sich auch mit Begeisterung an dem damals beliebten Glücksspiel „Heißewecken-Verdrehen“.

Die Gäste stammten überwiegend aus Heisterende. Die Jäger in diesem Jagdbezirk führten z. B. regelmäßig drei bis vier Treibjagden während der Jagdsaison durch und kehrten nach der Jagd immer zum Schüsseltreiben ein.

Einmal im Jahr fand auch die sogenannte Butendiek-Versammlung statt, auf der eine 3 ha große Wiese, die niemandem gehörte, verpachtet wurde. Der Pachtzins wurde anteilmäßig auf die Bauern verteilt, deren Ländereien am Horster Graben lagen, und da die Auszahlung stets am selben Abend erfolgte, war ein Anlaß zum Feiern gegeben.

Bauern und Viehhändler kehrten nach abgeschlossenem Handel in die Wirtschaft ein, saßen gemütlich bei Köm und Bier zusammen und spielten oft noch Skat, was im übrigen auch andere Gäste gern taten, die deshalb regelmäßig die Wirtschaft aufsuchten.

Der Wirt hatte sich auch auf Gäste zu Pferde eingestellt, die entweder aus der Umgebung kamen oder auch Durchreisende waren, denn vor den beiden Fenstern war eine viereckige Eisenstange an zwei Eichenpfählen befestigt, an die Pferde angebunden werden konnten.

Eine andere Anbindemöglichkeit gab es auf der gegenüberliegenden Seite, wo bei der Schmiede ein schmaler Weg abbog, so daß zwischen den beiden Wegen eine dreieckige Fläche entstand, auf der eine niedrige, stark verzweigte Kastanie sowie zwei Fichten wuchsen. An diesen Bäumen wurden die Pferde angebunden, aber mit Vorliebe an der Kastanie, weil ihre Blätter den Tieren im Sommer erholsamen Schatten spendeten. Es soll auch vorgekommen sein, daß ein Reitersmann in der Gaststätte zu tief ins Glas geguckt hatte und daß er seine Lotte von der Anbindestange losmachte, sich mit Mühe auf sein Pferd hochquälte und es diesem überließ, ihn nach

Hause zu bringen, was Pferde im allgemeinen schaffen, da sie ein sicherer Instinkt bekanntlich zum heimatlichen Stall führt.

Auch Sommergäste aus der Großstadt Hamburg kehrten gern in der Gastwirtschaft „Zur Hoffnung“ ein, um für 14 Tage in Heisterende die saubere Luft sowie die ländliche Ruhe zu genießen.

Der Hökerladen hatte eine viereckige Form, maß 5 x 3 m und hatte ein Schaufenster, das sich an der linken Seite der Vorderfront befand.

Wenn man den Laden betrat, stand man vor dem länglichen Ladentisch, und hinter diesem erblickte man an der Wand ein Schubladenregal. Links neben der Tür war der Platz für das Petroleumfaß, rechts an der schmalen Wand lagerten die Essigfässer, und an der Decke waren Haken angebracht, an denen Holzpantoffeln baumelten.

Die Kunden stammten genauso wie die Gäste in der Gastwirtschaft überwiegend aus Heisterende, und der Höker hatte zu ihnen einen persönlichen Kontakt.

Er bot in seinem Laden alles an kleinen und großen Dingen an, was in Haus, Hof und Garten gebraucht wurde, so wie es in den anderen Hökereien auch üblich war, denn ein bestimmtes Grundangebot hatten sie alle aufzuweisen.

Dazu zählten beispielsweise Feudel, grüne Seife, Waschmittel, Reinigungsmittel, Zahnpasta, Zahnbürsten, Rasierklingen, Rasierer, Rasierseife, Rasierpinsel, Streichhölzer, Kerzen, Dochte, Spiritus, Gummiband, Wäscheklammern, Nähgarn, Nadeln, Tabakwaren, roter und grüner Sprudel, Schnaps, Bier, Wäscheköpfe sowie ein großes Sortiment an verschiedenen Bürsten. Es gab auch Gewürze und für die Herstellung der Wurst Alaun, Salpeter, Wurstband sowie Wurstsprickel.

Viel verlangt wurden auch Reißzwecken, mit denen man die gestrickten oder gehäkelten Borten an die vorderen Kanten der Regalbretter heftete oder das Auslegepapier in den Schränken befestigte. Die Kolonialwaren jedoch machten den größten Umsatz aus. Sie mußten aber immer frisch sein, und da der Absatz unterschiedlich war, mußte der Höker bei der Lagerung von verderblichen Waren äußerst vorsichtig sein.

Er hatte stets mehrere Mehlsorten vorrätig und in der Regel immer 50 Pfund an Weizenmehl, das am meisten verlangt wurde, da es zum Backen von Puffern, Streuselkuchen sowie Apfel- und Pflaumenkuchen benötigt wurde und auch zur Herstellung von einfachen Mehlklößen diente. Roggenfeinmehl brauchte man zum Brotbacken, Kartoffelmehl zum Andicken der Soßen und Buchenweizenmehl zum Zubereiten von Pfannkuchen und Klößen. Letztere schmeckten besonders gut mit Apfelmus, aber kalte Klöße wurden auch in der Pfanne aufgebraten, ein paar Eier über sie geschlagen, und man aß sie oft zum zweiten Frühstück um 9.00 Uhr auf den Bauernhöfen. Gern tat man diese Klöße auch in die mit Reis und Rosinen verfeinerte Buttermilchsuppe, aber auch Klöße aus Buchweizengrütze wurden viel gegessen.

Zu den Kolonialwaren zählte auch der Reis, von dem immer 10 Pfund vorrätig waren und aus dem die Frauen den beliebten Milchreis herstellten, den man mit Zimt und Zucker aß. Reis wurde übrigens auch in die Pansenwurst gemischt, um diese

aufzulockern und schmackhafter zu machen. Im Sommer kauften die Frauen bevorzugt Sago, ein gekörntes Stärkemehl, um die Obstsuppen sämig zu machen, und alle diese Zutaten, bis auf Eier und Milch, konnte man beim Höker erwerben.

Während der Einmachzeit war der Bedarf an Zucker sehr groß, und der Höker hatte davon immer eine Reserve von 1½ Zentnern stehen. Da echter Kaffee sehr teuer war und als Luxusartikel galt, wurde er auch nur in kleinen Mengen gekauft. Im Laden waren deshalb immer nur wenige Pfunde vorrätig, während von dem einfachen Malzkaffee, mit dem die Leute sich als Ersatz begnügten, eine größere Rücklage vorhanden war. Selbstverständlich ging oder fuhr der Höker auch zum Vorfragen zu seinen Kunden, das gehörte zum Geschäft, genauso wie das kostenlose Anliefern der Ware.

Im Laden und im Schaufenster hingen immer zahlreiche Werbeplakate, deren Werbewirksamkeit sich über viele Jahre erstreckte, da die Produkte keinem schnellen Wechsel unterworfen waren. Auch Sonderangebote, wie sie heute üblich sind, gab es nicht, denn die Leute kauften sowieso nur das Notwendigste, weil das Geld bei den meisten Leuten, besonders wenn etliche Kinder vorhanden waren, sehr knapp bemessen war.

Aber Andreas Klüwer hatte auch genügend Konkurrenz, denn jeden Mittwoch zog der Höker Böge aus Glindesmoor mit Pferd und Wagen durch Heisterende und bot neben Kolonialwaren noch allerlei Kleinkram an. Da er oft etwas billiger als der ortsansässige Höker war, kauften die Heisterender auch bei ihm, so daß der Umsatz in der Heisterender Hökerei darunter litt. Dienstags und freitags kam regelmäßig der Bäcker Hugo Schröder aus Horst, und die Heisterender brauchten sich über eine mangelnde Versorgung nicht zu beklagen.

Die Heisterender waren eine Gemeinschaft für sich. Sie hatten ihre Gärten, ihre Hühner, ihre Schweine, ihre Gastwirtschaft, ihre Hökerei und ihren Schmied. Ihre Frage: „Was sollen wir in Horst?“ zeigt, daß sich ihr Leben überwiegend in Heisterende abspielte, und nach Horst fuhren sie höchstens mal, um dort Kleidung zu kaufen.

Ihre Eigenständigkeit spiegelt sich auch in der Grußkarte von der Gastwirtschaft Klüwer wider, denn dort steht „Gruß aus Heisterende b. Horst.“ Mit Hilfe der Präposition „bei“ wird eine gezielte Lagebeschreibung gegeben, und dadurch wird auch die Abgrenzung zu Horst deutlich, was zwangsläufig zur Betonung der schon erwähnten Eigenständigkeit führt.

2. Die Hökerei in Hintermholz

Seit 1919 führte William von Barga in Hintermholz einen selbständigen Kaufmannsladen. Dieser Laden war eine Hökerei, die schon lange vorher existiert hatte, denn Friedrich Wähling hatte sie bereits 1897 eingerichtet, und 1909 hatte sie ein Herr Warnsholt weitergeführt.

William von Barga war ein Höker, ein Kleinkaufmann, der mit Kleinkram handelte und der die Menschen in der näheren Umgebung versorgte.

Im Holzstall neben dem Haus war ein Verkaufsraum für Schweineschrot und Hühnerfutter eingerichtet, und diese Futtermittel lieferte die Mühle Hermann Schmidt aus Elmshorn mit Pferd und Wagen in Säcken an. Das Kennzeichen des Hökerladens war das sechsteilige Sprossenfenster an der Giebelfront, das 1,10 m breit und 2,15 m hoch war und das zum Ausstellen diente.

Der Laden war 4,60 m lang und 3,50 m breit, was eine Grundfläche von ungefähr 16 m² ergab. In ihm befand sich der typische längliche Ladentisch, unter dem der Essig in Demijohns, in Korbflaschen, aufbewahrt wurde. Ein Petroleumfaß war im Laden unter der Treppe untergebracht, welches mit einer Pumpe versehen war, um den Brennstoff, der überwiegend für Stalllaternen benötigt wurde, herauspumpen zu können.



Die Hökerei im Jahre 1934

Ansonsten beherbergte die Hökerei viele große und kleine Artikel, die entweder direkt im Haushalt oder in den unterschiedlichsten Bereichen benötigt wurden.

Die Kolonialwaren waren der wichtigste Teil im Verkaufsangebot. Sie wurden nur lose verkauft, d. h. sie waren vom Hersteller nicht fertig abgepackt. Deshalb wurden Marmelade, Kunsthonig oder Sauerkraut in Eimern angeliefert, Mehl, Zucker und Salz in weißen Leinensäcken oder in festen Papiertüten, Nudeln in Kartons und Tee, Kaffee sowie Kakao in bunten Blechdosen.

Der Höker verteilte die gelieferten Waren dann in die im Laden dafür vorgesehenen Behälter. Eine große Holzkiste, die in Fächer unterteilt war, diente beispielsweise zur Aufbewahrung von Mehl, Zucker oder Salz, und auch die vielen Schubladen des Ladentisches und des Ladenschrankes wurden mit Reis, Grieß oder Grütze aufgefüllt, so daß alles geordnet und griffbereit für den Verkauf bereitstand.

Es gab natürlich auch Malzkaffee, echten Kaffee, Margarine, Gewürze, Tee und sämtliche Zutaten und Dinge, die für die Hausschlachtung gebraucht wurden. Die leeren Dosen wurden übrigens entweder im Laden weiter als Behälter benutzt, oder aber die Kunden bekamen die Dosen, um sie mit Kuchen und Keksen zu füllen. Es dauerte aber lange, ehe z. B. eine Kaffeedose geleert war, denn die Leute kauften, wenn sie sich schon mal Bohnenkaffee leisteten, höchstens mal ein Achtel Pfund.

Im Sommer gab es stets Bier und Brause, während Tabakwaren wie Zigaretten, Zigarren, Tabak oder auch Kautabak jederzeit im Angebot waren. Die Bauern holten sich für ihre schweren Arbeitstiefel Lederfett oder auch einfache Schuhcreme für



Hinrich Wöhrdemann auf seiner Tour in Dovenmühlen

die Schuhe. Spaten, Harken, Hacken und Schaufeln standen zum Verkauf bereit genau wie die Sämereien, die die Bauersfrau sich im Frühjahr besorgte.

Es gab feines, mittleres und grobes Schmirgelpapier zum Reinigen der Kohlerde, Sidol zum Putzen der Messingsstangen an den Herden, Drahtschwämme zum Säubern der Töpfe, Ata als bewährtes Reinigungsmittel, Besen, Handfeger, Aufnehmeschaufeln oder auch Kohleschaufeln.

In einem kleinen Schrank waren Knöpfe, Schnürbänder, Reißzwecken, Nähgarn, Twist, Nähnadeln, Stecknadeln und Sicherheitsnadeln untergebracht. Außerdem wurde auch Brot verkauft, das der Bäcker Wöhrdemann aus Hahnenkamp zweimal in der Woche mit Pferd und Wagen anlieferte.

Das Sortiment läßt sich nicht vollständig auflisten. Es war aber auf die Bedürfnisse der Kundschaft abgestimmt, so daß der Höker eine wichtige Funktion in der Versorgung erfüllte.

Es gab keine festen Ladenzeiten, und besonders abends wurden oft die besten Geschäfte gemacht. Dann kamen die jungen Leute und die jungen Mädchen, die bei den Bauern in Stellung waren, um nach getaner Arbeit noch schnell einzukaufen.

Leider warf die Hökerei aber nicht genügend Gewinn ab, um eine Familie zu ernähren, denn allein von den Kunden aus Hinterholz, wo nach der Volkszählung von 1925 nur 116 Menschen lebten, sowie von der Kundschaft aus Horstmoor und Schloburg konnte das Geschäft nicht existieren. Allerdings hatte William von Barga auch verschiedene Stammkunden in Horst. Das waren Geschäftsleute, bei denen er mit seiner Familie einkaufte. Diese fühlten sich deshalb verpflichtet, auch bei ihm in Hinterholz einzukaufen, und meistens tätigten sie einmal im Monat einen größeren Einkauf.

Trotzdem war er gezwungen, sich noch eine zusätzliche Einnahmequelle zu verschaffen, und er führte verschiedenen Geschäftsleuten die Bücher und half beim Aufsetzen der Steuererklärungen.

Als die Kinder größer waren, konnte der Umsatz gesteigert werden, denn die Kinder gingen zum Vorfragen nach Bekenreihe, Moordiek und Wischreihe, und sie brachten die bestellten Waren gleich am nächsten Tag auf einem Ziehwagen den Kunden direkt ins Haus.

Das folgende Bild zeigt die Hökerei im Jahre 1940. Rechts im Eingang steht Frau Toni von Barga und neben ihr ihre Tochter Käte.

Neben dem Eingang ist auch ein Briefkasten befestigt. Es war der einzige, den es in Hinterholz gab, und in den 30er Jahren wurde bei William von Barga sogar eine Poststelle eingerichtet, zu der auch ein öffentliches Telefon gehörte, auf das das weiße Schild über dem Briefkasten hinweist. Regelmäßig brachte ein Beamter die zu verteilende Post vom Elmshorner Postamt mit seinem Auto zu von Barga, und von dort wurde sie nach Horstmoor, Schönmoor, Dannwisch, Moordiek und Schloburg ausgetragen. Das war nicht immer ein leichtes Unterfangen, denn die damals noch unbefestigten Wege waren bei anhaltendem Regenwetter nur schwer passierbar. Die



Die Hökerei im Jahre 1940

schlimmste Wegstrecke in solchen Regenzeiten war der Weg nach Schönmoor. Außerdem war es schwierig, die Post bei den Bauern loszuwerden, weil letztere keine Hausbriefkästen besaßen.

Diese kleine Poststelle wurde dann aber, genau wie die z. B. einst beim Schuster Saß in Dovenmühle eingerichtete Poststelle und wie die vielen anderen kleinen Stellen im Land, bald nach dem 2. Weltkrieg geschlossen.

An der linken Hausecke waren noch zwei bunte, emaillierte Reklameschilder befestigt. Solche Schilder entstanden zuerst 1889 in England und lösten erst zwanzig Jahre später die einfachen Blechschilder in Deutschland ab.

Das untere Emailleschild wirbt für das Reinigungsmittel „Imi“, während das obere mit der weißen Dame für das Waschpulver „Persil“ Werbung macht. Diese Art der Reklame war damals üblich, und sie hatte den Vorteil, daß diese emaillierten Plakate dank ihrer Farbgebung eine intensive Ausstrahlung besaßen und widerstandsfähig gegenüber Rost und Witterungseinflüssen waren.

William von Barga hielt nebenbei auch noch Hühner und in der Regel 4 bis 5 Schweine. Auf dem Boden befand sich sogar eine Räucherammer, die 1,20 m breit, 0,80 m tief und 1,60 m hoch war. In ihr stand der eiserne Topf, der die Brikettglut aufnahm, über die dann Torfmüll geschüttet wurde, um den gewünschten Rauch zu erzeugen.

Teure Nebenkosten, so wie wir sie heute kennen, fielen auch nicht an. Das Toilettenhäuschen mit dem Eimer befand sich im Stall, und der Inhalt des Eimers wurde in einer Grube entleert, in die auch die Gülle aus dem Schweinestall floß und in die auch die Asche aus den Ofen geschüttet wurde. Ein Bauer leerte dann einmal im Jahr die Grube und verstreute deren Inhalt als Dünger auf seine Felder.

Wassergeld mußte auch nicht gezahlt werden, denn das Wasser wurde einer Pumpe auf dem Hof entnommen. Eine Müllabfuhr war auch nicht nötig, denn Papier und Pappe wurden im Ofen verbrannt, Essensreste an die Schweine verfüttert und Gartenabfälle auf den Komposthaufen geschüttet.

In 15 Minuten konnte man zu Fuß von der Hökerei über den ansteigenden Sandweg ins Kirchdorf gelangen, aber trotz dieser verhältnismäßig geringen Entfernung lag die Hökerei nach damaliger Auffassung schon ziemlich abseits vom Ortskern. Die Bewohner von Hinterholz führten auch wie die Menschen in den anderen Ortsbereichen ein eigenständiges Leben, obwohl sie Berührungspunkte zum Kirchdorf über Geschäfte, Vereine, Wirtschaften oder zu der Schule oder Kirche hatten, und die Hökerei war ein wichtiger Teil ihres Eigenlebens.

Als das Ehepaar von Barga 1946 starb, führte die Tochter Käte die Hökerei zunächst weiter. 1949 verpachtete sie diese an den Bäckermeister Ehlers, der in der Bäckerei von Emil Schröder in der Bahnhofstraße arbeitete, während seine Ehefrau die Hökerei führte.

1955 mußte das Geschäft aber geschlossen werden, da die starke Konkurrenz im Ort die Rendite immer mehr schmälerte.

3. Der Hökerladen von Reker in Horstheide

In dem Haus, das heute im Horstheider Weg die Nummer 155 trägt, führte der Schrankenwärter Friedrich Reker mit seiner Frau Elisabeth von 1909 bis 1932 einen Hökerladen. Das Bild zeigt das junge Ehepaar vor dem eigenen Haus, und Frau Reker hält ihre älteste Tochter Anna im Arm.

Der Hökerladen befand sich ursprünglich in der Stube hinter dem großen Fenster auf der linken Hausseite. Als dann aber der Platz für fünf Kinder im Haus nicht mehr ausreichte, wurde der Laden in den Flur verlegt, der 2 m breit und 4 m lang war, so daß eine Grundfläche von 8 m² zur Verfügung stand. Die Kunden gelangten durch den Hauseingang direkt in den Laden. Hinter dem 70 cm breiten Ladentisch stand an der Wand ein Regal mit Schubladen, in denen Kolonialwaren sowie etliche kleine Artikel untergebracht waren.

Oft verkaufte Artikel waren z. B. die Schrubber, die im Plattdeutschen Leuwagen



Das Haus mit dem Hökerladen in Horstheide

heißen, feines Schmirgelpapier zum Putzen der Herde, der Messer sowie der Gabeln und während der Einmachzeit Gummiweckringe zum Verschließen der Gläser.

Der Ladentisch war mit einer Borte geschmückt, und eine einfache Zigarrenkiste diente als Kasse. Das Petroleumfaß stand links vom Eingang, während die Essigfässer und die Margarine im kühlen Keller lagerten.

Die Konkurrenz machte auch dem Höker in Horstheide tüchtig zu schaffen, denn die Firma Thams & Garfs aus Elmshorn und der Kaufmann Böge aus Glindesmoor kamen mit Pferd und Wagen, um Kolonialwaren anzubieten. Auch die Horster Bäcker Hugo Schröder und Wilhelm und später Heinrich Böde fuhren auf ihrer Verkaufstour durch Horstheide, um Brot und Kuchen abzusetzen.

Leider fühlte sich jeder kleine Höker manchmal nur als Notknecht, bei dem nur das gekauft wurde, was die Leute woanders vergessen hatten. So waren die Horstheider froh, daß es bei ihnen einen Hökerladen gab, wo man noch schnell etwas einholen konnte, denn die nächsten Geschäfte in Horst lagen ungefähr 2,8 km weit entfernt. Besonderen Zuspruch hatte der Laden stets, wenn es früh dunkel wurde oder wenn Regen und Schnee die Benutzung von Pferd und Wagen oder den Gang zu Fuß nach Horst derart erschwerten, daß letzterer z. B. fast eine Stunde in Anspruch nahm.

Der Horstheider Weg war früher nämlich ein einfacher Grandweg mit riesigen Schlaglöchern, und er war bei Regenwetter mit Pfützen übersät, an denen nur die Kinder ihre Freude hatten. Es gab aber auf der linken Seite in Richtung Horst einen Knick, an dem ein Fußweg entlangführte, der von der eigentlichen Straße durch einen Graben getrennt war. Dieser Steig wurde nicht nur von den Fußgängern, sondern auch von den Radfahrern benutzt, weil dieser Sandweg schnell abtrocknete und eine glatte Fahrbahn bot, und ein Radfahrer brauchte bei normalen Witterungsverhältnissen nur eine Viertelstunde bis Horst. Lagen aber wie im Winter 1930 z. B. riesige Schneeberge auf dem Weg, war das Befahren für Radfahrer ausgeschlossen und die Benutzung für Fußgänger äußerst schwierig.

Die Waren wurden nicht immer gleich bezahlt. Statt dessen schrieb Frau Reker alles in ein Buch, und erst am Monatsende erfolgte die Abrechnung und die Bezahlung.

Meistens bediente Frau Reker im Laden, da ihr Mann bei der Bahn als Schrankenwärter arbeitete, und sie hatte zu ihren Kunden aus der Umgebung einen guten, persönlichen Kontakt. Manchmal wurden im Laden auch nur Kleinigkeiten verlangt, aber die Gelegenheit genutzt, um ausgiebig zu klönen, Neuigkeiten auszutauschen, die dann schnellstens woanders wieder ausgestreut wurden.

Das Geschäft litt in den 20er Jahren stark unter der Inflation und mußte zeitweise sogar geschlossen werden. 1925, als sich der Geldwert stabilisiert hatte, wurde es wieder eröffnet, und der Kolonialwarenhändler Johannes Mohrdieck aus der Schulstraße in Horst funktionierte den Laden in eine Filiale um.

Anfangs schickte Frau Reker ihre Kinder noch mit einem Bestellzettel sowie einem Handwagen zum Kaufmann Mohrdieck, um Ware holen zu lassen. Das war für die betroffenen Kinder sehr zeitraubend und oft sehr mühsam, denn morgens vor der Schule brachten sie den leeren Wagen noch schnell zu Mohrdieck und holten diesen beladen wieder nach Schulschluß von dort ab. Obwohl die Kinder an manchen Tagen um 12.00 Uhr die Schule beendeten, kamen sie doch manches Mal, wenn es im Sommer sehr heiß war oder wenn im Winter viel Schnee lag, erst um 14.30 Uhr nach Hause, denn es machte viel Mühe, z. B. einen zentnerschweren Zuckersack auf einem Handwagen mit schmalen Rädern von Horst nach Horstheide zu bringen, auch wenn ein Kind vorn an der Deichsel zog und ein anderes hinten schob. Nur wenn besonders widrige Umstände die Kräfte der Kinder überforderten, half der Vater seinen Kindern beim Transport.

Julius Harder betrieb um 1900 in dem auf Seite 258 abgebildetem Haus einen Kaufmannsladen; ihm folgten Soldwedel, Eggers und ab 1919 Johannes Mohrdieck, dessen Sohn Richard das Geschäft am 1. 1. 1954 übernahm und dieses wegen der zu starken Konkurrenz durch die Verbrauchermärkte 1977 schloß.

Als aber Johannes Mohrdieck sich ein eigenes Auto angeschafft hatte, lieferte er die Waren mit dem eigenen Fahrzeug an, so daß die Kinder von diesen Hilfsdiensten befreit waren.

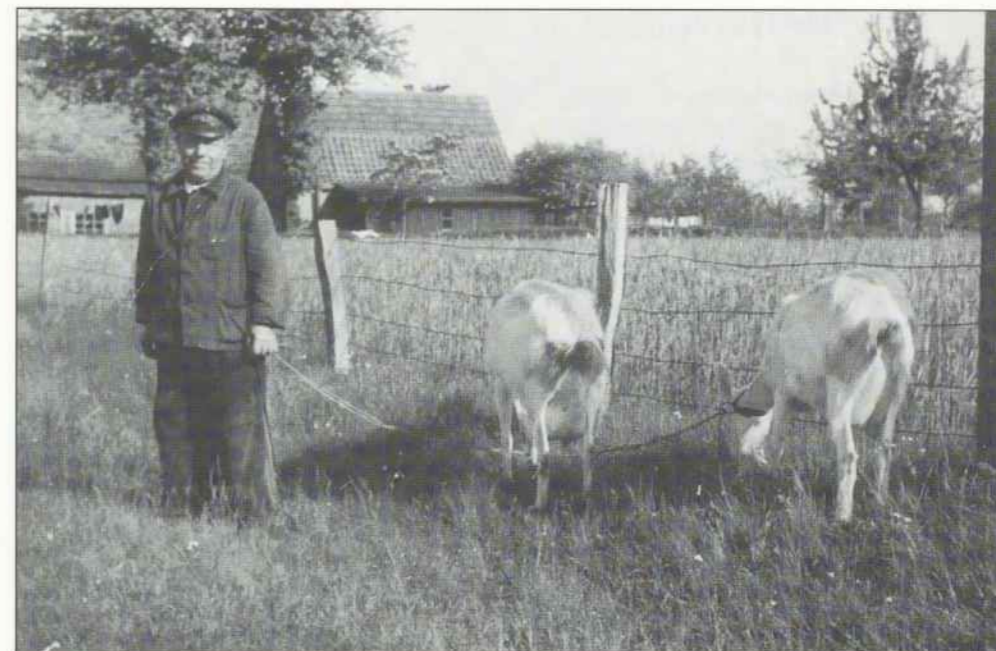


Das Wohn- und Geschäftshaus in der Schulstraße

Viel warf der Laden nicht ab, und der kleine Zugewinn floß in die Haushaltskasse, aus der die Dinge des täglichen Lebens bestritten wurden. Zusätzlich mußte das Ehepaar Reker aber viel Zeit und Mühe aufwenden, um den Lebensunterhalt der Familie mit den fünf Kindern zu sichern. Beide bearbeiteten einen großen Garten, und selbstverständlich hielten sie auch wie fast jeder in Horstheide Schweine. Anfangs waren es 12 Stück, später verringerte sich ihre Anzahl auf zwei bis drei Tiere. Oben auf dem Boden befand sich sogar eine Räucherammer, so daß sie Würste und Schinken selbst räuchern konnten. Außerdem hielten sie zwanzig Hühner sowie drei Ziegen als Milchlieferanten für die Familie. Die Ziege war damals die Kuh des kleinen Mannes, und da Friedrich Reker kein eigenes Weideland besaß, hatte er sich die beiden Seitenstreifen im Horstheider Weg, die früher wesentlich breiter waren, von Brünicke bis zum Bahnübergang für 3 RM gepachtet. Er tünderte dort seine Ziegen an, indem er die Tiere mit Hilfe einer Leine oder einer Kette an einen eingeschlagenen Pflock band.

Brennmaterial holte sich Friedrich Reker aus dem Torfmoor, wo er eine eigene Parzelle besaß, und den gestochenen Torf lagerte er oben auf dem Boden.

Holz holte er sich aus den Knicks, so daß er sich nur Briketts für die Winterfeuerung dazukaufen mußte. Er konnte auf diese Art und Weise die Kosten für das Heizmaterial niedrig halten, weil sich auch in diesem Bereich das kostengünstige Prinzip der Selbstversorgung verwirklichen ließ.



Friedrich Reker mit zwei Ziegen am Wegrand in den 30er Jahren

4. Der Hökerladen von Brütt in Hahnenkamp

Der aus Kronsnest stammende Eisendreher Hermann Brütt heiratete 1914 Maria Mohr, die Tochter von Heinrich Mohr, der in Horst seit 1907 ein Fahrradgeschäft betrieb und der 1926 mit seinem Schwiegersohn Hermann Soldwedel ein Autogeschäft eröffnete.

Hermann Brütt hatte in Hahnenkamp das Haus erworben, das heute in der Durchgangsstraße „An der Bundesstraße“ die Nummer 15 trägt. Etliche Jahre später verkaufte er dem Schmied Klüver einen schmalen Landstreifen, der nicht an seinem Haus lag, sondern, getrennt durch das Nachbargrundstück des Malers Kahlke, direkt an das Schmiedegrundstück grenzte.

Dieses Geld verwendete das Ehepaar Brütt, um im Hausflur, der 3,75 m lang und 2,60 m breit war, einen Hökerladen einzurichten, und als Grundausstattung mußten ein großes Ladenregal mit Schubladen, zwei weitere kleinere Regale, ein Ladentisch sowie eine Kaufmannswaage angeschafft werden.

Vorn an der linken Hausecke wurde ein Geschäftsschild angebracht, unter dem ein Werbeschild von Persil zu sehen war.



Das Ehepaar Brütt



Das Haus von Brütt mit dem Hökerladen

Über eine kleine Brücke, die sich über einem Entwässerungsgraben befand, hatte man Zugang zum Grundstück.

Das Geschäft lief gut an, der Umsatz war entsprechend hoch, und Frau Brütt äußerte sich dahingehend, daß man von zehn Kunden gut leben könne. Die Kunden stammten aus der näheren Umgebung und wohnten in der Kiebitzreih Chaussee, am Panzerberg, in der Bergtwiete, in Horstmühle oder auch im nahegelegenen Teil von Offenseth.

„Ik go no Brütt hin“, hieß es immer dann, wenn die Leute sich auf den Weg zum Laden machten.

Neben Kolonialwaren gab es im Laden auch Sämereien, Porzellan, Bier, Schnaps, Brause, Petroleum und Tabakwaren.

Die Zeichnung vom Ladenregal soll einen Eindruck vermitteln, wie die Waren für den Verkauf untergebracht waren.

Marmelade und Sauerkraut in Eimern		Kästen					
Melkerfett	Wäsche- klammern	•	Petroleum- lampen	Nadeln	Heft- zwecken	Kakao	
Fliegenfänger	Vanille	Zimt	Kerzen	Schnür- senkel	Nadeln	Tea	Tea
Schokolade	Gewürze	Garn	Streich- hölzer	Weck- ringe	Karten	Kaffee	
Rosinen	Reis	Salz	Sago	Mehl	Zucker	Puder- zucker	
Backobst	Grieß	Flocken	Buchweizen- grütze	Kartoffel- mehl	Buchweizen- mehl	Erbsen • Linsen • Bohnen	
Därme und Alaun	Wurstband Prickeln	Karten	Schuhcreme • Bürsten	Mause- fallen	Topf- schrubber	Einmach- hilfe	

Ladenregal



Das zum Schaufenster umfunktionierte Schlafstufenfenster

Gartengeräte jedoch gab es bei Brütt nicht, denn die Ladenfläche war verhältnismäßig klein, und außerdem verkaufte der Schmied Klüver selbstangefertigte Hacken, Harken, Schaufeln sowie Spaten.

Der Eingang zum Laden lag an der Seite des Hauses, und da kein Schaufenster vorhanden war, wurde das eine vordere Schlafstufenfenster zum Schaufenster umfunktioniert.

Das Ehepaar Brütt mußte viel improvisieren, weil die räumlichen Verhältnisse knapp bemessen waren. So diente der Keller als kühler Lagerraum für Getränke und Margarine, der Boden als Vorratsraum für Mehl und Zucker, und im Stall stand das Petroleumfaß.

Auch unterschiedliche Karten, wie z. B. Glückwunsch-, Geburtstags- oder Trauerkarten, wurden verkauft, und auch Ansichtskarten von Hahnenkamp konnten käuflich erworben werden. Das folgende Bild zeigt eine solche Ansichtskarte.



Ein Gruß aus Hahnenkamp

Sie zeigt im oberen Bild das Haus von Brütt, daneben das Haus des Malers Kahlke und ganz rechts die Schmiede von Heinrich Klüver.

Die Dorfstraße mit dem Brüttschen Haus ist unten links und die Schule unten rechts auf dem Bild zu sehen.



Bäcker August Witt aus Grönland

Sonnabends lieferte Bäcker Witt aus Grönland immer Brötchen, aber da der Laden von Brütt die letzte Station auf seiner Tour war, kam es hin und wieder doch mal vor, daß er die gewünschte Anzahl an bestellten Brötchen nicht mehr liefern konnte. Er tröstete Frau Brütt dann regelmäßig mit den Worten: „Ach, dat mutt ji nie so genau nehmen, verdeelt se man so, dat all wat afkrieg!“

Finanziell kam die Familie Brütt gut zurecht, da sie über mehrere Einnahmequellen verfügte.

Frau Brütt bediente im Laden, während ihr Mann in Elmshorn in einer Schlosserei arbeitete. Er besaß auch noch eine Maschine zum Abschneiden und zum Verschließen der Dosen, die die Kunden mit Gemüse aus dem eigenen Garten sowie mit Wurst, Fleisch und Braten während der Schlachtzeit gefüllt hatten.

Außerdem reparierte er hinten im Stall Fahrräder, flickte die Schläuche, richtete die Speichen oder brachte die Kugellager wieder in Ordnung.

Emil Hinck, der Fuhrmann aus Horst, fuhr einige Male in der Woche auf seinem Weg nach Elmshorn durch Hahnenkamp. Man wußte bei Brütt schon immer so ungefähr, wann er kam, und Frau Brütt erkannte ihn schon von weitem an dem Hufgeklapper seines Pferdes. Er guckte übrigens im Vorbeifahren immer zu ihrem Haus hinüber, denn oft erhielt er den Auftrag, etwas aus Elmshorn mitzubringen.

Meistens wurde abends gekauft. Dann hatten die Leute, die überwiegend in der Landwirtschaft tätig waren, genügend Zeit. Am Wochenende wurde in der Regel der



Zwei Radfahrer aus den 20er Jahren

große Einkauf gemacht, und dann begleiteten die Kinder gern ihre Mütter, weil Frau Brütt ihnen immer eine kleine Tüte mit Bonbons spendierte, während es bei den kleinen Einkäufen in der Woche nur einzelne Bonbons gab.

Auch die Erwachsenen gingen gern zu Brütt, war der Hökerladen doch auch ein Umschlagplatz für Neuigkeiten.

5. Die Bäckerei und Hökerei von Wöhrdemann in Hahnenkamp

In Hahnenkamp befand sich außerdem noch eine Hökerei, die mit einer Bäckerei verbunden war. Sie existierte schon vor 1900, und Hinrich Wöhrdemann hatte sie 1909 von Offermann gekauft. Er ist auf Seite 252 beim Brotfahren abgebildet und belieferte auch die Geschäfte von William von Barga in Hinterholz und Johannes Mohrdieck in der Schulstraße mit Brot.

Als er 1928 starb, erbe sein Neffe, der ebenfalls Hinrich Wöhrdemann hieß, den Betrieb und führte diesen bis 1963 weiter. Danach wurde sein Bruder Gerd Wöhrdemann neuer Besitzer, aber 1976 mußten sowohl die Hökerei als auch die Bäckerei wegen der immer stärker werdenden Konkurrenz in Elmshorn geschlossen werden.

Das Haus ist inzwischen zu einem reinen Wohnhaus umgebaut worden und weist keine Ähnlichkeit mehr mit dem ursprünglichen Gebäude auf.

Heute trägt es in der Horster Landstraße die Nummer 18.



Die Aufnahme wurde ungefähr 1912 gemacht. Sie zeigt links den Besitzer Hinrich Wöhrdemann; der Junge neben ihm ist Hinrich Wöhrdemann, der von seinem Onkel später die Bäckerei erbt. Rechts steht ein Bäckergehilfe.

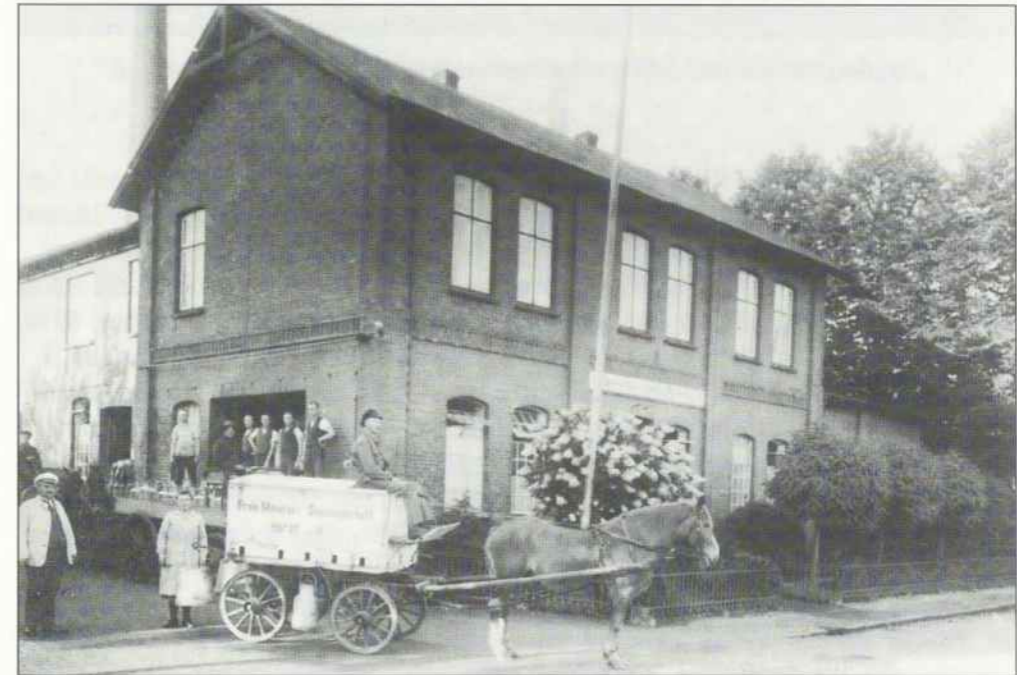
XII. Der Straßenverkauf von Milchprodukten

1. Der ambulante Handel der Familie Falk

Julius Falk übernahm 1912 von seinem Großonkel, der ebenfalls Julius Falk hieß und der mit seinem Milchwagen bis nach Krempe gefahren war, den Verkauf von Milchprodukten.

Er fuhr jeden Tag die Trinkmilch von der Horster Meierei nach dem Bahnhof zum Milchzug, während seine Frau neben der Meierei in einem Haus, das später abgerissen wurde, in einem kleinen Laden die frischen Meiereiprodukte verkaufte.

Nachmittags hatte Julius Falk auf seiner 6 ha großen Landstelle am Heisterender Weg zu tun, auf der er drei Pferde, etliche Kühe und zeitweise bis zu 100 Schweine hielt. Nebenbei unterhielt er noch einen kleinen Fuhrbetrieb und fuhr mit den Brettwagen Steine, Sand und Kies.



Julius Falk mit seinem Milchwagen beim Verlassen des Meiereigrundstückes am frühen Morgen. Ganz links sieht man den Meiereiinspektor Peter Ehlers, der in dieser Funktion von 1912 bis 1950 tätig war. Hinten am Milchwagen steht Frau Falk. Gehilfen und Lehrlinge der Meierei befinden sich auf der Rampe, vor der ein mit Kannen beladener Wagen zu sehen ist.



Unterwegs zum Milchverkauf nach starkem Schneefall in der Bahnhofstraße

Erst während des 1. Weltkrieges begann er mit dem Straßenverkauf der Milch, d. h., er fuhr mit seinem Milchwagen zu den Kunden, so daß der ambulante Handel das Geschäft neben der Meierei überflüssig machte.

Morgens um 5.00 Uhr begann sein Arbeitstag, und schon um 7.00 Uhr befand er sich auf seiner Verkaufstour durch den Ortskern, die in der Regel zwischen 12.00 und 12.30 Uhr beendet war.

Zuerst wurde die Milch in acht Bassins transportiert, die jeweils 40 l faßten und im Inneren des Kastenwagens untergebracht waren.

Jedes Bassin besaß einen Hahn, mit dessen Hilfe die Milch abgelassen wurde. Jedoch hatte diese Art der Milchabfüllung große Nachteile, denn es bildete sich viel Schaum, und bei Frost froren die Hähne zu. Julius Falk nahm deshalb an kalten Wintertagen vorsorglich immer etwas warmes Wasser mit, um die Hähne aufzutauen. Zum Nachfüllen der Bassins nahm er immer etliche gefüllte Milchkannen mit, so daß das Pferd zu Beginn der Tour tüchtig zu ziehen hatte.

Später wurden die Bassins durch breite, konisch zulaufende Eimer ersetzt, deren eine Deckelhälfte umklappbar war und die hinten am Wagen an einem Eisengestell hingen. Die Milch wurde mit einem Litermaß herausgeschöpft und in die Milchkannen der Kunden gegossen, ohne daß es die zuvor erwähnten Komplikationen gab.

Mit einer Glocke machte Julius Falk die Leute auf den Milchwagen aufmerksam,



Der Milchwagen in der Gärtnerstraße beim Schlachter Matthiessen

und sie kamen aus ihren Häusern, um Vollmilch, Magermilch, Buttermilch, frische Butter, Quark oder Joghurt zu kaufen.

Im Winter erschwerten starke Schneeverwehungen manchmal das Fahren, aber da das vorgespannte Pferd auch schwere Feldarbeit gewöhnt war, zog es den Wagen zuverlässig durch die Schneewehen.

Glätte machte dem Pferd allerdings sehr zu schaffen, und deshalb schraubte Julius Falk Stollen unter die Eisen des Tieres, um es trittsicherer zu machen. Wenn an dem Fahrgestell oder an einem Rad etwas zu reparieren war, brachte er das Fuhrwerk zum Stellmacher Heinrich Scheppmann, der in der Poststraße seine Werkstatt hatte. Die Pferde ließ er bei dem Schmied Harder in der Bahnhofstraße beschlagen.

1946 beteiligte sich auch der Sohn Hans am Geschäft und teilte sich mit seinem Vater die Milchtour. Letzterer belieferte die Kunden in Horstheide sowie die vom Bahnhof, nachdem dort die Bahnhofsmeierei 1947 geschlossen und der Verkaufsfahrer Wulff seinen ambulanten Milchhandel eingestellt hatte, während sein Sohn Hans die Bewohner im Ortskern versorgte.

Zu Beginn des 2. Weltkrieges wurden bis 1951 auch im Wohnhaus im Heisterender Weg Milchprodukte angeboten. Dort verkaufte Frau Elise Falk, derweil Mann und Sohn auf Tour waren.

Das Geschäft wurde 1951 geschlossen, da im selben Jahr der neugebaute Pavillon



Ein Blick in die Bahnhofstraße. Rechts ist der Pavillon zu sehen, dahinter das Haus vom Friseur Christel, und weiter hinten sieht man die beiden Häuser von Balke.

in der Bahnhofstraße eröffnet wurde, in dem man nicht nur Milchprodukte, sondern auch Kolonialwaren und abgepackten Kuchen kaufen konnte.

Anfangs bedienten die beiden Ehefrauen Elise und Tilli Falk im Geschäft; später übernahm eine Angestellte den Verkauf.

Hans Falk machte sich auch bald die Motorisierung zunutze und kaufte 1954 einen DKW-Verkaufswagen mit Zweitaktmotor. Er hatte vom Fahrersitz einen Durchgang zu dem 60 l-Tank, der sich im Innern des Wagens befand, der immer wieder aufgefüllt wurde und aus dem mit einer Pumpe Milch abgefüllt werden konnte.

Mit diesem Fahrzeug ließen sich längere Strecken zurücklegen, und deshalb fuhr Hans Falk auch nach Grönland zum Milchverkauf.

1962 erfolgte die Anschaffung eines größeren Verkaufswagens der Marke Mercedes, und Hans Falk brauchte beim Verkaufen den Wagen nicht zu verlassen, sondern konnte seine Kunden durch ein Fenster bedienen. Auch bei Regenwetter hatte er immer ein schützendes Dach über dem Kopf, und die Verkaufstour wurde jetzt bis nach Steinburg und Niederreihe ausgedehnt.

Im Winter aber blieben beide Motorfahrzeuge oft im Schnee stecken, und Hans Falk erinnert sich noch an eine Tour, auf der er mit seinem Fahrzeug direkt hinter dem Schneepflug von Horst nach Steinburg fahren mußte.

Bis 1965 fuhr er auch noch sonntags Milch aus, als aber der Verkauf nur noch bis 10.00 Uhr gestattet war, stellte er die Fahrten am Sonntagvormittag ein.



Der DKW-Verkaufswagen

Mit der Anschaffung des zweiten Verkaufswagens im Jahre 1971 änderte sich auch die Art des Verkaufens, denn die Kunden konnten in den Wagen hineingehen und sich wie in einem kleinen Selbstbedienungsladen Kolonialwaren und Milchprodukte aussuchen.

Am 1. 1. 1980 verpachteten Hans Falk und seine Ehefrau den Pavillon an die Eheleute Witt aus Grönland, die ebenfalls den Verkaufswagen übernahmen, um auch weiterhin die Kunden zu betreuen.

2. Die Milchwagenfahrer der Bahnhofsmeierei und ihre Nachfolger

Johann Götsch hatte die Meiereiprodukte der Bahnhofsmeierei anfangs mit Pferd und Wagen ausgefahren und die Bewohner von Fiefhusen, Dovenmühlen, Hahnenkamp und vom Stadtrand von Elmshorn versorgt. Später benutzte er das abgebildete Auto, in dem er selbst am Steuer sitzt.



Johann Götsch am Steuer seines Autos

Sein Nachfolger wurde Willi Klaus, der sowohl seine Tour als auch seinen Wagen übernahm. Auf dem unteren Bild steht er links am Auto, und hinter ihm befindet sich sein Bruder Richard, der ihn im Winter manchmal auf einer Tour begleitete, um zu helfen, das Auto durch den hohen Schnee zu schieben.



1936/37 vor der Bahnhoftsmeierei



Beim Milchverkauf im Gerlingsweg

Das Bild zeigt seine Schwester Franziska Lenkheit, genannt Fanni, die mit einer Milchkanne im Gerlingsweg von Haus zu Haus geht und beim Milchverkauf hilft.

Willi Klaus fiel im 2. Weltkrieg, und Ludwig Wulff aus der Bahnhofstraße übernahm die Milchtour. Er mußte wieder Pferd und Wagen einsetzen, da es in den letzten Kriegsjahren und unmittelbar nach dem Krieg kein Benzin gab.

Sein Milchwagen hatte die Federn nicht quer, sondern, wie es nach 1918 üblich wurde, hinten längs auf jeder Seite angebracht. Zwei große, konisch zulaufende, ungefähr 50 l fassende Kannen hingen hinten am Wagen, und aus ihnen wurde die Milch mit einem Litermaß herausgeschöpft, während der Inhalt der kleineren Kannen auf dem Wagen zum Nachfüllen diente. Unter dem Kutschbock befand sich die Butterkiste, in der die pfundweise abgepackte Butter untergebracht war.

Der Wagen steht vor dem Schuppen im Horstheider Weg, in dem sich der Pferdestall, der Raum für Heu und Stroh sowie die Unterstellmöglichkeiten für mehrere Wagen befanden. Das Wohnhaus stand in der Bahnhofstraße, der Parallelstraße, so daß das durchgehende Grundstück an diese beiden Straßen grenzte.

Vormittags fuhr Ludwig Wulff Milch aus, und nachmittags war er mit seinen beiden Pferden im Fuhrbetrieb tätig.



Der Milchwagen von Ludwig Wulff

Er unterstützte den Bahnspediteur August Grelck, der 1923 auch noch einen Kohlenhandel aufnahm.

Außerdem führte er Transporte durch für Hermann Schüder, genannt Essig-Schüder, der neben seinem Essighandel ab 1926 ebenfalls einen Kohlenhandel betrieb.

1934 übernahm er von August Grelck die Bahnspedition sowie dessen Fuhrwesen. Als die Bahnhofsmeierei 1947 schloß, gab er den Milchverkauf auf, und sein Nachfolger wurde Heinrich Mehrens aus der Jahnstraße, der den größten Teil der Tour für einen kurzen Zeitraum übernahm und Milch von der Genossenschaftsmeierei verkaufte.

Schon 1947 übernahm Wilhelm Lück dessen Tour, und er kaufte auch sein Pferd, die 32jährige Lotte, den Wagen sowie die Milchkannen für insgesamt 1600 Reichsmark.

Einige Zeit später ersetzte er das erste Pferd durch ein jüngeres, den Moritz, und dieses Tier kannte auch schnell alle Haltestellen der Milchtour, so daß es schon immer von allein anhielt.

1949 kaufte Wilhelm Lück das erste Auto der Marke Tempo, das die folgende Aufnahme zeigt, die 1951 im Wilhelm-Busch-Weg entstand, wo das Ehepaar Lück im Elternhaus der Ehefrau zuerst ein Ladengeschäft eröffnete, in dem ausschließlich Molkereiprodukte verkauft wurden.

Beim Milchverkauf mußte die Milch jedesmal mit Maß und Kelle aus einem Tank geschöpft werden, und Wilhelm Lück demonstriert auf dem folgenden Bild, wie er mit dem Maß gerade Milch in ein Gefäß füllt.



Im Wilhelm-Busch-Weg 1951

Am Milchwagen stehen von links nach rechts: Wilhelm Kienke, Frau Sperling, Wilhelm Lück, Walter Voß, Gustav Wulf, Hilde Müller, Frau Müller, Frau Lück, Frau Rieck und davor der kleine Peter Lück.

1952 kaufte das Ehepaar das Haus in der Schulstraße Nr. 30 und richtete dort ein größeres Ladengeschäft ein, wo die Kundschaft nicht nur Milch, Butter, Sahne und Käse erhielt, sondern auch Eier, Brause, Brot und andere Lebensmittel.

Wilhelm Lück begann morgens um 7.45 Uhr mit seiner Tour, die ihn nach Hahnenkamp, zur Kiebitzreih Chaussee und zum Gerlingsweg führte. Im Durchschnitt verkaufte er täglich 300 l Milch, an heißen Tagen sogar 400 bis 500 l Vollmilch und zusätzlich noch 200 bis 300 l Buttermilch.

Wenn er dann ungefähr 300 Haushalte versorgt hatte, war er in der Regel zwischen 12.15 und 13.00 Uhr wieder zu Hause und konnte nachmittags seiner Frau im Ladengeschäft helfen, die im allgemeinen von einer Aushilfskraft unterstützt wurde.

Später machte Wilhelm Lück die Tour mit einem geräumigen Verkaufswagen, und 1972 konnte das Ehepaar das 25jährige Geschäftsjubiläum feiern.

Im Herbst 1978 wurde das Geschäft aus Altersgründen geschlossen, und der Milchhändler Steen aus Elmshorn übernahm die Versorgung der Haushalte in Hahnenkamp.



Das Ehepaar Lück in dem Ladengeschäft am Tage der Eröffnung im Jahre 1952.

XIII. Die Familie Dieckmann in der Bahnhofstraße

1. Die Putzmacherin Greta Dieckmann

In diesem Haus hatte vor dem Ersten Weltkrieg die Putzmacherin Greta Dieckmann, die Herstellerin von Damenhüten, ihr Geschäft. Hinter dem Schaufenster lag der kleine Laden, in dem sich Borde befanden, auf denen angefertigte Hüte zum Verkauf standen, und hinter dem Laden war ein kleiner Arbeitsraum, in dem die Putzmacherin mit ihrer Gehilfin arbeitete.

Greta Dieckmann versorgte in Horst die Frauen und Mädchen mit Hüten, und sie konnte sich nicht über mangelnden Absatz beklagen. Wenn die Damen früher nämlich ausgingen oder wegfuhrten, setzten sie einen Hut auf, denn man ging nicht ohne Hut.

Greta Dieckmann führte den Beinamen „Hootmadame“ und war bekannt dafür, daß sie sehr moderne Hüte anfertigte.



*Die Karte wurde am 22. 3. 1911 in Horst abgestempelt.
Links sieht man Anna Dieckmann, die Mutter von Greta Dieckmann, und neben ihr steht ihre Tochter Christine Harder, genannt Tine. Am Giebel des Hauses ist die große Torfluke zu erkennen, durch die der Torf von der Straße aus auf den Boden befördert wurde.*

Zu diesen zählten beispielsweise:
 Florentiner Hüte aus fein geflochtenem Stroh oder aus Stoff, an denen eine Schleife befestigt war, die hinten herunterhing.
 Pfingsthüte aus Stroh oder gestärktem Tüll, die mit künstlichen Kirschen, Blumen oder Rosen verziert waren.
 Panamahüte aus feinem Reisstroh mit einem schwarzen Ripsband als Zierde.
 Elegante Seidenhüte, die man trug, wenn es nicht zu kalt war.



Frau Jarren vom Bahnhof mit einem modischen Hut, den Greta Dieckmann angefertigt haben könnte.

Samthüte in den Farben Rot, Schwarz, Weiß, Grün in verschiedenen Formen, geschmückt mit Straußenfedern, zum Tragen in der kalten Jahreszeit.

Greta Dieckmann arbeitete die Hüte auch um oder arbeitete sie wieder auf und fertigte sogar Hüte für Puppen an.

Das erste Bild zeigt die Ehefrau des Kaufmanns Jarren vom Bahnhof, die sich sehr modisch kleidete. Sie trägt auf dem Foto einen eleganten Ausgehut, eine Art Florentiner Hut, aus Filz gefertigt und mit einem Tülltuff verziert. Dazu trägt Frau Jarren einen wollenen Wintermantel und einen Muff zum Wärmen der Hände. Dieser ist an einer Kette befestigt, so daß die Benutzerin die Hände herausnehmen kann, ohne daß der Muff zu Boden fällt. Um ihre Schultern hat sie einen Blaufuchspelz gelegt.

Das zweite Beispiel zeigt eine ganz andere Art von Kopfbedeckung. Frau Blöcker vom Bahnhof trug diesen Hut, der aus feinem Strohgeflecht besteht und mit Band und Schleife verziert ist, als sie mit der Bahn zu ihrer Schwester nach Hamburg fuhr. Es ist kein eleganter Hut, sondern ein einfacher Hut, den man aufsetzte, wenn man z. B. eine Reise unternahm. Da er die Form eines Topfes hatte, nannte man ihn im Volksmund scherzhaft Kompotthut.

Greta Dieckmann führte bis etwa 1927/28 ihr Hutgeschäft, und danach übernahm Christine Witt für kurze Zeit das Geschäft.



Frau Blöcker vom Bahnhof mit dem sogenannten „Kompotthut“

2. Die Grönhökersch Anna Dieckmann und ihr Mann, der Jacob-Schuster

Die Mutter der Putzmacherin war Anna Dieckmann, und sie war die sogenannte Grönhökersch, die in Horst Obst und Gemüse verkaufte. Anfangs beförderte sie die Kirschen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Tomaten, Gurken, Wurzeln, Äpfel und Birnen in Körben auf einem vierrädrigen Wagen, den sie selbst zog. Dann schaffte sie sich ein kleines Pferd an, so daß sie ihre Touren ausweiten und die Kirschen aus dem Alten Land selbst mit Pferd und Wagen aus Kollmar holen konnte, wo sie per Schiff hingebraucht wurden.

Sie ging zum Vorfragen in die Häuser, und da sie immer zu bestimmten Zeiten kam, wußten die Leute schon, wann sie zum Verkauf erschien.

Im Winter, wenn es nichts zu verkaufen gab, packte sie die von ihrer Tochter gefertigten Hüte in ein großes Tuch und ging zum Vorfragen in die Häuser bis nach Steinburg, Hohenfelde und Offenseth.

Ihr Mann, allgemein als Jacob-Schuster bekannt, hatte hinter dem Haus in einem Anbau seine Schusterbude eingerichtet, wo er Schuhe flickte.



Das ehemalige Dieckmannsche Haus, das heute in der Bahnhofstraße die Nummer 15 trägt, wurde in den 80er Jahren aufgenommen.

XIV. Der Uhrmacher Maximilian Schröder

Maximilian Schröder war gebürtiger Stralsunder, hatte den Beruf des Feinuhrmachers erlernt und hatte, da er sehr tüchtig war, als Geselle bei der angesehenen Firma Koopmann in Hamburg am Pferdemarkt gearbeitet.

Er fand über eine Zeitungsanzeige Arbeit beim Goldschmied Heinrich Bramman in Stade. Dieser hatte neun Kinder, und das Schicksal wollte es, daß er die einzige Tochter Betty heiratete.

Heinrich Bramman richtete dem jungen Paar 1892 in Wewelsfleth ein Geschäft ein, das Maximilian Schröder dort fast dreizehn Jahre führte. Inzwischen hatte sich seine Familie durch die Geburt der vier Kinder Johannes, Alma, Carl und Heinrich vergrößert, und als sich die Geburt eines fünften Kindes ankündigte, war Maximilian Schröder gezwungen, sich geschäftlich zu verändern.

Das Geschäft in Wewelsfleth konnte eine siebenköpfige Familie nicht ernähren, denn die Kundschaft bestand überwiegend aus Werftarbeitern, die selbst Mühe hatten, ihre vielköpfigen Familien zu versorgen, und daher wenig Geld zum Kauf von Uhren oder gar teuren Gold- und Silbersachen hatten.

In den Orten Lägerdorf, Glückstadt und Horst bot sich die Gelegenheit einer Ge-



Die Häuser Am Markt Nr. 3 und Nr. 4

schaftseröffnung. Am liebsten hätte sich Maximilian Schröder in Glückstadt niedergelassen, aber eine Geschäftsgründung war dort am teuersten. Die Entscheidung fiel schließlich zugunsten von Horst, und so zog die Familie 1905 in das Haus Am Markt Nr. 4 ein, das neben der Gaststätte „Zur schönen Aussicht“ lag. Hier wurde auch im selben Jahr noch das fünfte Kind, die Tochter Anita, geboren, die später auf der Karte auf der Seite 281 ihr Geburtshaus kennzeichnete.

Die Werkstatt befand sich links neben der Durchfahrt, und rechts von dieser lag der Laden mit dem Sprossenfenster als Schaufenster.

Anfangs fuhr Maximilian Schröder noch regelmäßig mit dem Fahrrad nach Wewelsfleth, um defekte Uhren zum Reparieren abzuholen.

Er arbeitete von 1905 bis 1908 in diesem Haus, ehe er sich in der Schulstraße ein eigenes Haus kaufen konnte, das heute die Nummer 15 trägt. Das neuerworbene Haus baute er um und richtete einen Laden mit einer Werkstatt ein. Da sich aber das Verhältnis zu der Nachbarfamilie mit ihren zehn Kindern nicht erfreulich entwickelte und da die Lage für das Geschäft auch zu abgelegen war, verkaufte er es kurz entschlossen wieder an einen Tagelöhner, um statt dessen das vom Zimmermann Ahrens 1856 erbaute Haus in der Bahnhofstraße zu erwerben.

Der Wechsel in die Bahnhofstraße erwies sich als richtig, obwohl der Uhrmacher Diedrich Ehlers in derselben Straße im Haus Nr. 16 eine Uhrmacherwerkstatt besaß. Er war beunruhigt, daß ihm die Konkurrenz so dicht auf den Leib rückte und soll ge-



Das Wohn- und Geschäftshaus im Jahre 1913

klagt haben: „Ich will keine Konkurrenz haben!“ Er verstarb jedoch bald, und so war Maximilian Schröder der einzige Uhrmacher in Horst.

Allerdings bekam er bald Konkurrenz, denn Jürgen Rohwedder, der ehemalige Gehilfe von Diedrich Ehlers, baute sich in der Bahnhofstraße das Haus Nr. 6 und eröffnete dort einen Uhrmacherladen mit Werkstatt. Leider war es ihm aber nur vergönnt, das Geschäft zwei Jahre lang zu führen, denn 1914 wurde er eingezogen und fiel im Ersten Weltkrieg. Die Witwe machte aus dem Uhrmacherladen eine Weißnäherei. Dadurch war Maximilian Schröder wieder der einzige Uhrmacher im Ort.

Das Photo auf Seite 282 zeigt das Wohn- und Geschäftshaus von Maximilian Schröder im Jahre 1913. Vor der Haustür steht Frau Schröder mit zwei Söhnen und der Tochter Anita.

Man sieht rechts an der Wand des Zwerchgiebels das aus Blech gefertigte Geschäftsschild, auf das eine Uhr gemalt ist.

Mit der Lupe kann man in der Schaufensterauslage einen Teil der Verkaufsartikel erkennen: eine Standuhr, eine Uhr mit einem Thermometer, eine Buffetuhr, zwei Küchenuhren in der Form eines Tellers sowie sechs Wecker. Was vorn in der Auslage liegt, ist nicht zu erkennen. Dort können Taschenuhren liegen und sicher auch Schmuck, wie z. B. Ringe, Broschen, Ohrringe, Armbänder oder Ketten. Die beiden Silberschalen, die an der rechten Seite hängen, gehören zu der sogenannten Corpusware, zu der auch Zucker- und Rahmservice, Pokale, Leuchter und Wandteller zählen. Alle Artikel sowie die Bestecke waren wegen der hohen Kosten lediglich versilbert. Wenn ein Kunde aber reines Silber haben wollte, mußte die Ware extra bestellt werden.

Das Angebot an Uhren war, wie es sich für einen Uhrmacher gehörte, besonders groß. Taschenuhren waren damals sehr beliebt, denn die Armbanduhren gab es erst nach 1918. Die Damen ließen sich deshalb kleine Taschenuhren in Stoffbänder einarbeiten, die sie dann am Arm tragen konnten.

Die Werkstatt von Maximilian Schröder, die zusammen mit dem Laden nur 12 m² Fläche ausmachte, lag hinter dem rechten Fenster an der Hausecke. Grundsätzlich zog der Meister beim Arbeiten die Gardinen nicht zu. Er wollte ab und zu auch mal einen Blick nach draußen werfen, und er ließ es sich auch gefallen, wenn ihm Leute beim Vorübergehen für einen Moment bei der Arbeit zusahen.

Maximilian Schröder arbeitete in der Werkstatt und bediente bei Bedarf im Laden. Da er am Tage bei der Arbeit oft durch Kundschaft gestört wurde, verlegte er komplizierte Arbeiten immer auf den späten Abend. Es kam allerdings auch vor, daß jemand noch nach 22 Uhr den Laden betrat, und auch dieser Kunde wurde selbstverständlich bedient.

Die angehenden Brautpaare kamen gern in der Schummerstunde und noch lieber bei Dunkelheit in den Laden, damit niemand sah, daß sie sich Ringe für ihre bevorstehende Hochzeit aussuchten. Wurden sie jedoch trotz aller Vorsichtsmaßnahmen bemerkt, machte die Neuigkeit von der bevorstehenden Hochzeit sofort die Runde im Dorf.

Das Hauptgeschäft war in der Weihnachtszeit, und die Kinder mußten sogar noch am Heiligen Abend Ware austragen und dabei feststellen, daß in den meisten Stuben um diese Zeit schon die Kerzen am Weihnachtsbaum brannten. Oft kamen Leute sogar noch am Heiligen Abend um 18 Uhr in den Laden, um einen Ring ändern zu lassen oder auch, um noch schnell ein Geschenk zu besorgen.

Wenn die Familie dann nach den letzten Turbulenzen im Laden gemütlich beim Weihnachtessen am Tisch saß, dauerte die Ruhe jedoch nicht lange, denn gegen 21 Uhr kamen in der Regel erneut Kunden, um Weihnachtsgeschenke umzutauschen.

1912 lieferte Maximilian Schröder für die Horster Kirche die Uhr, deren kleiner Zeiger über einen Meter maß. Diese Uhr verrichtet immer noch ihren Dienst, und lediglich der Aufzug wird heute elektrisch betätigt.

Ein Monteur des Uhrenherstellers baute die Uhr damals ein, und Maximilian Schröder erhielt den Auftrag, diese regelmäßig zu reinigen, zu ölen und einmal in der Woche das Uhrwerk mit der Hand aufzuziehen. Im Winter mußte er auch den Schnee von den Zeigern entfernen, da das Zifferblatt nicht durch ein Uhrglas oder eine Lünette geschützt war. Nach 1918 ging der Uhrmachermeister auch in die Häuser betuchter Kunden, um deren wertvolle Uhren einmal in der Woche aufzuziehen und zu warten.



Das Bild, das den Uhrmachermeister Maximilian Schröder zeigt, wurde 1939 aufgenommen, als er 72 Jahre alt war.

Die Arbeiter aus der Wollfabrik, in der zeitweise bis zu 400 Menschen beschäftigt wurden, kamen oft am Freitag zum Einkaufen in den Laden, wenn sie ihre Lohntüten erhalten hatten.

Maximilian Schröder hatte übrigens für jeden Kunden eine Liste angelegt, aus der er entnehmen konnte, welches Besteck die Frau des Hauses sammelte und welche Teile schon gekauft worden waren, so daß auch Ehemänner, wenn sie ihrer Frau eine Überraschung bereiten wollten, immer die richtige Auswahl treffen konnten.

Als er 1939 starb, übernahm seine Tochter Anita zunächst allein das Geschäft. Sie zog auch bis 1945 die Kirchenuhr auf, da während des Krieges kein Kirchendiener zur Verfügung stand.

Von 1943 bis 1945 mußte sie das Geschäft schließen, weil sie dienstverpflichtet wurde. Es hätte auch wenig Sinn gehabt, das Geschäft in den letzten Kriegsjahren weiterzuführen, denn es gab keine Ware, und die Menschen mußten in dieser Notzeit zusehen, daß sie etwas zu essen bekamen.

Die Wiedereröffnung erfolgte 1946, und anfangs wurden überwiegend kunstgewerbliche Artikel aus Holz, Bast, Keramik sowie Handwebereien angeboten, die zum größten Teil in Eigenarbeit erstellt worden waren. 1948 jedoch gab es wieder Uhren



Das umgebaute Haus in der Bahnhofstraße Nr. 20

sowie Gold- und Silbersachen, und der Bruder Carl trat als Mitinhaber in das Geschäft ein.

Schnell entstanden wieder Kontakte zu früheren Uhrenfirmen, zu Schmuck- und Besteckherstellern. Das Geschäft begann zu florieren, weil die Menschen nach dem Kriege einen großen Nachholbedarf hatten und weil sich in Horst die Einwohnerzahl durch die Aufnahme der Flüchtlinge fast verdoppelt hatte und 1950 auf 5148 angewachsen war.

Da die Uhren nicht mehr selbst repariert werden konnten, wurden diese zum Bruder Heinrich nach Neustadt gebracht, der einst beim Vater in Horst das Uhrmacherhandwerk erlernt hatte und in Neustadt an der Ostsee ein großes Geschäft besaß.

1945 gab es durch den Uhrmacher Siemonsen Konkurrenz, der sich in der Schulstraße Nr. 6 selbständig gemacht hatte. Der Uhrmachermeister Günter Villwock übernahm dieses Geschäft 1952, aber schon 1958 kaufte er das Gebäude in der Bahnhofstraße Nr. 6, das sich einst der Uhrmacher Jürgen Rohwedder 1912 erbaut hatte, um dort einen Laden mit Werkstatt einzurichten.

Aber trotz der Konkurrenz, die den Umsatz erheblich schmälerte, brachte das Geschäft weiterhin guten Gewinn, so daß 1951 der Laden modernisiert und die Verkaufsfläche 1957 erheblich vergrößert werden konnte, um Glas- und Porzellanwaren in das Verkaufssortiment aufnehmen zu können.



Frau Schröder verkaufte ihr Haus an Ulrich Schlüter, und der neue Besitzer baute das Geschäftshaus zu einem schmucken Wohnhaus um, das ich 1995 fotografierte

1967 wurde das 75jährige Geschäfts Jubiläum gefeiert, und 1975 gaben die Geschwister Schröder das Geschäft aus Altersgründen auf.

Die Schaufenster dienten noch bis 1993 einer Töpferin sowie Hobbykünstlern als Ausstellungsfläche, und auch der bekannte Horster Arzt, Dr. Bredahl sen., stellte hier seine Ölgemälde der Öffentlichkeit vor.

XV. Zwei Horster Originale

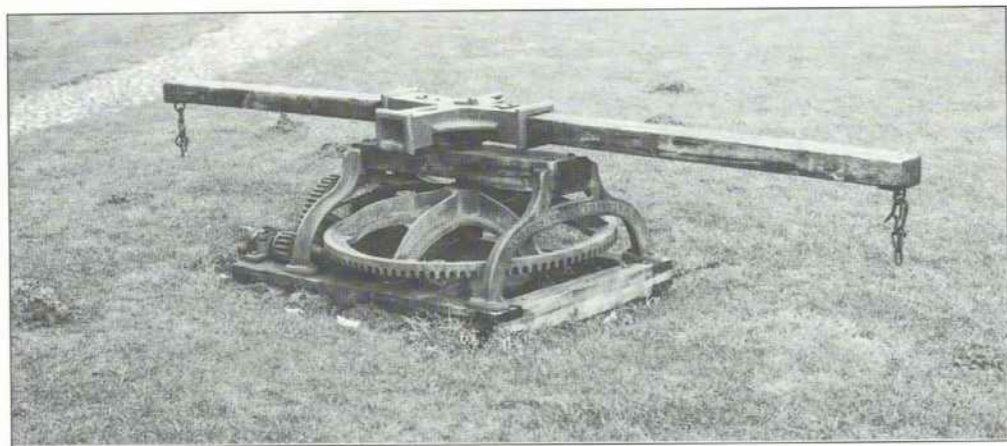
1. Johannes Mohr, der Händler mit Altwaren und Plünnen

Bevor Johannes Mohr den Handel mit Plünnen begann, hatte er bei einem Hamburger Rechtsanwalt eine Lehre angefangen, die er aber abbrach, weil ihm der Umgang mit Akten nicht behagte und weil es ihm auch schwerfiel, sich unterzuordnen. Er wollte sein eigener Herr sein und kam auf die Idee, mit Plünnen zu handeln.

In Grönland fing er mit dem Handel an, verlagerte seine Tätigkeit dann aber nach Hamburg, wo er mit Hund und Ziehwagen diesem Gewerbe nachging. 1906 zog es ihn wieder nach Horst. Er kaufte sich im Lüningshofer Weg das Haus Nr. 8 und begann dort, den Handel mit Altwaren und Plünnen intensiv zu betreiben.

Er hatte sich einen Wagen und ein größeres Pony angeschafft, fuhr auf Tour und sammelte bei den Leuten alles ein, was er den Grossisten in Elmshorn verkaufen konnte.

Ein gutes Geschäft machte er mit dem Schrott. Regelmäßig fuhr er zu den Schmieden, z. B. zu Stoffers nach Langenhals, zu Scheelk in die Schulstraße, zu Lefenau nach Heisterende, zu Harder in die Bahnhofstraße oder zu Klüver nach Hahnenkamp. Dort kaufte er ausrangierte Eisenreifen, abgenutzte Hufeisen, ausgediente Heuharken, rostige Ketten, abgebrochene Bolzen, verbogene Eisenstangen oder unbrauchbar gewordene Pflüge. Er schätzte das Gewicht an Ort und Stelle, bezahlte sofort und lud die Eisenteile auf seinen Wagen, um sie zum Lüningshofer Weg zu fahren.



Pferde brachten den Göpel zum Drehen.

Um 1850 wurden die hölzernen Göpel durch gußeiserne ersetzt, die wesentlich kleiner und langlebiger waren.

Ein sehr gutes Geschäft machte er mit den ausrangierten Göpeln. Diese Göpel waren Vorrichtungen zur Umwandlung tierischer Zugkraft in drehende Bewegungen, die genutzt wurden, um auf der Diele eines Bauernhauses z. B. die Dresch- oder Häckselmaschine anzutreiben.

Da aber die transportable Dampfmaschine, die Lokomobile, in der Landwirtschaft zum Antrieb der Dreschmaschinen eingesetzt wurde, verloren die Göpel rasch an Bedeutung. Die Bauern verkauften letztere deshalb als Alteisen und bedienten sich der neueren Antriebsart.

Seinen Spitznamen „Plünn-Mohr“ erhielt Johannes Mohr jedoch wegen seines Handels mit Lumpen, genannt Plünnen. Er fragte überall in den Häusern bei den Leuten wegen alter, nicht mehr gebrauchter Kleidungsstücke vor, und wenn er in den Häusern erschien, so hieß es bald überall „Plünn-Mohr“ ist da.



Der Sohn von Johannes Mohr, Alfred Mohr, demonstriert, wie sein Vater die Plünnen abwog, aufgenommen im Jahre 1993.

Hatten die Bauern beispielsweise schon größere Mengen an Bekleidungsstücken in einen Sack gepackt, so nahm Johannes Mohr seinen Besemer, eine Schnellwaage mit Laufgewicht, schlug den großen eisernen Haken in das grobe Sackgewebe und hob die Waage mit dem an ihr querhängenden Sack etwas an, so daß er das Gewicht ablesen konnte.

Er besaß übrigens zwei Besemer, die selbstverständlich amtlich geeicht waren. Der kleinere konnte ein Gewicht bis 10 kg anzeigen, während der größere zum Wiegen von bis zu 50 kg eingesetzt werden konnte.

Zu Hause wurden die Plünnen dann sortiert, weil die unterschiedlichen Materialien auch unterschiedlich beim Wiederverkauf bezahlt wurden. Strümpfe, Socken, Pull-over, Schals, Handschuhe und Strickwesten waren Wollsachen und kamen auf einen Haufen. Tischdecken, Bettbezüge und -laken kamen auf einen anderen Haufen, da sich aus ihnen noch Putzlappen für die Schlossereien herstellen ließen.

Die aussortierten Kleidungsstücke und auch die restlichen Lumpen wie Jacken, Hosen, Mäntel, Westen und Mützen kamen jeweils in einen Sack, der weit geöffnet an vier Haken hing und in den so viel wie möglich hineingestopft wurde. Zwischendurch stampfte Johannes Mohr mit einem Stampfer die Kleidungsstücke immer fester zusammen, so daß der Sack schließlich prall gefüllt war und gutes Gewicht hatte, denn je mehr Gewicht der Sack hatte, desto mehr Geld brachte er ein.

Auch Knochen holte Johannes Mohr von den Schlachtereien und von den Bauernhöfen, weil diese zur Herstellung von Knochenmehl benötigt wurden. Im Winter kaufte er Hasenfelle auf, denn die Bauern zogen den Hasen, die auf den Treibjagden geschossen worden waren, die Felle ab, stopften sie mit Stroh aus und hängten sie zum Trocknen auf die Diele.

Manchmal kam es auch vor, daß ein Fuchsbalg zwischen ihnen hing. Auch den kaufte Johannes Mohr auf, denn es gab fast nichts, so hieß es, was er nicht aufkaufte und was er nicht wieder zu Geld machen konnte. Die Grossisten, wie z. B. Warnsholz in Elmshorn, holten die Altwaren und Plünnen vom Lüningshofer Weg ab, preßten die Plünnen in Elmshorn zu Ballen und verkauften die Materialien weiter an Firmen, die sie zur Wiederverarbeitung nutzten.

Eine Zeitlang fuhr Johannes Mohr sogar mit Pony und Wagen in aller Frühe nach Kollmar und kaufte dort von den Fischern, die frühmorgens ihren Fang anlandeten, Elvbütt und Stint, die er dann in Horst auf den Straßen ab 10 Uhr wieder verkaufte.

Für die Ausfahrt am Sonntag besaß er eine kastenförmige Gurenesskarre, in der vier Personen sitzen konnten und die ebenfalls von dem Pony gezogen wurde. Da er selbst keine eigene Wiese besaß, wurde das Tier zum Grasens an den Wegrändern des Lüningshofer Weges, der damals noch ein reiner Feldweg ohne störendes Verkehrsaufkommen war, angetüdet. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheiratete sich Johannes Mohr wieder und zog 1927 in das Haus seiner zweiten Frau in den Heisterender Weg Nr. 6. Er verkaufte sein Grundstück im Lüningshofer Weg, so daß er in der Lage war, 1928 mit einem ganz neuen Gewerbe, der Sackstopferei, zu beginnen. Für

diese Tätigkeit benötigte er zum Stopfen Nähmaschinen und für den schnelleren Transport der Säcke einen kleinen dreirädrigen Lieferwagen der Marke Tempo. Er war der einzige Sackstopfer im Umkreis, und anstelle von Pferd und Wagen fuhr er mit seinem Auto zu den Mühlen, um reparierte Schrot- und Kornsäcke abzuliefern und um beschädigte zur Reparatur wieder mitzunehmen.

Zu seinen festen Kunden zählten die Müller in Horst und Umgebung, so daß er regelmäßig zur Mühle nach Kollmar, zum Mühlenbetrieb nach Dükermühle, zu Schmidts Mühle nach Elmshorn oder auch zur Mühle Schwarzkopf und nach Horstmühle fuhr.

Bevor die Säcke aber repariert werden konnten, mußte der Mehlstaub aus dem Sackgewebe entfernt werden. Deshalb konstruierte Johannes Mohr eine Sackklopfmaschine. Sie bestand aus einer großen Kiste, in der sich eine von einem Elektromotor angetriebene Welle befand, an der Gummischläger befestigt waren. Diese fingen durch die Drehbewegungen der Welle an zu rotieren und schlugen gegen das vorgehaltene Sackgewebe, so daß der Mehlstaub herausgeklopft wurde und sich im unteren Teil der Kiste sammelte.

Johannes Mohr tauschte das auf diese Weise gewonnene sogenannte Klopfmehl bei den Mühlen im Verhältnis 2:1 wieder ein, d. h. er erhielt für zwei Teile Klopfmehl einen Teil Schrot, den er an seine acht bis zehn Schweine verfütterte.



Eine der wenigen Aufnahmen, die es von Johannes Mohr gibt. Sie zeigt ihn im hohen Alter neben seiner Frau Anna, die links neben ihm steht.

Wenn zerrissene Säcke nicht mehr zu stopfen waren, benutzte er noch guterhaltene Teilstücke als Flicker, die er mit der Nähmaschine im Zickzackstich über schadhafte Stellen nähte.

Seine Frau unterstützte ihn tatkräftig, und im Stall hatte er für diese Arbeiten extra einen Raum eingerichtet, in dem sich drei wertvolle Stopfmaschinen befanden.

Im Herbst zur Schlachtzeit ließ Johannes Mohr immer zwei Schweine für den eigenen Bedarf schlachten, und da sich im Hause seiner Frau keine Räucherammer befand, brachte er die Schinken und Würste zum Räuchern in Schefflers Räucher- kate, die sich einige Schritte weiter in der Nachbarschaft befand.

Die Entscheidung, die Lehre beim Hamburger Rechtsanwalt seinerzeit abzubre- chen, hatte sich für Johannes Mohr rückschauend als richtig erwiesen, denn er war mit seiner Arbeit zufrieden, obwohl der Verdienst nicht sehr groß war. Er mußte mit seiner Frau sehr sparsam und sehr bescheiden leben, und mittags gab es oft nur Erb- sen- oder Bohnensuppe.

Johannes Mohr erhielt nie eine Rente und arbeitete bis zu seinem Lebensende. Selbst mit über 80 Jahren mußte er noch seinen Mann stehen.

Doch hatte er sich durch seine beruflichen Tätigkeiten die Möglichkeit geschaffen, sein Leben so zu gestalten, wie es seinem Naturell entsprach.

Deshalb konnte er sich zu einem lebensstüchtigen Original entwickeln, war sehr vielseitig und lebte nach der Devise „Lieber ein kleiner Herr als ein großer Knecht“.

1959 starb er im Alter von 87 Jahren.

2. Trina Voß, die Stutenfrau

Trina Voß war ein liebenswürdiges Horster Original. Sie war als Stutenfrau beim Bäcker August Schuldt angestellt, für den sie Brot und Kuchen ausfuhr. Als der Bäcker Andreas Andersen 1920 die Bäckerei in der Elmshorner Straße übernahm, fuhr sie weiterhin auch für den neuen Besitzer Backwaren aus.

Die Karre, die sie beim Ausfahren benutzte, hatte einen kastenförmigen Aufbau aus Blech, an jeder Seite ein großes eisernes Rad und durchgehende Eisenholme zum Schieben, an deren Enden hölzerne Handgriffe befestigt waren. Oben um den Kas- tenrand war ein eisernes Gitter angebracht, damit die dort auf dem Kasten abgestell- ten Körbe nicht herunterpurzelten, und da Trina Voß klein von Statur war, konnte sie beim Schieben der Karre nicht über den Aufbau und schon gar nicht über die Körbe gucken.

Stützen waren vorn und hinten angebracht, um das Umkippen der zweirädrigen Karre zu verhindern, und eine schwache Blattfeder hatte die Aufgabe, die größten Stöße zu mildern. Der innere Teil des Kastens war mit Brettern unterteilt, auf denen



Trina Voß, die Stutenfrau

die Zwetschgen- und Butterkuchen, die Feinbrote, die Schwarzbrote, die Stuten, die Rundstücke (Brötchen), die mit Zuckerguß überzogenen Rosinenschnecken sowie die länglichen mit Zucker überstreuten Zwiebackstücke untergebracht waren.

Trina Voß hatte ihre festen Touren, und sie war außer sonntags jeden Tag unter- wegs. Mittags hatte sie meistens alles verkauft. Dann machte sie eine kurze Pause, füllte anschließend ihren Transportbehälter in der Bäckerei wieder auf und begann ihre Nachmittagstour.

Sie fuhr mit der Karre zum Bahnhof, nach Horstheide, nach Heisterende, in Rich- tung Hinterholz nach Moordiek, in Richtung Hahnenkamp und natürlich auch durch den Ortskern.

Wenn die Eisenräder über den Grand, den Kies, rollten, verursachten sie knir- schende Mahlgeräusche, und wenn sie über das Kopfsteinpflaster hopsten, war ein lautes metallenes Klipp-Klapp zu hören.

Besonders viel zu tun hatte sie auf den Jahrmärkten im Frühjahr und im Herbst so- wie im Sommer beim Kindergrün. Dann verkaufte sie auf diesen Veranstaltungen noch zusätzlich Kuchen, und sehr beliebt bei jedermann war der Pflaumenkuchen.

Sonnabends verkaufte sie immer besonders gut, weil die Leute schon für Sonntag einkauften, und ihre Provision fiel an diesem Tag entsprechend höher aus.

Da Trina Voß überall hinkam, war sie bei jung und alt bekannt.

Ihr Erscheinungsbild änderte sich eigentlich nie, denn stets trug sie einen schwarzen Rock mit einer grauen Schürze, eine schwarze Wolljacke, schwarze Wollstrümpfe, einfache Schnürstiefel und meistens eine dunkle Haube auf dem Kopf.

Jeden Tag, bei Wind und Wetter und zu jeder Jahreszeit war Trina Voß unterwegs. Die Leute konnten sich auf sie verlassen. Daher kauften sie gern bei ihr und erfuhren durch sie so manches Mal das Allerneueste: wer krank war, wer gestorben war, wo ein Kind geboren war oder wer einen Unfall hatte.

Sie kündigte ihr Kommen nicht durch laute akustische Signale an, sondern sie nahm ihren Korb vom Kasten, füllte ihn und verschwand in den Häusern. Die Wünsche ihrer langjährigen Kunden kannte sie, und sie wußte schon vorher, was verlangt werden würde.

„Berta, schall hüt wat wen?“ so sprach sie z. B. die Schlachtersfrau Frau Blöcker vom Horster Bahnhof an, und sie blieb auch immer freundlich, wenn nichts gekauft wurde. Es war dann auch im Spaß gemeint, wenn sie sagte: „Ol Deern, willst hüt gor nichts keupen!“

Frau Katharina Voß wurde 1856 geboren und verstarb 1936 im Alter von 80 Jahren.

XVI. Drei alte Straßenansichten

1. Der vordere Teil der Bahnhofstraße

Die Aufnahme vom vorderen Teil der Bahnhofstraße stammt von einer im Jahre 1905 abgestempelten Postkarte. Auf der linken Seite sieht man das Gebäude der Wirtschaft „Zur Horster Höh“, das Adolf Muhs 1893 erwarb. Die Wirtschaft bestand aus einer Gaststube sowie einem Clubraum, in dem Versammlungen stattfinden konnten. Außer der Wirtschaft betrieb Hans Adolf Muhs noch Landwirtschaft, und deutlich ist das drei Meter breite Dielentor zu erkennen, durch das die Heu- und Strohwagen zum Abladen auf die Lehmdiele gelangten. Adolf Muhs bewirtschaftete 11,37 ha Land, das zum Teil direkt hinter seinem Haus lag und zu dem eine Zuwegung führte, die damals zwischen der Bäckerei von Wilhelm Böde und der Schmiede von Claus Harder lag. Heute befindet sich dort die Einmündung des Klaus-Groth-Weges. Eine seiner Wiesen lag besonders hoch und war sehr trocken. Sie wurde Ochsenkamp genannt, weil dort die Horster Viehmärkte abgehalten wurden, während die andere volkstümliche Bezeichnung „Muhsscher Kamp“ auf ihren Besitzer hinwies.

1921 übernahm der Sohn Friedrich, genannt Fiete Muhs, den elterlichen Betrieb. Er zog mit seinen beiden Pferden den Feuerwehrwagen und baute den vom Vater



Bahnhofstrasse

Die Bahnhofstraße

übernommenen Fuhrbetrieb weiter aus. Mit seinen Brettwagen beförderte er Sand, Kies, Steine, Torf und Holz, fuhr Schweine zum Verladen zum Horster Bahnhof, nach Elmshorn oder sogar bis nach Hamburg zum Schlachthof.

Außerdem besaß Friedrich Muhs noch einen großen Wagen, Brigg genannt, mit aufklapbarem Verdeck und verschließbaren Seitenteilen zum Schutz gegen Wind und Regen, den er für besondere Fahrten, wie zum Beispiel für Vatertagstouren, einsetzte. Dann nahmen 20 bis 25 Mann auf den beiden Sitzbänken an den Längsseiten Platz. In der Mitte auf dem Gang standen Bierkisten als Reiseverpflegung; irgend jemand machte auf seinem Quetschkasten Musik, und mit Gesang ging die fröhliche Tour nach Voßloch, Bokel oder nach Kollmar an die Elbe. Auch die Mitglieder der Liedertafel benutzten gern für ihre Ausflugsfahrten diesen großen, überdachten Wagen. Hinter dem schon erwähnten Dielentor hielten die Turner auf der Diele ihre Turnübungen ab. Sie turnten am Reck, das sie auf- und abbauen konnten und für das im Boden besondere Haltevorrichtungen eingelassen waren. Sie übten am Barren, sprangen über das Pferd und stellten ihren Turnbetrieb bei Fiete Muhs auf der Diele erst 1931 ein, als in der Jahnstraße eine neuerbaute Turnhalle zur Verfügung stand, in der sie bessere Übungsmöglichkeiten fanden.

Auf der Diele wurde auch getanzt, und wenn die Turner beispielsweise feiern wollten, dann legte Fiete Muhs die Lehmdiele mit Bohlen aus. Es dauerte zwei bis drei Stunden, bis die Bohlen, von denen immer fünf bis sechs Stück ein nummeriertes Teilstück bildeten, an der richtigen Stelle lagen und durch Holzkeile mit dem Mauerwerk verkeilt waren.

Diese starken Bretter waren glatt gehobelt, mit Fußbodenöl getränkt, und sie wurden zu den Tanzveranstaltungen noch tüchtig gebohrt. Nach 20 bis 30 Tänzern erfolgte immer wieder eine Nachbehandlung. Deshalb streute ein Mädchen Flockenwachs auf die hölzerne Tanzfläche, das beim Tanzen zertreten wurde, so daß die Tanzfläche wieder glatt wurde.

In der Diele gab es keine Heizmöglichkeit, aber da der gefüllte Heu- und Strohboden die von oben kommende Kälte abhielt und da tüchtig getanzt und getrunken wurde, spürten Tänzerinnen sowie Tänzer nichts von der Kälte, auch wenn draußen winterliche Temperaturen herrschten. Zudem sorgte eine drei bis vier Mann starke Kapelle mit der Quetsche, dem Schifferklavier, der Geige oder der Trompete für Stimmung, so daß sowohl auf Hochzeitsfeiern als auch auf den Turnerfesten und Maskeraden das Tanzbein tüchtig und ausdauernd geschwungen wurde. Wenn das ausgelassene Treiben bis in den frühen Morgen dauerte, wachten die Kühe auf, fingen an zu brüllen und gaben ihrerseits lautstark das Zeichen zum Aufbruch. Dann wurde es Zeit, Schluß zu machen, weil die Fütterungszeit nahte.

1963 wurde die Wirtschaft geschlossen. Auf den verkauften Ländereien wurden der Klaus-Groth-Weg und ein Teil der Fritz-Reuter-Straße gebaut, und das umgebaute Gebäude in der Bahnhofstraße Nr. 10 wurde für Wohnzwecke genutzt.

Der Wirtschaft gegenüber liegt die 1904 erbaute weißgetünchte Villa, die sich

durch ihren besonderen Baustil von den umliegenden Häusern auffällig abhebt. Die Villa hat große mit Rundbögen versehene Fenster, verspielte Stuckarbeiten am Mauerwerk, einen Balkon im Obergeschoß und als besonderen Blickfang eine mit Säulen versehene Loggia im Erdgeschoß.

Frau Catharina Schröder geb. Kelting ließ sich dieses Haus bauen. Sie hatte 1899 Martin Schröder aus Heisterende geheiratet, der aber schon 1902 verstarb. Deshalb verkaufte die junge 32jährige Witwe den Hof Lindenau 1903 an Johann Jakob Dehde und zog selbst nach Horst in die Bahnhofstraße.

1936 bezog Julius Kelting als Altenteiler mit seiner Frau Berta dieses Haus.

Am 20. 5. 1953 kaufte Herr Max Müller das Gebäude und baute es um. Balkon und Loggia wurden entfernt, ein Ladenfenster eingesetzt, und noch im selben Jahr eröffnete er einen Feinkostladen der Handelskette Thams & Garfs.

Hinter der Villa steht die mit Schiefer gedeckte Pastoratsscheune, die die Kirche dem jeweiligen Pastor zur Verfügung stellte, der früher zum Teil selbst für seinen Lebensunterhalt aufkommen mußte.

Deshalb erhielt er von der Kirche auch Land zur Nutzung, das direkt hinter dem alten Kirchhof lag und den Bereich des neuen Friedhofes mit der dahinterliegenden Fläche umfaßte.

So konnte der Pastor die Scheune zum Unterstellen seiner Gerätschaften nutzen, das Vieh darin unterbringen sowie Heu und Stroh auf dem Boden lagern.

Aber auch der Arzt Dr. Kroß, der 1901 von dem Gastwirt Heinrich Evers das nach dem Abriß der baufälligen Scheune freiwerdende Grundstück gekauft hatte und sich an dieser Stelle ein eigenes Haus baute, benutzte die schräg gegenüberliegende Pastoratsscheune zeitweise zum Unterstellen von Pferd und Wagen.

Hinter der Scheune befindet sich das Pastorat mit seinem mächtigen Zwerchgiebel. Deutlich ist ein sechsteiliges Sprossenfenster in exponierter Lage an der Hausecke des Pastorats zu erkennen, und da das Gebäude im Gegensatz zu den anderen Häusern nicht nur dichter an der Straße, sondern auch noch etwas schräg versetzt zur Straße steht, rückt diese Hausecke mit dem Fenster noch näher zur Straße hin und ermöglicht einen freien Blick die Bahnhofstraße hinunter.

Um 1905 hatte übrigens Herr Ernst Feddersen das Amt des Propsten der Propstei Rantzau in Horst inne, der zuvor Pastor in Hohenfelde gewesen war.

Ganz im Hintergrund ist die reetgedeckte Wirtschaft von Hinrich Brandt zu erkennen, die etwas von dem in die Bahnhofstraße einbiegenden Müllerwagen verdeckt wird. Auf diesem Grundstück steht heute das Gebäude der Sparkasse Horst, das im Jahre 1934 eingeweiht wurde.

Zwei Brettwagen sind noch auf der Straße zu sehen, und um 1905 und noch sehr viele Jahre danach gehörten diese von Pferden gezogenen schweren Wagen zum alltäglichen Bild auf Straßen und Wegen, landauf und landab.

Im Vordergrund auf der Straße und auf dem Bürgersteig stehen einige Kinder, die die für die damalige Zeit typische Kleidung tragen. Das Mädchen trägt über seinem

dunklen Kleid eine weiße Schürze und hat lange Wollstrümpfe sowie schwarze Lederschuhe an.

Die Jungen tragen halblange Kniehosen, Wollstrümpfe, dunkle Jacken und Mützen als Kopfbedeckung sowie ebenfalls schwarze Lederschuhe.

Damals spielten die Kinder gern auf der Straße, und meistens trafen sich 10 bis 12 Kinder aus der Nachbarschaft, um sich bei gemeinsamen Spielen zu vergnügen. Das Spielen auf der Straße war ziemlich ungefährlich, weil das Verkehrsaufkommen gering war und weil die Fuhrwerke, die besonders im beladenen Zustand nur langsam über das Pflaster rumpelten, sich schon von weitem ankündigten, wenn die Hufeisen der Pferde auf die Kopfsteine schlugen und die hellen Klipp-Klapp-Geräusche verursachten.

Der Junge links auf dem Bürgersteig ist mit seinem kleinen Bollerwagen beschäftigt, dessen Räder aus kreisrunden dicken Holzscheiben bestehen und der vorn an der Deichsel einen hölzernen Quergriff hat, an dem der Wagen hin- und hergezogen werden kann.

Oft setzten die Kinder ihr kleines Geschwisterchen in so einen Bollerwagen, um damit umherzufahren.

Besonders die Jungen legten gern ihren kleinen Hund oder ihre Katze in einen dieser Wagen und fuhren die Tiere stolz spazieren, während die kleinen Mädchen ihre Puppen hineinsetzten.

Ein anderer Junge hält einen Reifen, der zu dieser Zeit wohl schon aus einer alten, ausgedienten Fahrradfelge besteht. Er kann seinen Reifen auf der Straße vorwärtsrollen, indem er diesem einen Schubs mit der Hand oder mit einem kleinen Stock versetzt.

Der Reifen rollt dann die Straße entlang und zwingt den Jungen zum Mitlaufen. Trudelband hieß der Reifen damals. Im Plattdeutschen bedeutet trudeln rollen, und Band ist die Bezeichnung für einen Ring um ein Gefäß, so daß gefolgert werden kann, daß der Begriff Trudelband schon aus einer Zeit stammt, die weiter zurückliegt und in der die Kinder hölzerne Faßreifen zum Trudeln benutzten.

Im Vergleich zu der ersten Straßenansicht zeigen die beiden folgenden Karten den oberen Teil der Bahnhofstraße in umgekehrter Blickrichtung.

Auf dem ersten Bild sieht man das efeumrankte Pastorat, dessen Vorgarten mit einer niedrigen Mauer sowie einem Eisenzaun umgeben ist. Der Eingang befindet sich vorn. Hinter der Scheune liegt die weiße Villa, und auf der rechten Seite steht das Haus von Dr. Kroß. Dahinter steht ein altes Fachwerkhaus mit verbrettertem Giebel. Auf diesem Grundstück baute sich der Uhrmacher Jürgen Rohwedder vor dem 1. Weltkrieg ein Haus, das heute im Besitz des Uhrmachermeisters und Juweliers Günter Villwock ist und das in der Bahnhofstraße die Nummer 6 trägt.



Poststempel 1900



Ein Blick in die Bahnhofstraße

Hinter dem alten Haus liegt die Wirtschaft „Zur Erholung“ von Wilhelm Hüttmann und dahinter die Gastwirtschaft „Zur Horster Höh“ von Adolf Muhs.

Die zweite Aufnahme ist noch etwas älter, weil der Baum neben dem Vorgarten des Pastorats noch vorhanden ist.

2. Der Heisterender Weg und die Bahnhofstraße

Das Haus ganz links gehörte Otto Nöhren, und in das Gebäude dahinter war in den 20er Jahren der Altenteiler Adolf Muhs eingezogen. Im ersten Haus auf der rechten Seite lebte nach dem 1. Weltkrieg der Altenteiler Hinrich Hachmann aus Heisterende, und im weißen Nachbarhaus betrieb Maximilian Schröder sein Uhrmachergeschäft.

Ganz im Hintergrund auf der linken Seite ist die Gastwirtschaft „Horster Hof“ zu sehen, die den Gebrüdern Kahlke gehörte. Sie bewirtschafteten außerdem noch einen Landbetrieb mit Vieh und unterhielten eine Essigbrauerei.



Diese Karte wurde kurz nach der Jahrhundertwende verschickt. Die Ansicht zeigt den Teil der Bahnhofstraße, von dem der Heisterender Weg, so wie er heute heißt, in Richtung Heisterende abzweigt.

1911 kaufte Johannes Rathsach die Gastwirtschaft ohne die Ländereien, die schon vorher verkauft worden waren. Neben seiner Tätigkeit als Gastwirt arbeitete er noch als Schuhmacher.

Der Malermeister Timm Otto Schuldt kaufte 1883 das zwischen der Bahnhofstraße und dem Heisterender Weg liegende Haus dem Häusler Otto Kühl aus Itzehoe ab. Er richtete in dem Haus einen Malerbetrieb ein und hatte in der wärmeren Jahreszeit so viel zu tun, daß er bis zu vier Gesellen beschäftigten konnte.

Eine Hauptbetätigung der Maler war damals das aufwendige Streichen der Holzfenster, die, wie man auf dem Bild sieht, noch unterteilt waren und die sogenannten Sprossenfenster bildeten.

In der Winterzeit konnten aber die meisten Arbeiten nicht ausgeführt werden, und die Malermeister mußten in der Regel ihre Arbeitskräfte entlassen. Otto Schuldt aber hatte das Glück, daß er von Wilhelm Bracklow, dessen Eisengießerei auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag, den Auftrag erhielt, die Dezimalwaagen zu lackieren und zu beschriften. So war er in der Lage, wenigstens einen Gesellen in der kalten Jahreszeit zu beschäftigen.

Trotzdem verschaffte sich das Ehepaar Schuldt noch eine zusätzliche Einnahmequelle mit der Einrichtung eines Höckerladens, den Frau Schuldt betreute. Außerdem konnte sie zu Anfang des Jahrhunderts das strohgedeckte Rauchhaus im Heisterender Weg vom Kätner Wilhelm Münster erwerben, das Otto Schuldt zum Räuchern von Wurst und Fleisch nutzte, so daß sich dadurch eine weitere Verdienstmöglichkeit ergab, denn nicht in allen Häusern von Horst war eine Räucherammer vorhanden. Das Räuchern auf den Böden ohne besondere Vorrichtung war strengstens untersagt. Das Kloster Uetersen veröffentlichte dieses Verbot in der Bekanntmachung vom 18. September 1847, und darin heißt es: „Es wird in Übereinstimmung mit den Beratungen der Communevorsteher und der Vorsteher der Brandgilden hierdurch zur öffentlichen Kunde gebracht und zur Nachachtung für einen jeden Hausbesitzer bekannt gemacht:

daß von nun an keine Räucherung von Speck und Fleisch auf den Böden gestattet werde, wenn nicht dazu eigene geschlossene, von Mauersteinen ausgeführte, oder bretterne, mit Lehm abgesetzte Rauchkammern eingerichtet werden.“ Diese Vorschrift galt auch nach 1866.

Sogar Schlachtereien ließen bei Schuldt räuchern, und das folgende Bild zeigt die damals schon alte Rauchkate mit dem verbretterten Stufengiebel, in dem rechteckige Öffnungen zu erkennen sind, die dem Rauchabzug dienen. Etwas dahinter liegt das Haus von Schuldt bzw. Balke, und im Hintergrund entdeckt man die Bäckerei Böde in der Bahnhofstraße.

1924 übernahm Rudolf Balke den Malerbetrieb, und dessen Frau, Otto Schuldts Tochter, führte auch das Geschäft weiter. Sie führte als Spezialität Niederegger-Marzipan ein, und wenn jemand in Horst besondere Süßigkeiten kaufen wollte, dann ging er zu Frau Balke, die immer ein erlesenes Sortiment bereithielt.



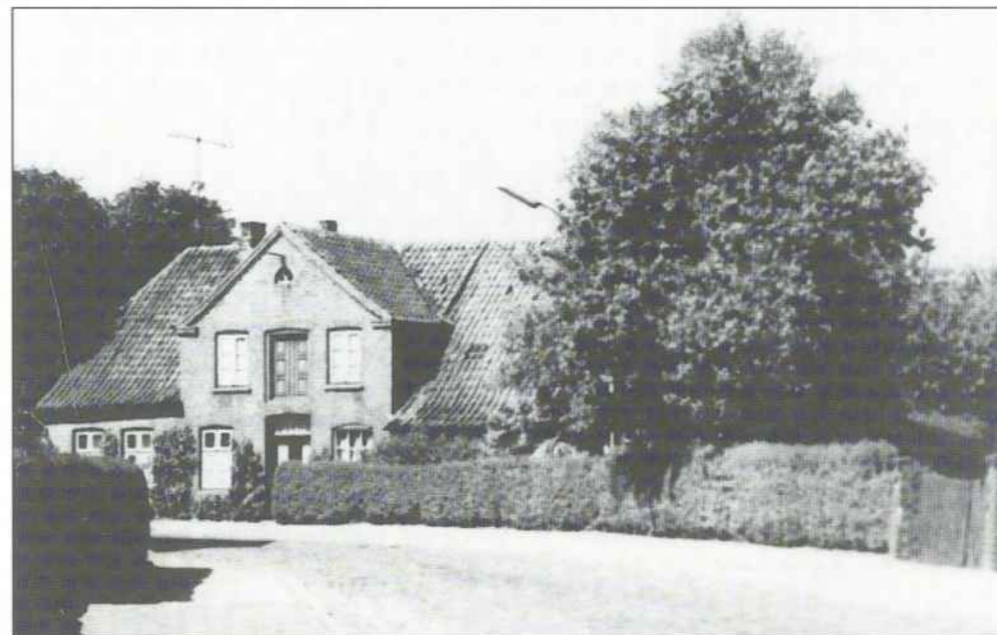
Die Rauchkate im Heisterender Weg

Später konnte das Ehepaar noch das angrenzende Grundstück Bahnhofstraße Nr. 13, das dem verstorbenen Johann Twisselmann gehört hatte, von den Erben käuflich erwerben.

Die drei Häuser von Balke sowie die Häuser, die von einem kleinen Stück der Bahnhofstraße, der kurzen Poststraße und dem Anfangsteil des Heisterender Weges umrahmt waren, bildeten zusammen, wenn man seine Phantasie spielen ließ, den Umriß eines Schweinekopfes. Wenn von den Anwohnern beispielsweise jemand am Abend noch einen kurzen Spaziergang machen wollte, dann ging er „gau mal um den Swienskopp“.

Das obere Bild auf der Seite 303 zeigt das Haus mit dem mächtigen Zwerchgiebel von der Bahnhofstraße her, in dem auch der Eingang untergebracht ist. Rechts vom Eingang befindet sich das sechsteilige Ladenfenster, während der Laden hinter dem linken Fenster liegt.

Die nebenstehende Rechnung hat Herr Balke am 23. 11. 1953 unterschrieben. Sie zeigt, daß in seinem Geschäft nicht nur Kolonialwaren und Haushaltsartikel angeboten wurden, sondern daß es auch die Dinge und Zutaten zu kaufen gab, die nach dem



Das Grundstück Bahnhofstraße Nr. 11



Die Grundstücke Bahnhofstraße Nr. 11 und Nr. 13

Schlachten für die Verwertung des Fleisches benötigt wurden. Außerdem beweist die Rechnung anhand des letzten Postens, daß bei Balke genau wie beim Schmiedemeister Lefenau in Heisterende oder beim Höker Brütt den Kunden eine Maschine zum Abschneiden und zum Verschließen der Dosen zur Verfügung stand.

10 kg Frische	4.20
15 kg Salz	2.40
2 kg Krücker	1.36
10 kg Allin	-.70
10 kg Pappeier	-.70
50 gr. w. Pfeffer ger.	1.35
25 gr. Feinmehl	-.25
3 x Wurstband	1.05
	<hr/>
	10.71
+ 75 Dosen W- gelfer.	-.75
	<hr/>
	10.46
Betrag dankend erhalten	
23.11.53.	

Eine Rechnung aus dem Jahre 1953

Rudolf Balke verkaufte 1967 sein auffälliges Haus Nr. 11 an die Gemeinde und ebenso danach das Haus Nr. 13 sowie die Rauchkate im Heisterender Weg Nr. 2.

Nach dem Abriß der drei Häuser beschloß der Gemeinderat eine grundlegende Umgestaltung mit dem Ziel, in zentraler Lage wieder eine Apotheke im Ort zu schaffen.

Das Bild, aufgenommen im Sommer 1995, zeigt das Ergebnis der Umgestaltung: den Parkplatz mit dem Gebäude der Apotheke sowie die neue Straßenführung.

Am 1. Februar 1972 eröffnete der Apotheker Hermann Schröder die Rosen-Apotheke.

Der hohe Schornstein der früheren Schmiede, in der ab 1911 die Gebrüder Harder ihr Handwerk betrieben, ist noch erhalten geblieben. Heute befindet sich das Gebäude im Besitz von Heinrich Klüver, der u. a. Wärmepumpen installiert und Reparaturen aller Art durchführt.



Ecke Bahnhofstraße/Heisterender Weg



Ein Blick vom neuen Parkplatz vor der Apotheke zum alten Schmiedegebäude

3. Die Bahnhofstraße von der Bäckerei Böde bis zu der Wirtschaft von Hüttmann



Ein Blick in die Bahnhofstraße

Diese Karte wurde am 10. August 1901 zwischen 3–4 Uhr nachmittags in Horst abgestempelt. Sie kam am selben Tag zwischen 6–7 Uhr nachmittags in Hamburg an, wie man es an den beiden Stempeln ablesen kann.



Eine gewisse Henny schreibt Herrn P. Kahlke in Hamburg Eimsbüttel, Weidenallee 37, diese Postkarte. Sie schreibt, daß sie am Montag mit dem zweiten Zug, also um 9.30 Uhr, von Horst nach Hamburg fahren wolle, und sie bittet, abgeholt zu werden. Außerdem teilt sie ihm mit, daß sie Kohlpflanzen mitbringen werde.

Die Postkarte zeigt die größte Bäckerei am Ort, die Bäckerei von Wilhelm Böde. Der Bäckermeister Böde hatte die Bäckerei 1898 von Albert Wulf übernommen, der seit 1873 an dieser Stelle eine Bäckerei betrieben hatte.

1951 übernahmen Claus und Lucie Ritscher die Bäckerei von Heinrich Böde, dem Sohn von Wilhelm Böde.

Heute befindet sich die Bäckerei und Konditorei sowie der Selbstbedienungsladen mit Lebensmitteln, Feinkost, Obst und Gemüse im Besitz von Uve und Helga Ritscher.



Die Vorderfront des Hauses in der Bahnhofstraße Nr. 14, aufgenommen 1995.
Rechts im Gebäude ist die Fahrschule Steenfatt untergebracht.

Der Schmiedemeister Claus Harder

Das Haus dahinter hatte sich der Schmiedemeister Claus Harder aus Horst zwischen 1877 und 1878 bauen lassen. Er wurde am 17. 11. 1848 in Horst geboren und erlernte nach der Schulzeit das Schmiedehandwerk. Von 1867 bis 1869 ging er, wie die Eintragungen in seinem Wanderbuch belegen, auf Wanderschaft. Er arbeitete in Altona, Hamburg, Wandsbeck, Bergedorf, Lauenburg, Lüneburg, Uelzen, Celle, Minden, Düsseldorf, Köln, Stralsund, Kiel, Schleswig und in Flensburg, wobei er in manchen Orten auch bei verschiedenen Meistern tätig war.

Am 23. August 1877 kaufte er für 1800 Mark von Johann Mohrdiek, der 1893 seine Gastwirtschaft an Adolf Muhs verkaufte, ein ca. 800 m² großes Grundstück in der Bahnhofstraße. Er durfte die beiden Fahrwege rechts und links vom Grundstück in einer Tiefe von 30 Metern mitbenutzen, mußte sich aber verpflichten, kein umherlaufendes Federvieh zu halten, um Fraß- und Kratzschäden auf dem angrenzenden Acker zu vermeiden.



Frau Harder mit ihrer jüngsten Tochter Anna, die links neben ihr steht, vor dem Haus in der Bahnhofstraße.

Die anfallenden Gebühren teilten sich Verkäufer und Käufer, und sie beliefen sich auf:

Beglaubigung und Stempel	6,00 Mark
Ausfertigung	4,20 Mark
Umschreibengebühr	<u>0,05 Mark</u>
Summe	10,25 Mark

Der Kaufvertrag wurde vom Königlichen Amtsgericht genehmigt und vom Königlichen Oberamtsrichter unterschrieben.

Am 14. Dezember 1877 heiratete er Metta Elise Brandt, deren Eltern, Peter und Anna Maria Brandt geb. Klüver, am Markt eine kleine Gastwirtschaft mit Landwirtschaft betrieben. Seine Frau hatte noch sieben Geschwister: Jasper Hinrich, Peter Martin, Anna Maria, Catharina, Claus Johannes, Wilhelmine und Julius.



Das Ehepaar Harder. Im Hintergrund ist der Steigerturm zu erkennen.

Die Hochzeit soll eine sogenannte Gabenhochzeit gewesen sein, d. h. Verwandte, Freunde, Bekannte sowie die Nachbarn machten nur Geldgeschenke, wobei die kleinsten Geldgeschenke sich auf 1,50 Mark beliefen. Die Verwandten schenkten naturgemäß am meisten, so daß letztlich 1060 Mark zusammenkamen, und diese Summe war der Grundstock für den Bau des Wohnhauses mit der Schmiede.

Das Erdgeschoß des Hauses teilte sich in den Arbeits- und den Wohnbereich auf. Links vom Haupteingang lag die Schmiede, zu der die Tür führte, die sich an der Längsseite des Hauses befindet, und von der Schmiede konnte man durch eine Luke auf den Boden gelangen, der zum Teil als Materiallager genutzt wurde. Der Boden war wenig ausgebaut, denn oben befanden sich nur eine bretterne Kammer sowie ein Zimmer, die beide wahrscheinlich dem Lehrling bzw. dem Gesellen als Unterkunft dienten.

Der Hufbeschlag fand hinter dem Haus unter einer Überdachung statt, die sich zwischen dem Haus und einem Stall befand.

Das Ehepaar zog zehn Kinder groß, von denen zwei, Hermann und Martin, das Schmiedehandwerk erlernten.

Die Schmiede war räumlich sehr beengt, und als sich 1911 die Gelegenheit bot, vier Häuser weiter die Schlosserei, die Eisengießerei sowie das Wohnhaus von Wilhelm Bracklow zu erwerben, wurde dort in den großen Räumlichkeiten eine Schmiede eingerichtet, die die beiden Söhne Hermann und Martin übernahmen. Außerdem stand ihnen hier eine geeignete Hoffläche als Abstellplatz zur Verfügung.

Die Gastwirtschaft „Zur Horster Höh“

Hinter der Schmiede liegt die Gastwirtschaft von Adolf Muhs, die kurze Zeit, so wie es auf der Karte auch zu lesen ist, „Feuerwehr-Halle“ hieß, weil ihr gegenüber das Spritzenhaus lag, das 1881 erbaut worden war. Nach Abriß des Gebäudes baute sich Frau Schröder an dieser Stelle 1904 ihre Villa.

Außerdem befand sich auf dem Gelände von Muhs hinter dem Haus der Steigerturm, der 1890 erbaut wurde und infolge eines Blitzschlages 1931 abbrannte.

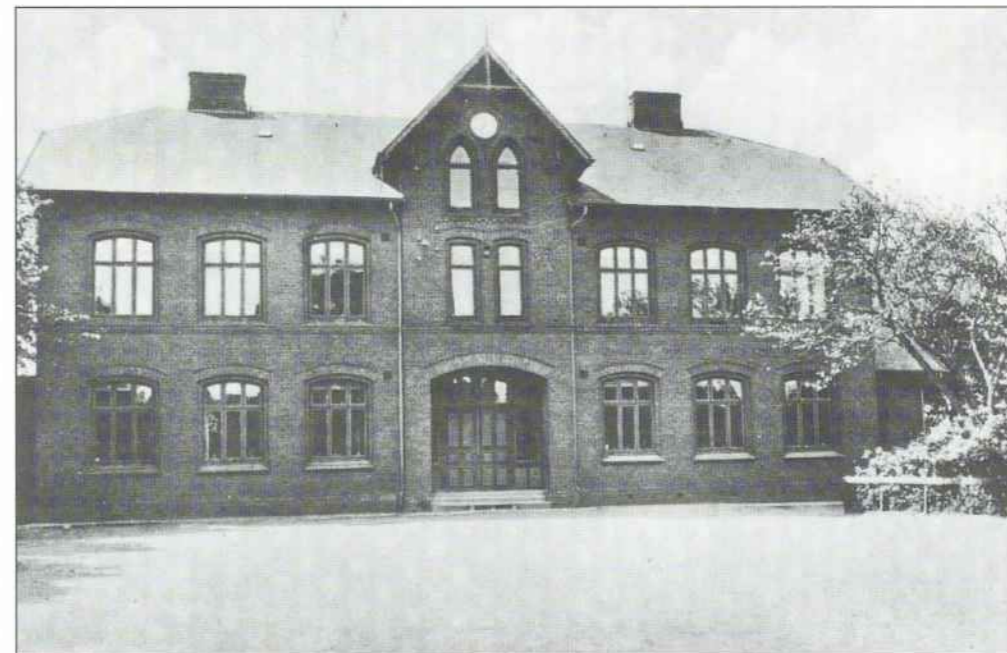
Dieser war eigentlich ein Schuppen mit einem hohen Strohdach, an dem die Feuerwehrleute besonders das Klettern mit Leitern sowie das Löschen des Feuers mit sogenannten Patschen üben konnten. Die Holzleitern hatten an ihren Kopfen zwei gebogene eiserne Haken, die sich beim Anlegen in das Reetdach bohren konnten und das Abrutschen der Leiter verhinderten. Die Leitern wurden immer versetzt ins Dach eingehakt, so daß die Feuerwehrleute die gesamte Dachfläche besteigen konnten. Die Patschen bestanden aus einem Stock, an dem ein großer Lappen befestigt war, der mit Wasser getränkt wurde und mit dem die Feuerwehrleute versuchten, das Feuer auszuschlagen.

In dem zum Steigerturm umfunktionierten Schuppen lagerte der Gastwirt noch Heu und Stroh, so daß dieser zweierlei Zwecken diente.

Allgemein bekannt war die Gaststätte aber unter dem Namen „Horster Höh“, und der erste bekannte Besitzer war Jacob Mohr. Dann folgten Griebel und 1865 Johann Mohrdiek aus Dovenmühlen, der 1893 an Adolf Muhs verkaufte, dessen Sohn Friedrich die Wirtschaft 1921 übernahm.

Dicht hinter dieser Wirtschaft liegt die Gastwirtschaft „Zur Erholung“. Sie gehörte in früheren Zeiten Hans Hinrich Voß, der dort gleichzeitig noch eine Hökerei betrieb. Peter Voß, der Sohn, verkaufte die Wirtschaft 1855 an Christopher Wagner, der Schlachtvieh zum Altonaer Viehmarkt transportierte und sich nebenbei noch als Viehhändler betätigte. Dieser vergrößerte das Haus, baute es 1860 neu auf und ließ sogar einen Saal einbauen. Nach seinem Tode kaufte Hans Rohwedder 1864 die Wirtschaft, die dann sein Schwiegersohn Wilhelm Hüttmann von 1885 bis 1914 weiterführte. Er gab der Gastwirtschaft auch den Namen „Zur Erholung“.

Als 1904 das neue Schulgebäude eingeweiht wurde, das heute von der Grundschule und von der Sozialstation genutzt wird, wurde in der Gastwirtschaft von Hüttmann das Festessen eingenommen, zu dem zahlreiche Gäste, wie z. B. die Mitglieder des Schulverbands, des Lehrerkollegiums sowie zahlreiche Gemeindemitglieder, eingeladen waren.



Das neue Schulgebäude

Das Schulgebäude hatte der Horster Maurermeister Schmidt für 33 844,80 Mark 1904 erbaut. Es enthielt acht Klassenräume, einen Feuerungskeller und einen Bodenraum. Zwei getrennte Abortgebäude befanden sich etwas abseits vom Gebäude.

Ernst Kruse erwarb 1914 die Wirtschaft „Zur Erholung“. Er arbeitete nicht nur als Gastwirt, sondern war in dem Hause noch als Friseur tätig. Sein Bruder war Robert Kruse, der am Markt die Gastwirtschaft „Zur schönen Aussicht“ besaß, mit Kohlen handelte und eine Mineralwasserfabrik betrieb.

Seine Frau Christine, die die Gastwirtschaft führte, stammte aus Heisterende und war eine Tochter von Andreas Klüwer, dem dort die Wirtschaft mit der Hökerei gehörte und der auch Fremdenzimmer vermietete. Sie wurde von ihren Gästen liebevoll Stine genannt und bediente noch im hohen Alter in der Gaststube.

Oben im Saal bei Kruse fanden viele Tanzveranstaltungen statt, wie z. B. das Kindergrün, Jahrmarktsbälle, Erntedankbälle, Turnerbälle oder auch Maskeraden.

Links vom Eingang lag der Clubraum, und die drei Fenster rechts von der Tür gehörten zur Gaststube. Die kleinere Tür an der rechten Hausecke führte zum Friseursalon.

Heute heißt die Gaststätte „Dorfkrug“.



Eine Aufnahme von der Wirtschaft aus den 50er Jahren



Das wichtigste Schulfest war das Kindergrün, und nach dem Umzug durch den Ort ging es zum Tanzen auf die Säle.

Das Bild, aufgenommen im Jahre 1964, zeigt den Autor des Buches als Junglehrer mit seiner Klasse beim Umzug. Er ist heute als Realschullehrer an der Jacob-Struve-Schule tätig.

XVII. Erzählgut und Redensarten

1. „Uns Dörp vör sömdig Johr 1912“

(Vun Anita Schröder)

Uns Dörp har üm düsse Tied, so bi üm un rüm, tweedusend Inwohner. Famil'n mit fif un tein Kinner, dorto Deenslud un Lehrjungs, all ünner een Dack un an een Disch.

Noch harrn we Freed'n un sung in de School: „Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnt in Berlin – und wär es nicht so weit von hier, dann fahr ich heut' noch hin.“

Öber de Koppsteen-Straat'n rasseln morns Klock söss, mit Peer un Waag, de Melkwaag'ns no de Meierie. Autos geev dat to düsse Tied blots een in uns Dörp. Dütt erste Auto gehör den Fabrikant'n August Koch, de sehr för Technik un Fortschritt wär. För de Inwagner un besonnens för de Kinner wär dat een „Wunnerwark“. Man stünn ane Straat, wenn dat „Dierd“ innegangsett wor. Mit'n groot'n Dreier wor vun but'n de Motor ankurbelt, wie'n Blitz ant Stüer sprung'n. Gas geb'n un dat „Dierd“ sust aff mit sien „30 PS“. De Frunslud, de achter inseet'n, harrn sik Döker öber eer Höh bun'n, dortmit jüm de nich wegfleeg't, denn dat Auto har keen Verdeck.

In Dörp wär noch keen elektrischen Strom. In de Hüüs weern Petroleum-Lamp'n un Kookers. Wooter-Pump'n mit'n Handswengel un Obens ut Kacheln un Isen, ton bööt'n mit Für'n.

Denn harrn wi Muskant'n, de sik dat Speeln sülbst inövt harrn, oh'n Not'n. Dat wär Johann Schlüter, man sä to em „Johann Putt“, weil he mit Pütt un Pann hanneln de. Denn de Broder Peter Schlüter, „Hultschlüter“, weil he Timmermann wär, un Ott Schuldt, Molermeister. De een Speel Tuba, een Klarinett un de drütt een Fleut. Se speel'n ton Danz, pro Danz een Grosch'n. Wenn sik de Poore oppstellt harrn, günn ers een mit'n Töller rümm un kasseer, dormit jüm keen dör de Latt'n günn. So föhrrn ok per Rad öber de Dörper, na Grönland, Steenborg, Nienbrook un Hohenfell un speel'n ton Kaffeeball.

All nääslang wär ok een Akschon bi Muhs inne Schündeel. De Akschonater wär Slachter Schüder. He wahn dor, wo later Slachter Matthiesen wahn. Hee wär'n Kerl, de sien tweehunnert Pund wög. Mit veel Jux un Stimmung mook he sien Angebot. De Frunslud, de inne Mehrtall dor wärn, juchen un krein un bleeb'n an Sook'n behang'n, de se harrn gornie hämm' wullt. As Kass, harr Schüder een imaliert'n Nachpott.

De Johrmarkt harr üm düsse Tied grotte Bedüdung, mit all sien „Glimmer“ un

Duff inne Luff, na Kabid, Zuckerstang'n un veeles mehr, denn de Larm vun de Utropers un Karussells.

Obens wär „Tingel-Tangel“ för die Groot'n. Düt wär bi Krus an Mark, inne Klubstuv. Dor sung'n un danz'n Frunslud mit wenig Tüch an. De Geschäff'n harrn an den Dag eer beste Stuv mit Bänk un Dische inricht, un de Kun'n, de vun uterhalb käm'n un wat köfft harrn, kreegen Kaffe un Mulschell'n.

Twee Dokders harrn wie in't Dörp, wenn mol een krank wor. Overs veele gung'n nich henn. Se kureern sik sülbst na Oma eer Rezept, denn de meisten wärn nich versäkert. De Ölste wär Dr. Kroß, he wahn dor, wo hüt Dr. Manfred Bredahl wohnt. He harr een tweeröödrige Koor mit een Peerd vör. Dütt Gespann wär bi Evers in Stall statschoneert un een Kutscher müß eem föhrrn, dat weer Peter Harder. De Dokter un de Kutscher harrn beid 'n Vullboort, drog'n Kämp'n mit'n Kaputz. Wenn sie in düssen Optoch dörch dat Dörp kutscheern, un man wor se wies, dann sä'n welk Lüd: „Dor kommt de Weisen ut dat Morgenland“, un eenige heppt dat glöövt.

De Nuudelkasten-Kerl un „Plünn-Mohr“ gehör'n ok to dat Dörpsbild. All' poor Week'n krüzen se opp. „Plünn-Mohr“ koff Knook'n un Plünn. Pund twee Penn, dat Geld wor för Johrmark oppspoor.

2. Der Teufelsfuß

von Werner Harder

Eine in unserer Familie überlieferte Geschichte

Noch gern erinnere ich mich an die Zeit, in der wir Geschwister oft zu unserer Großmutter eilten. Ach, wie gemütlich ist es in der kleinen, mit altmodischen Möbeln eingerichteten Stube. Wenn draußen die ersten Herbststürme wehen und die ersten gelben Blätter von den Bäumen zerren, ist es in Großmutter's Stube um so molliger. Der kleine Eisenofen verbreitet eine wohlige Wärme. Prasselnd knistern die Holzscheite im Ofen, und der Duft von gebratenen Äpfeln schwebt in der Luft.

Wir hocken auf der Ofenbank, sie sitzt in ihrem „Sorgenstuhl“, während der Schein des Feuers, der durch die Ofentür dringt, ihr gutmütiges, runzeliges Gesicht beleuchtet. Auch uns beeindruckt diese traute Stimmung, die in der Stube herrscht, so daß wir unser Sprechen einstellen und gespannt zur Großmutter sehen. Sie lächelt; sie weiß, daß wir eine Geschichte hören wollen. Nicht lange kann sie den stumm bitenden Augen von vier Enkelkindern widerstehen, und sie beginnt, uns eine alte, in unserer Familie überlieferte Geschichte zu erzählen.

Sie führt uns in die Zeit zurück, in der weißer Sand die gebohnerten Fußböden ersetzte, und die rußende Flamme der Petroleumlampe die Stube spärlich erhellte.

„Ja, ja“, nickt sie, während sie versonnen ins Feuer blickt, „die Geschichte ist nun schon über 120 Jahre alt. Euer Ur-Urgroßvater besaß damals die Gastwirtschaft am Markt, die jetzt Onkel Hinrich gehört. Oft kamen dort die Bauern der Umgegend zusammen, um zu trinken und Karten zu spielen. Lustig und laut ging's zu. Doch hatte erst der Spielteufel sie in seinen Bann geschlagen, dann schlug die Stimmung um. Still und unheimlich wurde es in der Gaststube, höher die Einsätze, lauter das Fluchen.

So hatten sie sich auch an einem kalten Spätherbstabend in der Wirtschaft zusammengefunden. Der Herbststurm umtobte das Haus. Das Klappern der Fensterläden übertönte selbst das Stimmengewirr der Männer. Das blakende Licht der Petroleumlampe durchdrang nur spärlich den Tabaksqualm, der in blauen Schwaden die eichenen Deckenbalken umwob. In der Ecke neben der Theke hatte man schon wieder zu den unglückseligen Karten gegriffen, und bald sprang die Spiellust von Tisch zu Tisch wie ein Funke. Dichter steckten sie die Köpfe zusammen. Gierig hing ihr Blick an den Karten.

Zeitweilig war es so still im Zimmer, daß das Ticken der alten Wanduhr unnatürlich laut zu hören war. Jäh wurde die Stille dann von einem unterdrückten Fluch oder von dem Krachen der knochigen Fäuste auf die Tischplatte unterbrochen. Höher und höher schraubten sich die Einsätze. In ihrer Leidenschaft beachteten sie weder die Zeit noch das Morgengrauen hinter den Fensterscheiben.

So ging's den ganzen Tag durch. Als die Dämmerung herabsank, spielten die Bauern immer noch.

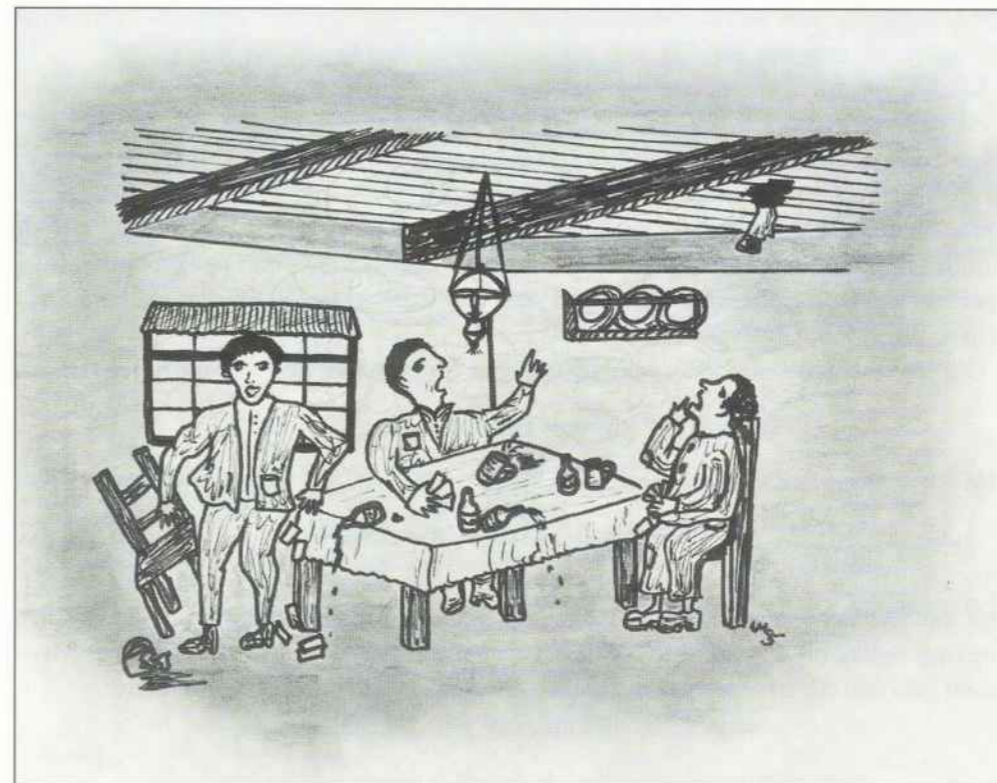
Währenddessen war ein Unwetter heraufgezogen. Ein heftiger Sturm umtobte das Haus und wirbelte armdicke Äste der Pappeln, die das Haus umgaben, zu Boden. Aber auch drinnen herrschte eine Stimmung wie ein Unwetter. Ein Landwirt hatte schon Haus und Hof verspielt.

Plötzlich raunte man es von Tisch zu Tisch: ‚Jochen Mohr aus Heisterende verliert!‘ Die Bauern hielten inne und sahen zu dem Tisch hinüber, an dem Jochen saß; denn jeder wußte, daß der jähzornige Mann das Verlieren nicht vertragen konnte.

Leicht vornübergebeugt saß er auf seinem Platz. Mit finsternen Blicken starrte er auf die Karten. Die steile Falte über seiner Nasenwurzel und das unheimliche Flackern seiner Augen ließen Böses ahnen. Der Tisch dröhnte unter seiner mächtigen Faust. Schon wieder verlor er einen hohen Einsatz. Sein Fluch ließ die Bauern zusammenzucken. ‚Jochen Mohr‘, redete ihm ein Freund zu, ‚denk an deine blasse Frau, an deine Kinder! Du bist es ihnen schuldig. Noch ist es nicht zu spät!‘ Ein wütender Blick Jochens ließ ihn scheu zurücktreten.

Gespannt reckte Mohr seinen gedunsenen Kopf über die Karten; denn er hatte ein hohes Spiel gewagt. – Verloren! Da zitterte sein schwerer Körper. Er sprang auf, daß der Stuhl in die Ecke flog und stieß einen entsetzlichen Fluch aus. – Doch was war

das? Dumpfe Schritte auf dem Boden. Wer hatte jetzt etwas auf dem Boden verloren? Ein Angstgefühl, unbestimmt und unbegründet, schnürte den Männern die Kehle ab. Eine schauerliche Stimme ertönte: ‚Das Maß eurer Sünden ist voll!‘ Dann ein Poltern! – Und – aus dem Luftloch in der Decke ragte ein Pferdefuß! – Der Teufel! Mit einem Schrei sank Jochen Mohr ohnmächtig zu Boden. Mit aschfahlen versteinerten Gesichtern starrten die Spieler zur Decke. Da entrang sich der Kehle eines Bauern stammelnd die Worte: ‚Vater unser, der du bist...‘ Draußen fuhr ein Windstoß um die Hausecke, und lautlos verschwand der Spuk.



Der Teufelsfuß

Zu Tode erschrocken verließen die Bauern mit entsetzten Gesichtern die Stube. Jochen Mohr mußte ohnmächtig nach Hause getragen werden. Seitdem wurde in der Wirtschaft nie wieder eine Karte angerührt, bis auf den heutigen Tag.“

Mit offenem Munde haben wir der Geschichte gelauscht. Unwillkürlich sehen wir in der schon dämmerigen Stube zur Decke. Dann drängt sich uns die Frage auf, wo denn der Teufel geblieben sei? Lachend meint unsere Großmutter: „Nun, was denkt ihr wohl, wer der Teufel gewesen ist? – Mein Großvater!“ „Unser Ur-Urgroßvater?“ klingt es wie aus einem Munde. „Ja, so ist es“, erwidert sie, „auch er konnte nicht mit ansehen, daß die Leute Haus und Hof verspielten. Daher kam er auf den Gedanken, ihnen das Spiel auszutreiben. Er stieg auf den Boden, suchte sich eins der Hufe seines Pferdes, das vor einiger Zeit notgeschlachtet worden war, und ahmte dann das Treiben des Teufels so täuschend nach, daß die sehr abergläubischen Männer auch richtig darauf hereinfließen.“

Erleichtert atmen wir auf; zum Glück war es nicht der leibhaftige Teufel gewesen.

Als ich mich endlich in mein warmes Federbett schmiegte, kann ich nicht einschlafen. Ruhlos wälze ich mich hin und her. Trotzdem ich genau weiß, daß mein Ur-Urgroßvater den „Urich“ gespielt hat, kehren meine Gedanken immer wieder zu der Szene zurück, als der Pferdefuß durch das Luftloch fuhr. Ich malte mir mit meiner kindlichen Einbildungskraft aus, was wohl geworden wäre, wenn es der Leibhaftige in eigener Person gewesen wäre. – Erst spät erlöst mich der Schlaf von meinem Grübeln und meinen Angstvorstellungen.

Obige Geschichte stammt von einem jungen Elmshorner, von Werner Harder.

3. Plattdeutsche Redensarten

Das Plattdeutsche ist eine lebendige Sprachform, und viele Redensarten haben einen direkten Bezug zu den unmittelbaren Erscheinungsformen, die zur Umwelt der Menschen gehören. Das folgende Beispiel steht deshalb stellvertretend für andere.



Der Bauer fuhr einspännig, und hieraus leitete sich die Redensart ab: „He is en Eenspänner!“ Das bedeutet im übertragenen Sinne, daß jemand unverheiratet ist.

Sik up't hoge Peer setten! (sich aufspielen)

Dat is en Peerkur! (besonders anstrengende Radikalkur)

En geschenken Gaul kiek man nich in't Muul (Einem geschenken Gaul guckt man nicht ins Maul)

In't Geschirr smieten! (sich anstrengen, sich mit voller Kraft einsetzen!)

Jemanden an'n Wagen föhren! (jemanden beleidigen)

Ünner't Rad kamen! (in eine mißliche Lage kommen)

Dat föfte Rad an'n Wagen! (überflüssig sein)

Se hett en Wagenrad op'n Kopp! (sie hat einen übergroßen Hut)

XVIII. Erinnerungen an früher!

1. Torf, ein begehrtes Brennmaterial



Fritz Schäfer führt mit seinen Kindern eine Fuhre Torf vom Offensether Moor nach Hause.



Der Heizöllieferant beliefert das Ehepaar Mohr im Wilhelm-Busch-Weg 1989 mit Öl.

2. Häuser, die an frühere Zeiten erinnern



Das Haus in der Schulstraße Nr. 27

Das Haus in der Schulstraße Nr. 27

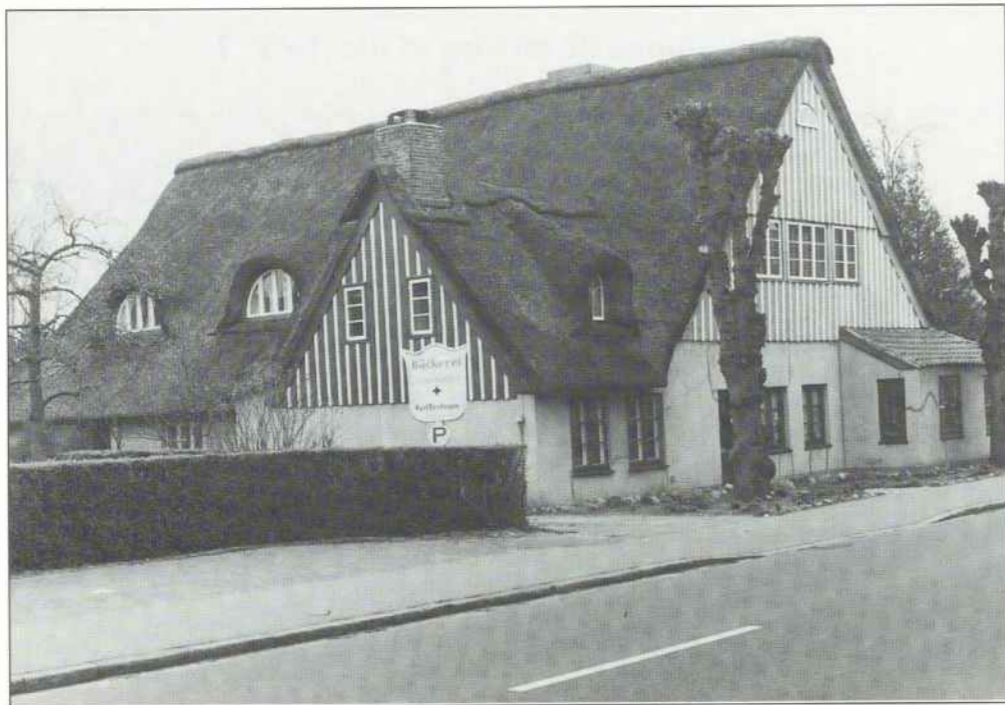
Die Aufnahme von dem Gebäude in der Schulstraße machte ich im Frühjahr 1989. Es ist das Haus, in dem von 1899 bis 1925 der Schmiedemeister Johannes Scheelk wohnte und arbeitete. Seine Schmiede befand sich in dem wesentlich kleineren Gebäude, das direkt hinter dem hohen Wohnhaus liegt und von der noch der hohe Schmiedeschornstein zu erkennen ist.

1925 führte sein Schwiegersohn, der Schmiedemeister Johannes Nagel, die Schmiede weiter, die dann Werner Nagel, ebenfalls gelernter Schmied, von seinem Großvater 1964 übernahm. Er nutzte das Grundstück zum Bau einer Tankstelle und richtete einen Verkauf von Zweirad-Fahrzeugen sowie eine Reparaturwerkstätte ein.

Das stattliche Haus unterscheidet sich von den allermeisten Häusern durch das Redtdach, durch die verbretterten oberen Giebel, durch die Utlucht an der Giebelfront und durch die Sprossenfenster an der Eingangsseite.

Der Eingang zum Wohnbereich wird durch den spitzwinkligen Seitengiebel betont, der allerdings nachträglich angebaut worden ist.

Das Reetdachhaus in der Elmshorner Straße Nr. 15



Das Reetdachhaus in der Elmshorner Straße

Adolf Mohrdiek wurde 1882 als Sohn des Bäckermeisters Diedrich Mohrdiek in der Elmshorner Straße geboren, und er heiratete 1911 die Nachbarstochter Gesche Wagner, deren Vater das heute etwas veränderte abgebildete Reetdachhaus besaß und der neben der Landwirtschaft noch ein Fuhrgeschäft betrieb.

Adolf Mohrdiek übernahm den Betrieb seines Schwiegervaters, bewirtschaftete 5–6 ha Land, hielt 4–5 Kühe, etliche Schweine und war als Fuhrmann tätig. Er holte mit Pferd und Wagen Getreide vom Bahnhof und fuhr es zu den Mühlen, schaffte Kies und Steine aus Elmshorn herbei und fing 1913 mit dem Kohlenhandel an. Die vom Bahnhof geholte Kohle füllte er in 100-Pfund-Säcke ab, die er dann auf seinem Plattenwagen den Leuten ins Haus brachte, wobei ihn ein Arbeitsmann unterstützte.

Außerdem fuhr er noch den Leichenwagen, der von zwei Rappen gezogen wurde. Gegen Ende des 2. Weltkrieges setzte sich der verdiente Fuhrmann zur Ruhe.

Das giebelständige Reetdachhaus mit der Utlucht und dem Seitengiebel muß schon vor 1838 gebaut worden sein, denn 1841 stellte ein Horster Bewohner an das Kloster Uetersen den Antrag, seine neue Scheune mit Reet decken zu dürfen. Daraufhin wurde ihm folgende Entscheidung mitgeteilt: „... daß die Königliche Schleswig-

Holsteinische Regierung den angenommenen Grundsatz, daß im Kirchdorfe Horst die Häuser sämtlich mit Pfannen gedeckt werden sollen, in einem unterm 19. Juni 1838 abgegebenen Bescheide bestätigt hat, von hier aus dem Bittsteller die nachgesuchte Erlaubnis nicht zu erteilen.“

Das alte Haus in der Elmshorner Straße Nr. 5

Wenn Häuser erzählen könnten, dann ...



Das Haus in der Elmshorner Straße Nr. 5, aufgenommen 1995



*Eine Aufnahme aus dem Jahr 1901
 Von links: Wilhelm Rienow, seine Tochter Elly, seine Frau Hermine mit der Tochter Helene,
 sein Sohn Karl, seine Schwiegermutter Frau Schaerfe, sein Sohn Hermann und ganz außen
 Heinrich Schaerfe, sein Schwiegervater*

Die Schuster Schaerfe und Rienow

Heinrich Schaerfe stammte aus dem Harz und kam während seiner Wanderzeit in die Horster Gegend, wo er seine zukünftige Frau Magdalena Fik kennenlernte.

1888 kaufte er von Schrewe das Haus in der Elmshorner Straße Nr. 5 und ließ sich dort als Schuster nieder. Er hatte sich auf die Anfertigung von Schuhen für kranke Füße spezialisiert und machte dafür in seinem Schaufenster mit einem Schild Reklame, während außen an der Hauswand zur Straße ein Stiefel aus Eisen befestigt war, der auf seine Tätigkeit als Schuster hinwies.

Seine Kunden waren zum größten Teil Bauern. Das Leder holte er sich mit dem Rad von einer Gerberei aus Elmshorn, und da es anfangs noch keine Fertigschuhe gab, fertigte er die Schuhe in Handarbeit an. Viele Jahre saß er beim Petroleumlicht in seiner 3,50 m x 4 m großen Werkstatt, die in der kalten Jahreszeit ein Ofen erwärmte.

Seine Frau brachte Zwillinge zur Welt, die Kinder Hermine und Wilhelm. Heinrich Schaerfe versuchte noch neben der Schusterei, Geld für den Lebensunterhalt der Familie dazuzuverdienen, und begann, mit Saatgut und Pflanzen zu handeln.

Rechtzeitig im Frühjahr war er vor der Aussaat mit dem Fahrrad unterwegs, schrieb die aufgegebenen Bestellungen in ein Buch und bestellte danach das Saatgut bei einer Gärtnerei in Quedlingburg im Harz. Die Saat wurde meistens sackweise geliefert, und zusammen mit seiner Frau und den Kindern wog er kleine Portionen ab, die in Tüten und kleine Kästen verpackt und mit Hilfe von Buchstaben aus einem Druckkasten entsprechend beschriftet wurden.

Viele Kunden hatte er in der Krempermarsch und in Kremperheide, und manchenmal schob er sein Rad, vorn und hinten mit Säcken bepackt, dorthin, um das Saatgut abzuliefern.

Mittwochs und sonnabends fuhr er mit dem Rad auch zum Buttermarkt nach Elmshorn, um selbstgezoogene Gemüsepflanzen wie Grünkohl oder Porree zu verkaufen. Wenn er viele Pflanzen zum Verkaufen hatte, dann beförderte Emil Hinck diese auf seinem Rollwagen zum Markt. Als es die ersten Fabrikschuhe zu kaufen gab, schaffte er sich ein Pferdefuhrwerk an und fuhr zu seinen Kunden über Land. Da sich der Schuhverkauf aber nicht lohnte, gab er diesen ambulanten Handel wieder auf.

Sein Sohn Wilhelm wanderte nach Amerika aus, wo er sich als Bäcker selbstständig machte. Seine Tochter Hermine heiratete den Schuster Wilhelm Rienow, der aus Stralsund stammte und den sie während seiner Wanderzeit kennengelernt hatte.

Zuerst war sie mit ihrem Mann nach Stralsund gezogen. Da sie aber großes Heimweh hatte, tat ihr Mann ihr den Gefallen und zog mit ihr wieder nach Horst zurück. Nachdem sie die vier Kinder Elly, Helene, Karl und Hermann zur Welt gebracht hatte, starb sie bei der Geburt eines fünften Kindes 1902 im Alter von 31 Jahren. Es war eine besonders traurige Beerdigung, als die tote Mutter gemeinsam mit dem Kind, das ebenfalls bei der Geburt gestorben war, zu Grabe getragen wurde. Der Schwiegervater Heinrich Schaerfe unterstützte zusammen mit seiner Frau den Schwiegersohn mit den vier kleinen Kindern. Beide arbeiteten in der kleinen Werkstatt, aber die Schusterei brachte nicht genug ein, so daß weiter mit Saat und Pflanzen gehandelt werden mußte. Nebenbei hielten sie ungefähr 20 Schweine, damit sie eine zusätzliche Einnahmequelle durch den Verkauf von Schweinen hatten und außerdem ihren Eigenbedarf decken konnten.

Da die Kunden die Rechnungen erst immer zum Jahresende bezahlten, war das Geld während des Jahres immer sehr knapp. Wenn aber Geld eingenommen wurde, dann mußte zuerst einmal Leder gekauft werden.

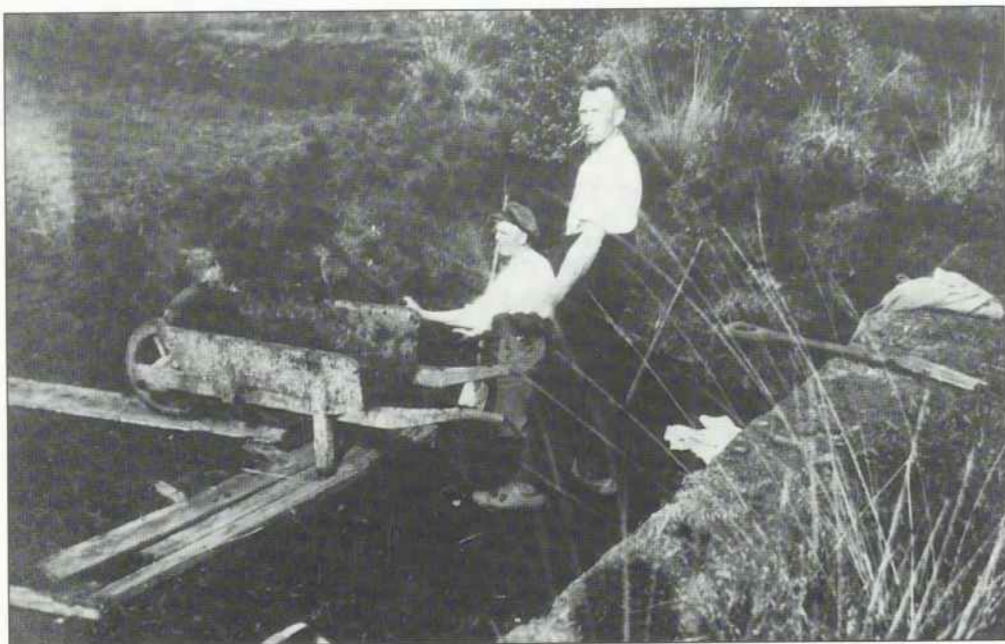
Auch beim Heizen mußte gespart werden. Die gute Stube war nur sonntags geheizt, die Schlafstuben grundsätzlich nie, und wenn die Kinder froren, dann liefen sie in die Werkstatt, um sich dort aufzuwärmen.

Während des 1. Weltkrieges war mit der Schusterei noch weniger zu verdienen, weil die Schuster nur wenig Leder zugeteilt bekamen, kaum Schuhe herstellen konnten und ihren Verdienst überwiegend aus Reparaturarbeiten erzielen mußten.

Als Heinrich Schaerfe 1920 starb, arbeitete Wilhelm Rienow allein in der Werkstatt weiter und handelte noch einige Jahre mit Saatgut und Pflanzen. In den letzten Jahren hatte er einen Gesellen eingestellt, schnitt aber das Leder für die Schuhe bis zuletzt selbst zu. Als er 1934 starb, wurde das Geschäft geschlossen.

Beide Schuster, sowohl Heinrich Schaerfe als auch Wilhelm Rienow, arbeiteten in ihrem Leben sehr viel. Sie hatten keinen freien Sonntag, keinen pünktlichen Feierabend und konnten nie Urlaub machen.

3. Tätigkeiten aus vergangenen Zeiten



Bei der Torfgewinnung

Zwei Männer bereiten das Torfbacken vor, indem sie den nassen, schwarzen Moorbrei aus dem Grund holen, um ihn später zum Trocknen in hölzerne Formen hineinzufüllen.



Der Washtag

Wenn das Wetter schön war, wurde draußen gewaschen, so wie es auf dem Bild von 1935 hinter dem Haus vom Schneidermeister Johannes Mohr in der Schulstraße zu sehen ist. Nachdem das Wasser auf dem Herd in einem Zinktopf erhitzt worden war, wurde die Wäsche in der dreibeinigen Wäscheballe bzw. in der Zinkwanne mit Hilfe der Wäscheruffel tüchtig bearbeitet. Auf dem Bild sieht man von links nach rechts: Anne Kovanda geb. Mohr, Anne Schwering beim Waschen, Frau Marie Mohr, Frau Alwine Kirst an der Zinkwanne, ihren Ehemann August Kirst und im Vordergrund ihre Tochter Karla.

4. Wichtige Einrichtungen



Die Pumpe

Das Trink- und Gebrauchswasser wurde mit der Pumpe aus der Erde befördert. Diese Pumpe, die beim Schlachter Blöcker stand, war eine Grundwasserpumpe, die das gut schmeckende, aber stark eisenhaltige Wasser aus einer Tiefe von 29 Metern nach oben pumpte. Die Pumpen mußten im Winter vor Frost geschützt werden, und man umgab sie mit Pferdemist und Stroh und wickelte Lappen um die Rohre.

Das kleine Mädchen ist Gerda Blöcker, die sich zusammen mit einer Hausgehilfin um das kleine Kalb kümmert.



Das Plumpsklosett

Die Plumpsklosetts sind allmählich fast alle verschwunden, und ich hatte Glück, daß ich bei Frau Reker in Horstheide noch eins auf dem Hof fotografieren konnte. Der Eimer, der sog. Goldeimer, wurde entweder auf dem Misthaufen oder in einem Erdloch im Garten entleert. Viele Klosetts waren aber auch im Stall untergebracht, so daß die Benutzer nicht nach draußen gehen mußten und im Winter auch nicht der starken Kälte ausgesetzt waren.

5. Möglichkeiten der Freizeitgestaltung

Bei Heinrich Armbrust auf der Kegelbahn



Die Elmshorner Chaussee

Die Aufnahme mit Blick in die Elmshorner Chaussee, wie der Straßename auf der Karte vermerkt ist, zeigt gleich drei Wirtschaften. Links ist die Gastwirtschaft „Stadt Hamburg“ zu sehen, die sich ab 1894 im Besitz von Heinrich Evers befand, der 1912 zum Hauptmann der Feuerwehr gewählt wurde.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befinden sich zwei Wirtschaften, die aber wesentlich kleiner sind. Ganz rechts steht die Wirtschaft von Hinrich Brandt.

Dahinter, getrennt durch die schmale Straße, liegt die Gastwirtschaft „Zur Börse“, die Heinrich Armbrust seit 1904 führte. Das Gebäude hat einen verbretterten Stufengiebel, an der Straßenseite eine Utlucht, ein mit Pfannen gedecktes Dach sowie die typischen kleinen Sprossenfenster aus Holz.

Heinrich Armbrust besaß auch eine Kegelbahn, auf der sich die Bürger gern vergnügten, und im Jahre 1913 gründeten einige Herren einen Kegelclub, den sie „Gut Holz“ nannten.



Die Gründungsmitglieder von „Gut Holz“ im Jahre 1913
vordere Reihe von links: Jürgen Rohwedder, Hans Schlabohm, Johannes Ludwig Schuldt, Heinrich Evers, Heinrich Armbrust, Max Hederich, Tewes Harder
hintere Reihe: Adolf Hanemann, Johannes Schuldt, Hermann Brammann, Rudolf Stick, Ludwig Böhrs

1988 verfaßte Otto Sinn zum 75jährigen Bestehen von „Gut Holz“ ein plattdeutsches Gedicht, das wie folgt lautet:

Bei Heinrich Armbrust op de Kegelbahn,
dor kamen twölf Horster Bürger mal tosam.
Ik will se hier mal mit Namen nennen.

Adolf Hanemann
Johannes Schuldt
Ludwig Böhrs
Rudolf Stick
Hermann Brammann
Jürgen Rohwedder
Hans Schlabohm
Johannes Ludwig Schuldt
Heinrich Evers

Schlachter
Tischlermeister
Tischlermeister
Malermester
Viehhändler
Uhrmacher
Amtsschreiber
Kaufmann
Gastwirt

Heinrich Armbrust
Max Hederich
Tewes Harder

Se kegeln ganz vergnügt und pass mal op,
se gründ an den Abend en Kegelklub,
se warn sik so wichtig und ganz stolz
und döpen em op den Namen „Gut Holz“

Die Berufsbezeichnungen habe ich zur Information hinzugefügt.

Gastwirt
Geschäftsführer
Drogist

Bei Henry Zimmermann im „Moorbad Donnerkuhle“



Das „Moorbad Donnerkuhle“



Diese Karte, einst verkauft im „Moorbad Donnerkuhle“, zeigt Teilansichten des Bades, und sie kann zur Spurensuche anregen, um Näheres über das Bad, seine Entstehungsgeschichte und über seine damalige Bedeutung zu erfahren. Dabei stößt man zwangsläufig auf dessen Gründer, Henry Zimmermann, der Mut, Kreativität und genügend Ausdauer besaß, um mitten im Moor ein Badeparadies für alt und jung zu schaffen.

Henry Zimmermann kaufte 1928 ein Grundstück auf dem Torfmoor, das zur Hälfte aus Wasser bestand und zu dem auch die Donnerkuhle gehörte. Er war ein pensionierter Polizeibeamter und besaß in Eimsbüttel einen Tabakladen, den er veräußerte, um mit seiner Familie ins abgelegene Horster Moor zu ziehen, wo er seine Ruhe zu finden hoffte.



Henry Zimmermann

Zwei Motive waren es, die ihn veranlaßten, das Moorbad zu bauen.

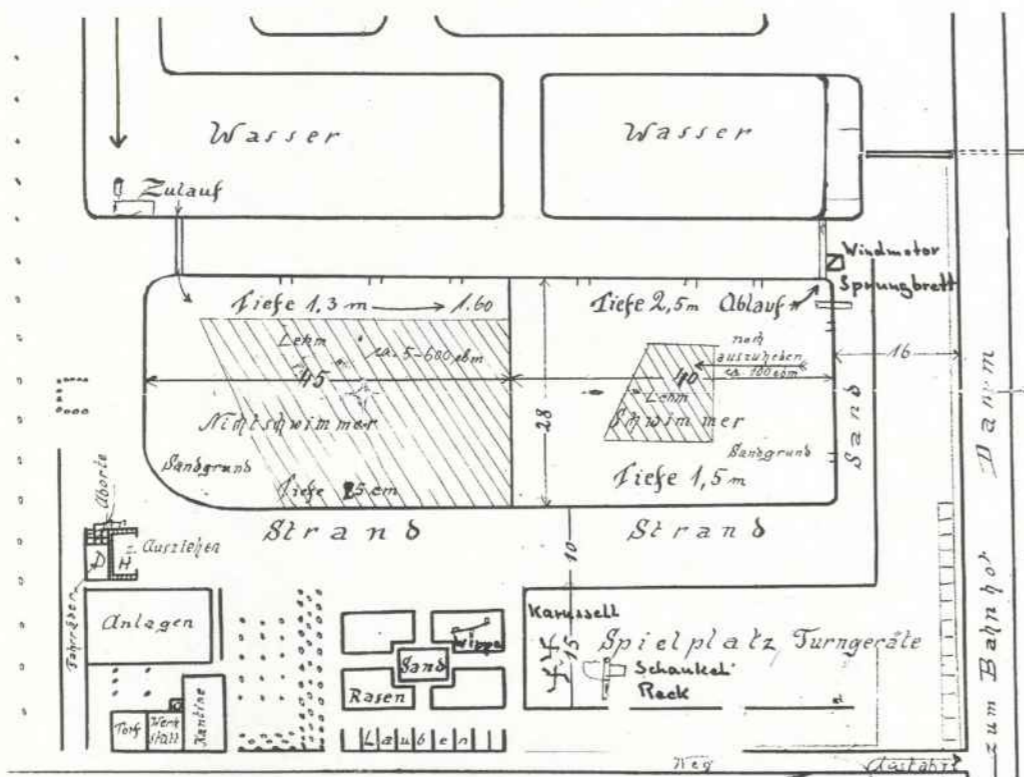
1. Im Sommer konnte er beobachten, wie etliche Kinder regelmäßig in der Donnerkuhle badeten, was aber nicht ganz ungefährlich war, weil die Kuhle, ein riesiges Backtorfloch, nach etlichen Metern steil abfiel.

2. Sein Pferd „Laura“, mit dem er das Land kultivierte, versackte eines Tages bis zum Bauch im Moor, und da er nicht in der Lage war, das arme Tier zu befreien, ging er ins Haus, um ein Messer zum Abstechen des Tieres zu holen. Als er wieder zurückkam, hatte sich das Pferd glücklicherweise selbst befreit und stand auf dem befestigten Weg. Henry Zimmermann vermutete deshalb, daß unter der Moorschicht an dieser Stelle fester Boden sein müsse, was eine Überprüfung auch tatsächlich bestätigte.

1930 begann er mit der Arbeit, nachdem er eine Planskizze angefertigt hatte. Zuerst mußte er zur Begradigung einen Damm aufschütten, und danach fing er an, dicht neben der 5 bis 6 Meter tiefen Donnerkuhle ein Becken für Schwimmer und Nichtschwimmer auszuheben. Dabei setzte er auch zwei selbst konstruierte Maschinen, einen Bagger und ein Förderband, ein. Den Abtransport der Torf- und Schlammassen bewerkstelligte er mit Feldloren, für die er extra Gleise legte.

Fast drei Jahre arbeitete er unermüdlich überwiegend allein, ehe die Gemeinde ihm erst 1933 für einige Wochen fünf arbeitslose Männer zur Verfügung stellte, die mit-helfen sollten, den tieferen Grund des Schwimmbeckens auszuheben. Es gab aber außerdem noch viel zu tun, denn etliche Einrichtungen mußten geschaffen werden, um Gäste anzulocken und zufriedenzustellen. Dazu zählten beispielsweise der Sprungturm am Schwimmbecken, die Umkleidekabinen und die Toiletten für die Damen und Herren, der Abstellplatz für die Fahrräder, die Kantine, der Sandkasten und die Wippe für die Kleinen, eine große Schaukel, ein Reck, ein dickes Kletterseil, eine Art Kettenkarussell, die Lauben zum Kaffeetrinken, das Windrad oder der schöne Sandstrand.

Am 1. Mai 1933 war Eröffnung.



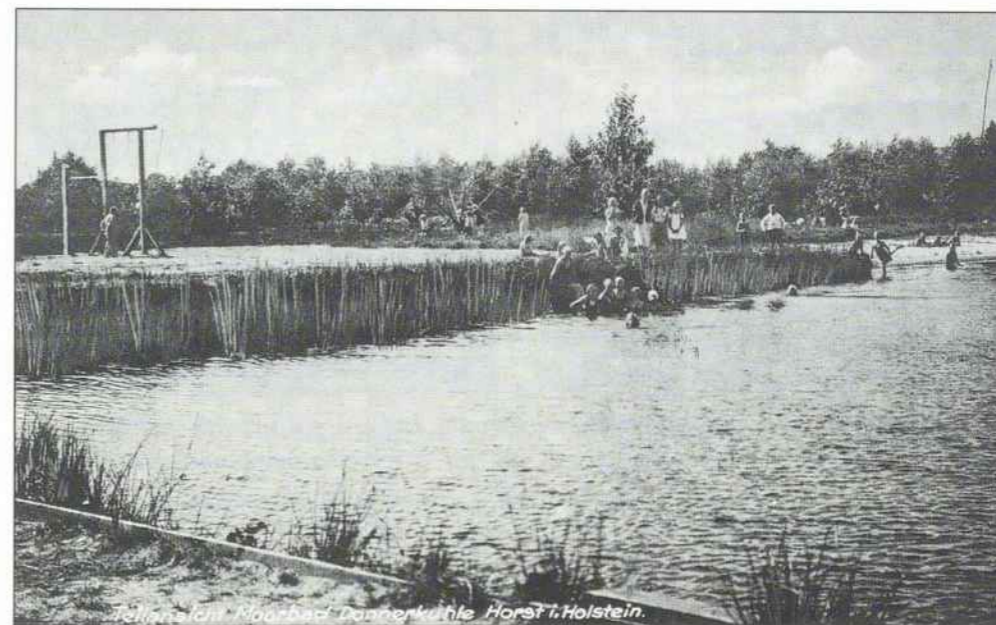
Planskizze „Moorbad Donnerkuhle“

Henry Zimmermann hatte es auch verstanden, das stehenden Gewässer in ein Fließgewässer umzuwandeln, indem er von der Donnerkuhle einen Zulauf zum Nichtschwimmerbecken schuf und das Wasser aus dem gesamten Badebecken mit einer selbstgebauten Pumpe, einer Windmühle, allmählich wieder in einen Abzuggraben pumpte.

Auf diese Weise erzeugte er durch den ständigen Wasserstrom eine gute Badewasserqualität, ohne daß Chlor zugesetzt werden mußte. Sonntags gab es im Bad immer selbstgemachten Kuchen: Erdbeertorte, Rosinenkuchen oder den beliebten Puffer. Die Gäste konnten dann beim Kaffeetrinken in den Lauben sitzen und die reine Sommerluft genießen.

Außerdem vermieteten die Zimmermanns noch ein kleines Wochenendhäuschen, in dem sich zwei Betten befanden, und zum Kochen stand den Gästen immer ein Spirituskocher zur Verfügung.

Gern benutzten die Gäste entweder das Ruder- oder das Paddelboot, mit denen sie die Donnerkuhle befahren konnten, die für den Badebetrieb gesperrt blieb. So entwickelte sich das „Moorbad Donnerkuhle“ im Laufe der Zeit zu einem beliebten Ausflugsziel, das nicht nur von den Horstern, sondern auch von Leuten aus der weiteren Umgebung besucht wurde, und Henry Zimmermann war sehr enttäuscht, daß die Gemeinde den Torfmoorweg nicht ausbauen wollte.



„Moorbad Donnerkuhle“

Bilder aus dem Moorbad



Ein Lehrer steht mit seiner Schulklasse vor der Umkleidekabine, die anfangs noch offen war und in der auch die Kleidung aufbewahrt werden konnte.



Etliche Badegäste stehen am Eingang zur Kantine, in der es Brause, Kekse, Schokolade, Zigaretten und Bier zu kaufen gab. Auf dem Boden über der Kantine lagerten die Heuvorräte für die Ziegen, und im linken Teil des Schuppens befanden sich die Werkstatt sowie der Lagerraum für den Torf.



Die Kinder vergnügen sich im Nichtschwimmerbecken.



Die Kleinen spielen im flachen Wasser.



Es wird gesungen.



Kreisspiele werden durchgeführt.



Jugendliche auf der Wiese.



Das vollbeladene Ruderboot.

Da Henry Zimmermann die Instandsetzungsarbeiten allein nicht mehr schaffen konnte, die Gemeinde das Bad aber nicht übernehmen wollte, verkaufte er 1949 seinen Besitz und zog nach Eidelstedt.

Der Badebetrieb wurde nach seinem Umzug nicht wieder aufgenommen. Sein Sohn Werner muß oft an das Moorbad zurückdenken. Er bewundert eigentlich noch immer seinen Vater, der mit einer gewaltigen Energieleistung so viel Gutes für die Allgemeinheit getan hat und der besonders den Kindern damals mit dem Moorbad ein kleines Paradies geschaffen hatte.

6. Andere Zeiten – andere Bedürfnisse

Zur baulichen Entwicklung der Häuser Am Markt Nr. 3 und Nr. 4



Hauptstraße mit Marktplatz

Auf der sogenannten Mondscheinkarte ist links die mit drei Gesimsstreifen versehene Schenkwirtschaft Am Markt Nr. 3 abgebildet, an die sich das Haus Nr. 4 mit der Durchfahrt in der Vorderfront anschließt. Ursprünglich war die Wirtschaft in einem anderen Gebäude untergebracht, die im Besitz von Paul Averhof war, der auch noch eine Grützmüllerei betrieb. Nach seinem Tode heiratete seine Witwe Hans Süverkrübbe. 1876 brannte das Haus ab, wurde jedoch im selben Jahr wieder aufgebaut.

Der Schwiegersohn Hans Hinrich Kruse übernahm 1880 die Schenkwirtschaft und gab ihr 1893 den Namen „Zur schönen Aussicht“, da seine Gäste durch die Fenster seines Hauses einen Blick auf die gegenüberliegende Straßenseite werfen konnten, wo die St. Jürgen Kirche stand, die von Büschen und Bäumen umgeben war. 1911 übernahm sein Sohn Robert Kruse den Besitz, der neben der Schenkwirtschaft noch ein Fuhrwesen sowie eine Mineralwasserfabrik betrieb.

Er nahm 1934 einen aufwendigen Umbau vor, ließ das Haus Nr. 4 abreißen und über beide Grundstücke ein stattliches Gebäude errichten, das den Namen „Deutsches Haus“ erhielt.

Außerdem installierte er vor dem Haus eine Tanksäule und eine Brückenwaage. Letztere stellte er gegen Entgelt auch anderen Benutzern zur Verfügung, nutzte diese aber auch für den eigenen Kohlenhandel.



Das „Deutsche Haus“
Der gummbereifte Wagen steht auf der Waage.

Nach dem 2. Weltkrieg führte Otto Kruse den Betrieb weiter, und er modernisierte das Fuhrwesen und den Kohlenhandel, indem er statt der Pferde Kraftfahrzeuge einsetzte.

1954 kaufte der Landwirt Wilhelm Eggers den Betrieb, 1955 Jochen Siemen und 1975 die Firma Raab-Karcher.

Danach führten etliche Pächter die Gastwirtschaft, wie z. B. das Gastwirthehepaar Ingried und Max Meier, das die folgende Ansichtskarte herausgab, auf deren Rückseite ein kurzer Werbetext stand.

Gut bürgerlicher Mittagstisch, gepflegte Getränke, großer Saal für ca. 600 Personen und Clubräume für 20 bis 50 Personen.

Großer Parkplatz sowie überdachte Garagen.



Hotel Deutsches Haus Horst/H.

Ansichtskarte „Deutsches Haus“

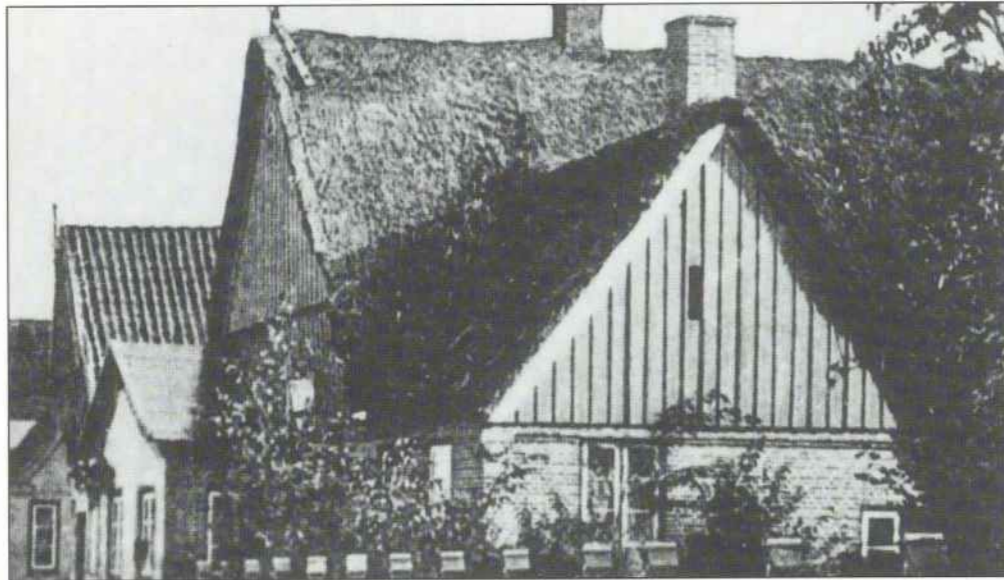
Der letzte Besitzer verkaufte das Haus. 1980 erfolgte der Abriß des Gebäudes, und 1981 entstand am Markt Nr. 3 und Nr. 4 ein Selbstbedienungsladen der Handelskette Leibbrandt, abgekürzt HL Markt. Auf 500 m² großer Verkaufsfläche wurden ca. 4000 Artikel angeboten, wie z. B. Obst, Gemüse, Kolonialwaren, verschiedene Brotsorten, Backwaren, Molkereiprodukte, Fleischwaren, Gebrauchsgüter, Tiefkühlkost, Konserven oder Spirituosen.

Heute ist in dem Gebäude ein „miniMal Getränkecenter“ untergebracht, und da der Bau wegen des benötigten Parkplatzes zurückgesetzt wurde, ist die einst geschlossene Baulinie am Markt unterbrochen.



Das „miniMal Getränkecenter“ 1994

Am Markt Nr. 1



Das Bauernhaus von Hinrich Brandt

In der Straße Am Markt Nr. 1 stand einst das abgebildete reetgedeckte Bauernhaus, hinter dem sich noch ein langgestreckter Stall befand.

Der letzte Besitzer hieß Hinrich Brandt, der 1896 von seinem Vater Peter Brandt das Anwesen mit 9,8 ha Land übernahm. Er hielt Schweine, vier bis sechs Kühe, 30 bis 40 Hühner und ein bis zwei Pferde. Sein Land war nicht arrondiert, sondern lag in verschiedenen Bereichen des Ortes und teilweise sogar in Moordiek und in Schönmoor.



Im Haus war eine kleine Wirtschaft untergebracht. Sie bestand aus einer Gaststube, in der drei Tische, eine entsprechende Anzahl von Stühlen sowie ein lederbezogenes Wandsofa standen. Der Eingang zur Gaststube befand sich an der linken Seite des Hauses, und die Gäste kamen zum Dämmerschoppen, zur Kaffeetafel nach Beerdigungen oder am Sonntagvormittag nach dem Kirchgang. 1933 verkaufte Hinrich Brandt sein Bauernhaus an die Spar- und Leihkasse in Horst, und nach Abriß der alten Gebäude entstand auf dem Grundstück ein Sparkassengebäude, dessen Einweihung 1934 stattfand.

Das Gebäude wird noch heute genutzt, aber es mußte baulich verändert werden, um den wachsenden Ansprüchen zu genügen. Deshalb wurde der Altbau 1964 umgestaltet und durch einen Anbau mit einer Kassenhalle erweitert.

Die letzten baulichen Maßnahmen und Renovierungen erfolgten in der Zeit von 1980 bis 1992, und schon 1980 stand die neu gestaltete Kassenhalle den Kunden zur Verfügung.

Die Sparkasse Horst ist eine selbständige Sparkasse der Gemeinde Horst geblieben, obwohl etliche Fusionspläne ihre Eigenständigkeit bedrohten. Sie ist außerdem die kleinste selbständige Sparkasse in Schleswig-Holstein, und die Geschäftsergebnisse sind so gut, daß ein Vergleich mit dem Landesdurchschnitt positiv ausfällt.

Trotz aller eingeführter Technik ist der persönliche Service mit der fachlichen Beratung nicht verlorengegangen. In der Sparkasse, die heute von den Sparkassendirektoren Herrn Holm und Herrn Peperkorn geleitet wird, herrscht eine freundliche Atmosphäre, und die Sparkasse wirbt mit dem bekannten Spruch:

wenn's um Geld geht
Sparkasse 
Ein Unternehmen der  Finanzgruppe

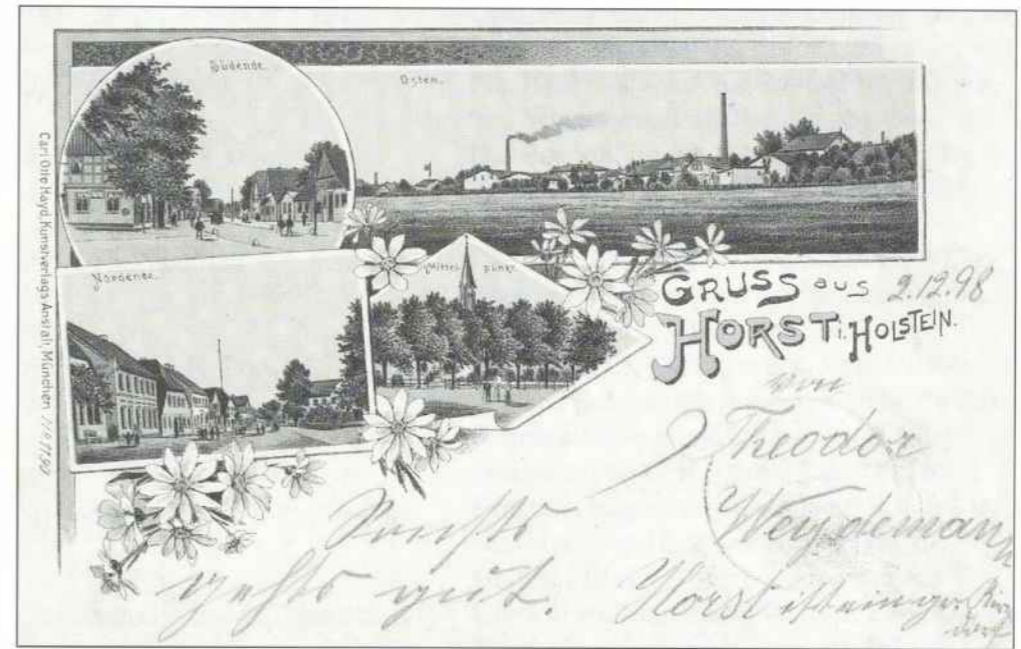
Am 1. November 1995 konnte die Sparkasse das 111jährige Jubiläum feiern.



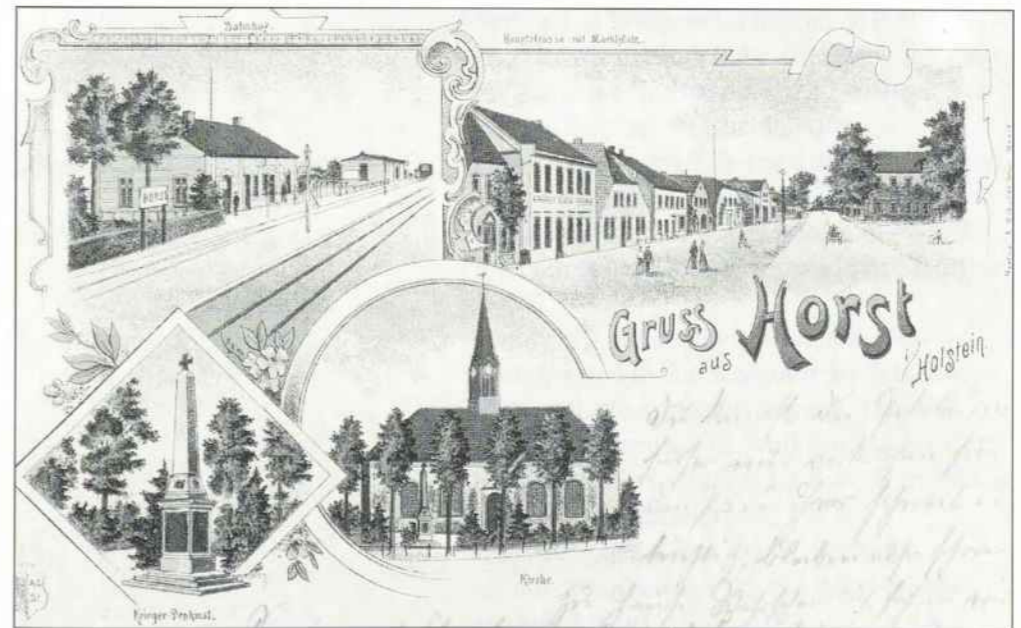
Die Sparkasse Horst

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch einmal dankbar hervorheben, daß der Verkaufspreis dieses Buches dank Sponsoring durch die Sparkasse Horst um 25 % gesenkt werden konnte.

XIV. Grußkarten aus Horst



Zwei Grußkarten aus Horst



Literaturverzeichnis

- 1) BARTELS, ECKHART: Opel, Personenwagen, Eine Chronik, Verlag Podszun-Motorbücher, Brilon, 1987.
- 2) GILDE, WERNER: Für 1000 Dollar um die Welt, Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum 1984.
- 3) GRAVERT, JOHANNES: Die Bauernhöfe mit den Familien ihrer Besitzer, Druck und Verlag von J. J. Augustin in Glückstadt, 1929.
- 4) LÖTJE, WALTER: Die Bauernhöfe mit den Familien ihrer Besitzer, Ergänzungsband I, Druck und Verlag J. J. Augustin in Glückstadt, 1953.
- 5) HEYDORN, H. D.: Sammlung der Verfügungen, Entscheidungen und Bekanntmachungen, welche für das Patrimonialgut Horst erlassen sind. Buchdruckerei von C. H. Dieck, Elmshorn 1858.
- 6) PASTOR DETLEF JUHL: Horst in Holstein einst und jetzt, Kommissionsverlag von Hermann Kröger, Horst in Holstein 1931.
- 7) GEMEINDE HORST (HRSG.): Horst in Holstein einst und jetzt, Band II, 1931–1981, Gemeinde Horst in Holstein George oHG, Itzehoe 1982.
- 8) DR. KRAFFT, GUIDO: Die Tierzuchtlehre, 2. Aufl., Berlin 1878, Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey.
- 9) KUSS, JOHANNA: Die Holsteinische Küche oder Anleitung zur Führung des Hausstandes, 28. Auflage, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
- 10) SCHMARBEK, S. W./FISCHER, B.: Alle Opel Automobile seit 1899, Motorbuch Verlag Stuttgart, 1. Aufl., 1972.
- 11) WITT UND ZIMMERMANN: Der landwirtschaftliche Unterricht im Lehrerseminar, 2. Aufl., Ferdinand Hirt, Breslau 1908.
- 12) KETTEMANN, OTTO: Handwerk in Schleswig-Holstein, Geschichte und Dokumentation im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum, Band 18, hrsg. vom Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität Kiel, Karl Wachholtz Verlag Neumünster, 1987.
- 13) — Die deutschen Autos der Wirtschaftswunderzeit, Verlag Podszun-Motorbücher, Brilon, 2. Aufl. 1985.

Sonstige Quellen:

Diverse Bauzeichnungen, Kaufverträge, Rechnungen, alte Postkarten, Landkarten, Fotografien, Verbands-Wanderbücher, Hofkarten, Ahnentafeln, Bilder und Artikel der Elmshorner Nachrichten, Kursbücher der Bundesbahn, Bilanzauszüge der Bundesbahn, Katalog Kaiser-Basar, Werbeprospekte von Tempo, Kirchenbücher, Lagepläne, Informationen von Horster Bürgern.

Bildnachweis

- 1) Die Bauzeichnungen vom Bahnhof lieferte Herr Eckhart Brandt aus Horst.
- 2) Die Bilder auf Seite 121, 159 und 176 stellte Herr Reinhard Mau aus Kiel-Holtenau zur Verfügung.
- 3) Viele der anderen Bilder stammen aus Familienalben von Horster oder ehemaligen Horster Bürgern.
- 4) Die Reproduktionen sowie die neuzeitlichen Aufnahmen stellte der Verfasser selbst her.

Adolf Ralf, Horst

Damen u. Herrenbekleidung
Betten und Bettwaren-Aussteuerartikel
Teppiche - Gardinen
FERNRUF: 128

Werner Rosenau Schuhmachermeister

Spezial Reparatur durch *Infrarot-*
Bestrahlung schont auch Ihre Schuhe
Neuanfertigung nach Maß
Horst, Elmshornerstr. 32

Hermann Bestmann

BÄCKEREI
KONDITOREI
KOLONIALWAREN
HORST/HOLST.
Elmshornerstr. 13, Telefon 178

Autovermietung
TAG u. NACHTBETRIEB
Fahrräder - Auto-
Motorräder -



TEL. 269 Dipl.-Ing. Wilh. Leonhartsberger TEL. 269
HORST FAHRSCHULE HORST

Preiswert u. geschmackvoll
kaufen Sie bei
Otto Vöhren + Sohn
Horst/Holst. Bahnhofstr. 9
Praktische Hausgeräte + viele
Geschenkartikel. Modernste
elektr. Geräte, sowie Beleuch-
tungskörper, Sorgfältige Aus-
führung aller Licht- und
Kraftanlagen
Klempnerarbeiten + Installationen

Johs. Mohrdieck

Lebensmittel-Spirituosen-Spielwaren
Herde - Hausstandssachen - Öfen!
HORST/HOLST, FERNRUF: 149

Für alle vorkommenden
Tischlerarbeiten in bekannter
Güte u. Qualität empfehlen sich
Tischlermeister Rück u. Sohn
Horst/Holstein, Bahnhofstr. 40

Ihr Berater
Max Höft-Schneidermeister
HORST/HOLST, RUF: 328
Große Auswahl, stets Neueingang in
Kostüm-Anzug-u. Mantelstoff, -
gut sortiertes Lager in bewährten
Aachener-Spitzenqualitäten.

ff Fleisch + Wurstwaren Germann Matthiessen

eigene Schlachtereier u. Wurstherstellung!
Horst/Holstein Fernruf: 118
Schulstraße 10 Horstheiderweg 9

Autovermietung
Walter Rieck
RUF:  141
Horst, Buschweg 2

Kaffee, Konfitüren
Zigarren-Zigaretten
von
Eis-Runow
HORST, am Markt RUF: 330

ff. Schlachtgewürze ausreichend



NIE WIEDER
SO BILLIG!

Ernst Sievers
Horstheiderweg 35

je 100gr. w. u. schw. Pfeffer gem.
30. Salpeter, 17gr. Senfsaat
je 20. Nelken u. Muskat gem.
je 10. Majoran, Kümmel, Tymian
8. Lorbeerlaub
je 5. w. Pfeffer, Nelken, Piment ganz
Alles zus. in Cellophanbeutel verp.
Anderer Zusstllg. nach Wunsch

Streichfertige Delfarben Teer - Corbolineum Bruno Harder, Horst-Bahnhof RUF: 257

BÄCKEREI KONDITOREI

Herbert Stahmer
HORST/HOLST. SCHULSTRASSE 5
Telefon: Horst 265

Wilh. Lück
Milch- u. Fettwaren
Horst, Döhlstr. 30

Licht-Kraft-
Rundfunk
Klempnerei u. Installation
Karl Wulff
Elektromeister RUF: 191

Frisch-Fisch { Obst
Marinaden { Gemüse
Räucherwaren
EuW. Böll
SCHULSTR. 13

Elektromeister
Hermann Wulff
Elektr. Licht- u. Kraftanlagen,
Hausgeräte, Beleuchtungskörper,
Rundfunkgeräte in großer Auswahl!
Horst, Bahnhofstr. 30 RUF: 104

Winter Villwoth

UHRMACHERMEISTER
vormals P. Siemonsen

Horst, Schulstr. 6
FACHGESCHAFT
Für Uhren, Schmuck
und optische Artikel

Sämtliche Reparaturen
in eigener Werkstatt!



Bäckerei u. Konditorei
Kolonialwaren RUF: 220

Emil Schröder

Inh. W. Hansen
Horst, Bahnhofstr. 27a
ff. Torten u. Feingebäck
LIEFERUNG FREI HAUS

Germann Goldwedel

AUTOMOBILE - MOTORRADER - FAHRRÄDER -
REPARATURWERKSTATT Priv. FAHRSCHULE
HORST/H. Auto- SHELL Großtankstelle RUF: 250

Maßschneiderei
Gerhard Causenfreund
HORST/HOLST, HORSTHEIDERWEG
Erstklassige Kostüme, Anzüge
Herren- u. Damenstoffe Stofflager
Beste Verarbeitung, sol. Preise

Melerei Genossenschaft
e. GmbH, Horst/Holst.
Auf die Marke kommt es an,
MH-Produkt schmeckt jedem
RUF: 213

Schuhreparatur, Maßarbeit
Paul Vob
Schuhmacher
Horst, Elmshornerstr. 5

Ein vorzügliches Geschenk
Kolbenfüllhalter
In Edelchrom-Indium-Feder
mit Gravur nach Ihren Wünschen
DM 2,-90
Hans Scheffler, Horstheiderweg 1

Geflügel- u. Nerzzucht
Feideruh
Fjans-Peter Jöns
Horstheide, Telefon 147
Lohnbrut, Einlagküchen
Jung-Fleunen

Bau- u. Möbeltischlerei
mit elektrischem Betrieb
Ferm. Witt
Tischlermeister
Horst/Holstein
ANFERTIGUNG VON SÄRGEN

Bäckerei u. Konditorei RUF: 194 Claus Ritscher Horst/Holst. Bahnhofstrasse 14

Maßanfertigung von Kleidern -
Kostüme - Mäntel - Kinderkleid.
DAMENSCHNEIDEREI
W. Bongartz
Schneidermeisterin
HORST, ELMHORNERSTR. 6 TEL: 29

Güternahtverkehr
Transporte aller Art
2 x wöchentl. Stückgut
HORST - HAMBURG
Richard Ahrens
Horstheiderweg 9 RUF: 134